3 1761 07394606 3

Bücher Sammlung
von
Ph. Nathusius.

65/3756 W

W

263

Reg. neb. Klass.

rev'd 25/7 96

Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Erster Theil.

Iserlohn, 1831.

Bei W. Langewiesche.

PT
2363
H24F6

Inhalt.

Seite

Vorrede v

1. Jungfrauen, — Dichter, — ihr Unglück, und guter Rath für sie 1
2. Ida, oder Liebe und Wahrheit, eine kleine pädagogische Novelle 7
3. Etwas, das Sancho Pansa gesagt hat . . 20
4. Merkwürdige Sage, Paul Gerhard betreffend 22
5. Ehre dem Genie 25
6. Die Sage vom ewigen Juden . . . 28
7. War Gellert furchtsam? 45
8. Ein großer Dichter, ein guter Mensch . . 51
9. Aeußerung des Cervantes über sich selbst . 56
10. Wetter und Schrift 61
11. Etwas aus Adelung und Campe . . . 64
12. Jean Paul als Mensch und Dichter . . 68
13. Wem soll ich nun glauben? 80
14. Zur Charakteristik der Brandenburger . . 83
15. Berliner Redensarten 93
16. Goethe dedicirend 95
17. Leben und Nebel 99

Seite

18. Wer hat in Berlin die erste Theaterkritik geschrieben? 102
19. Johnson und Garrik 104
20. Das begünstigte Thier 108
21. Reminiscenzen 110
22. Für Liebevolle und Liebelose 112
23. Der Prinz in Emilia Galotti . . . 115
24. Mittel gegen die Philisterhaftigkeit . . 125
25. Gesellschaftsgesichter nach Stunden . . 128
26. Die zwei Wünsche 137
27. Griesbach 140
28. Zur Erziehungslehre 149
29. Bücherleser und Käufer 152
30. Mittel, geschwind berühmt zu werden . . 164
31. Der Mensch und die Stunde . . . 175
32. Kinder, Kinderlieder, Kinderfreuden . . 181
33. Häuslichkeit und Unhäuslichkeit . . . 196

Vorrede.

Die wohlwollende Theilnahme, welche manchen meiner seit einer Reihe von Jahren in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze begegnete, veranlaßt mich, sie zu sammeln.

Mit diesen fröhlichen Worten fangen die meisten Vorreden zu ähnlichen Sammlungen an; allein man soll ein gutes Lied darum nicht scheuen, weil es schon oft gesungen worden ist; und es kommt am Ende doch immer nur darauf an, ob man es singen darf.

Die Auswahl, die ich getroffen, ist sorgfältig, und die Feile, die ich angelegt habe, streng, so daß ich vielleicht gar fürchten muß, manche

Leſer werden ſie hie und da für zu ſtreng halten. — Ueberhaupt iſt das Auswählen aus einem großen Vorrath eigener Arbeiten, das Verbeſſern, Sichten und Ordnen zwar eine erfreuliche, aber auch ſchwierige Arbeit. Man thut ſich doch nie genug, und weil man ſo ſehr wünſcht, es zu können, mag man ſich leicht mitten in der Freude beunruhigt fühlen.

Ueber den Gedanken des Ordnens möchten ohnehin nicht alle Eines Sinnes ſein, und ich will nur geſtehen, daß mir die Ordnung nach Zahlen, obwohl ſie freilich nothwendig iſt, nicht als die wichtigſte vorkommt. Nur in Beziehung auf den Aufſatz, mit dem das ganze Werk beginnt, ſei mir verſtattet, anzuführen, daß ihm die erſte Nummer ertheilt wurde wegen des Beifalls, den ihm ein ſehr verehrter deutſcher Schriftſteller ſchenkte, in deſſen greiſen Locken der Kranz unverwelklicher Jugend blüht.

Manche der hier mitgetheilten Aufſätze ſind

jedoch neu, und bisher noch nicht gedruckt. Möge ihnen dieselbe Gunst zu Theil werden, deren manche andere sich schon früher zu erfreuen hatten.

Der erste Titel dieser Sammlung „Fortepiano" kann vielleicht befremden, doch hoffentlich nicht lange. Man weiß, wie schwierig es ist, heut zu Tage noch eine neue Aufschrift für „vermischte Schriften" aufzufinden. Griechische, römische und altdeutsche Götter und Göttinnen haben längst ihre Namen den Titelblättern gespendet, auch Bäume und Blumen in großer Anzahl wehen uns daselbst heilverkündend an. Nur musikalische Instrumente sind bisher nur selten zur Bücherbenennung gebraucht worden, und so bot sich mir zu diesem Behuf das allbekannte Clavier und Pianoforte an, das traulichste der Instrumente, das bei keinem frohen geselligen Abende zu fehlen pflegt. — So, denke ich, wird man sich mit der Aufschrift leicht versöhnen.

Zum Schlusse: — Das Leben und die Liebe eines Menschen wie eines Buchs kann nur von dem Leben und der Liebe des Begegnenden erfaßt werden. Wo aber dieses und diese waltet, wird es auch nicht an Güte und Nachsicht fehlen.

Berlin, am 24. November 1830.

Franz Horn.

1.

Jungfrauen, — Dichter, — ihr Unglück, und guter Rath für sie.

Man hat das Leben alter Jungfern oft geschildert, und meistens auf eine bequem satyrische Weise. Sie waren früher schön und meinten, ihre Jugend und Schönheit solle immer dauern, waren mäklig und wähleriſch, bis endlich nichts mehr zu wählen übrig blieb, und gänzliche Verlassenheit folgte, worüber der höchst satyrisch lächelnde Darsteller eine nicht sehr erfreuliche Herzensfreude empfindet und laut werden läßt.

Bedenklich ist dabei, daß fast Niemand mit den alten Junggesellen eben so hart verfährt, die freilich meistens weniger unglücklich, aber auch weniger sittlich zu sein pflegen, als jene alte Jungfern.

Auch der nahe liegende Vergleich jener Jungfern mit wenigstens sieben Achteln der — Dichter kommt nicht zur Sprache. — Wir finden hier:

Uebermüthige Jugend, schwelgend in einzelnen süßen Gefühlen, oder, wenn's hoch kommt, ergreifenden Ideen, — alle Musen und Grazien umtanzen das Leben derselben, auch stellen sich endlich einige graziöse Buchhändler ein, — höchster Aufschwung des Stolzes, fröhliche Kämpfe mit dem Publikum und den Recensenten, der Poet wird wol gar Liebling des Publikums, und hofft, es solle ewig dauern. Aber dem ist nicht also, und es kommt eine Zeit, wo er vor dem Spiegel plötzlich gewahr wird, daß er einige graue Haare bekommen hat, er findet, daß das Publikum wenig mehr von ihm redet, und daß die meisten Kritiker gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollen. Einige meinen, er schreibe zu viel; andere, er wiederhole sich, und ach! auch die höflichsten Buchhändler klagen, seine sonst ohne Zweifel vortrefflichen Werke wollten nicht mehr recht wandeln. — Der böse Schotte sei Schuld, der alles überflügle, obwohl vermuthlich auch nur noch für das nächste Quinquennium. Es dauert lange, ehe der Dichter sich entschließen kann, an solchen Jammer zu glauben; dennoch giebt es Stunden, in denen er sich sagt: „Saßest Du auch einst nicht auf einem der literarischen Fürstenstühle, so doch etwa auf der Grafenbank, und Deine

Stimme war eine volle, die sorgsam mitgezählt wurde; aber in dem jetzigen Getümmel hört man Dich nicht sonderlich. Du bist, wenn auch noch nicht abgesetzt, doch der Absetzung nahe."

Und er ist doch noch so jung, — etwa ein fünf und dreißiger! — Das Publikum darf in keinem Falle merken, daß er — es merke; — und nun nimmt er seine Zuflucht zu manchen unerfreulichen Mitteln, um sich neuen Credit zu verschaffen, und thut vornehm, wie ein Kaufmann, der seinen nahen Banquerot nicht verrathen will. Er rühmt die große Gunst des Publikums, in der er stehe, und dankt sehr; — man lächelt. Er versucht, was ehedem Glück machte, zu wiederholen und wird manierirt. Er bemüht sich, seine Bitterkeit mit Humor zu verhüllen, aber man sieht die Grimasse. So kommt etwa das vierzigste Lebensjahr heran, und er ist — älter als die älteste alte Jungfer.

Wie es denn weiter geht im fünf und vierzigsten, funfzigsten, sechszigsten Jahre u. s. w., darüber wollen wir lieber einen dichten Schleier werfen, um uns nicht mit dem trübsten Mitleid abzuquälen. Die meisten der so eben geschilderten Dichtergattung Angehörigen erreichen auch schwerlich diese Jahre, entweder weil die Schmerzen des unbefriedigten

Stolzes, oder die tiefern eines verfehlten Lebens ihnen früher das Herz brechen, der weil sie in irgend einer Stunde schärferer Klarheit schnell einen andern Weg einschlagen, und, des unheimlichen Treibens müde, sich um ein kleines Amt, etwa bei der — Accise, bewerben, was sie billig viel früher hätten thun sollen, wie z. B. der tiefsinnige Hamann in Königsberg (der freilich auch bei weitem höher stand als jene ganze Poetengattung) als Packhofverwalter mit Recht sehr geschätzt wurde. Sie aber sind meistens dem Casperle in der altdeutschen Puppencomödie „Faust" ähnlich, der sich kaum noch zu rechter Zeit aus dem gefährlichen Teufelsspiel heraus rettet, und zwar in den freilich unbequemen, doch sichern Nachtwächterdienst hinein; nur daß er auch in dieser Stelle einige seiner früheren Unarten nicht lassen kann.

Denken wir indessen mit ganzem Ernste an die früher angedeuteten, innerlich und oft auch äußerlich verloren gehenden Poeten, so mögen wir uns einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, ja es kann Stunden geben, in denen wir aus Mitleid mit ihnen, wie König Lear ausrufen möchten: „Ach, eine Unze Bisam, guter Apotheker, meine Phantasie wieder wohlduftend zu machen."

Wäre ich der also Angerufene und sollte den Apotheker vorstellen, so würde ich über die Unze nicht verlegen sein, sondern auf eine ganze Welt voll Blüthenduft, der schöner ist als aller Bisam, hindeuten. Die Strafe jener Poeten kann freilich nicht ausbleiben, denn sie selbst haben sie hervorgerufen; willst Du davor gesichert sein, so treibe zuvörderst alles, was Du treibst, aus reiner Liebe zu der Sache; begegnet Dir dabei der Beifall der Menge, so mögest Du Dich darüber freuen, doch nur wie über ein Geschenk, das Dir auch wol einmal entzogen werden kann. Die Poesie sei Dir der reine Athem des Lebens, und lebst Du in dieser reinen Luft, so verlange nicht immer obendrein noch Lob dafür, daß Du so — glücklich bist. Halte ferner ja nicht gleich guten Sinn und Empfänglichkeit für Feuer, eifrige Liebe zur Poesie schon für poetisches Talent, und dieses nicht für dichterisch schaffendes und bildendes Genie. Nur das letztere ist unerschöpflich, während auch das schönste Talent den Nachtigallen gleicht, die, wie uns eine treffliche Gellertsche Fabel erinnert, nur wenige Wochen singen, was wir so leicht und so gern vergessen. Doch sind wir auch besser daran als die Nachtigallen, denn wenn wir unser Talent

zur Poesie, wie billig, mit Geschichte und Philosophie vereinen, dann kann uns selbst im achtzigsten Lebensjahre noch ein neuer Sangesfrühling aufblühen. Endlich — um alles zusammen zu fassen — sei mir verstattet, auch hier wieder mit meinem alten Lieblingsworte hervorzutreten: „Erwirb Dir in der Jugend ewige Jugend.“ Wenn Du es ganz willst, vermagst Du es auch, und wenn Dich dann selbst der tiefste Schmerz trifft als Dichter und Schriftsteller, so wird er Dir doch nie die innere Klarheit und Hoffnung rauben, und unwandelbar fest stehen wird die Ueberzeugung, daß alles was wahrhaft gut und schön ist, das Leben und den Sieg in sich trage, dem keine schwankende Mode etwas anhaben kann.

Aber auch an dem äußern Siege wird es nicht fehlen; nur frage nicht ängstlich, wann er wol kommen werde. Auf dieses „Wann“ giebt es keine sichere Antwort; uns genüge, daß er einmal kommen müsse.

2.

Ida, oder Liebe und Wahrheit.

Eine kleine pädagogiſche Novelle.

Wahr ſein, und mithin ſtets wahr reden, iſt die Bedingung unſrer ganzen moraliſchen Exiſtenz, denn die Lüge iſt in ſich ſelbſt ein Nichts, und der Lügner vernichtet ſich ſelbſt.

Ich ſchicke dieſen Satz, der meine innigſte Ueberzeugung ausſpricht, voraus, um nicht mißverſtanden zu werden und Niemanden zu ſehr zu erſchrekken, wenn ich nunmehr dennoch behaupte, daß manche wohlmeinende Eltern, weil ſie das Erziehungsweſen nicht verſtehen, aus lauter Liebe zur Wahrheit ihre Kinder zu Lügnern oder zu Grobianen machen.

Die verwittwete Räthin Y. war ſeit langer Zeit in großen Sorgen über ihre neunjährige niedliche Tochter. — Ach Gott! ſagte ſie einſt zu ihrem alten Freunde, dem Profeſſor X., was muß

ich erleben? wo hat meine Ida die Schmeicheleien und Unwahrheiten her? Ich frage: „Haſt Du mich lieb?“ und ſie antwortet: „Ganz außerordentlich lieb.“ — „Wie haſt Du geſchlafen?“ „Herrlich.“ — „Wie war es in der Schule?“ „Ganz charmant.“ „Wie ſchmeckte die Suppe?“ „Köſtlich.“ „Aber die Rüben?“ (Ich weiß, daß ſie dieſe proſaiſche Frucht eigentlich nicht gern mag.) „Auch ganz hübſch.“ „Wollen wir heute ſpazieren gehen?“ „Ach, das wäre ſchön.“ „Oder wollen wir zu Hauſe bleiben?“ „Wenn ich nur bei Mutter bin, iſt alles gut.“ „Wie gefällt Dir denn der Onkel?“ (Ich weiß, ſie fürchtet ſich vor ſeiner langen Naſe und ſeiner entſetzlichen Pfeife.) „Ach das iſt ein herzensguter Mann.“ — — Und nun frage ich Sie, theurer Freund, ſind das nicht entſetzliche Lügen? Kann das alles wahr ſein? Gewiß nicht. Sie will ſich nur bei mir liebes Kind machen, aber das erreicht ſie auf dieſe Weiſe bei mir nimmermehr. Sie ſoll die Wahrheit reden, oder ich will das Leben nicht haben. — Und noch Eins: wenn ſie erzählt, übertreibt ſie zuweilen recht lügenhaft, z. B. neulich, als ſie ſagte, ihr ſei ein Mann begegnet, wie ein Rieſe, faſt wie der Stephansthurm ſo groß. (Die Scene iſt nämlich in Wien.) Mich erſchüt-

terte aber auch diese furchtbare Lüge so sehr, daß ich vom Tisch aufstehen und im Nebenzimmer mich ausweinen mußte. O Gott! habe ich darum mich mit der Erziehung abgequält, daß meine Ida nun doch eine Lügnerin wird? — Aber nun, verehrter Herr Professor, rathen, helfen Sie auch einer betrübten Mutter.

Der Professor hatte während dem einige Mühe gehabt, die Lachmuskeln zu beherrschen, hielt aber glücklich an sich und sagte dann mit geziemender Gelassenheit: „Beste gnädige Frau, Sie sind ein Engel, aber von einer aparten Sorte, die nicht recht weiß, wie glücklich sie ist. Ihr Kind ist gut; wollen Sie sie aber besser haben als gut, so wird sie eine Caricatur; sie ist gesund und frisch, liebend und wird geliebt; sie freut sich des Lebens, und so ist nichts natürlicher, als daß sie fast immer lobt. Gerade dadurch offenbart sie ihr freies, gern adelndes Herz. Wer gern tadelt, zeigt sich dadurch als ein rebellischer Knecht; denn der wahrhaft Freie adelt sich, und das Leben, dessen Kern er erfaßt; vor einem Kinde aber, das gern tadelt, würde ich zurückschaudern, wie vor einem Wechselbalg. — Jeder edle Mensch hat, ehe er tadelt, erst eine gewisse zarte Scheu zu besiegen, und es ist

ihm nichts so schmerzlich, als wenn er es endlich doch muß. Ein Kind aber, das in der Liebe lebt, kann gar nicht anders als freundlich sein im Urtheil, und es ist dabei an gar keine Lüge zu denken. Auch mit dem Stephansthurm, als Gleichniß gebraucht, hat es nicht viel auf sich, denn jedes wohlorganisirte Kind hat Phantasie, und zwar eine recht phantastische, mithin auch Lust zum Nekken und Spaßen. Ein anderes wäre es, wenn Ida etwa gesagt hätte: er hatte zehn Fuß drei Zoll. —

Die Mutter sah zwar einige Minuten lang ziemlich beruhigt aus; sie war es aber nicht. Der Professor schien ihr viel zu leicht gesinnt, und sie brauchte bloß die Tirade auszusprechen: „Ach, Sie verstehen das zarte Mutterherz nicht," um sich selbst Thränen in die schönen Augen zu locken; denn die Tiraden haben eben das Schlimme an sich, daß sie durch den bloßen Klang rühren. Sie nahm sich jetzt fest vor, eine neue Erziehung zu beginnen, und es erging an Ida etwa folgende Predigt: „Mein Kind, Du bist in Gefahr, eine Heuchlerin und Schmeichlerin zu werden. Sei davor recht auf Deiner Hut. Sprich Deinen Tadel offenherzig und unbefangen aus, und denke nicht, mich dadurch zu beleidigen. Die Wahrheit geht mir über alles."

Ida sah die Mutter befremdet an, und konnte sich anfangs nicht darein finden. Sie hatte immer geglaubt, wenn ihr etwas mißfalle, so sei das albern, und sie müsse es unterdrücken. Jetzt aber hörte sie das Gegentheil, und es schien ihr ungemein bequem, die Bitte zu erfüllen.

„Nun, Ida, wie schmeckt Dir der Kohlrabi?" hieß es einige Tage darauf. „Gar nicht hübsch," war die Antwort, „recht häßlich." — „Brav, mein Kind, nur immer mit der Wahrheit heraus! Aber freilich in der Sache selbst hast Du Unrecht, und Du mußt versuchen, auch dieser ohne Zweifel sehr guten Speise Geschmack abzugewinnen. — Wie war es denn in der Schule?" „Anfangs so ziemlich und in der Geschichtsstunde machte der Lehrer einige ganz hübsche Späße. Dann aber kam die Rechnenstunde, und die war sehr ennüyant und eklig." — „Ei bei Leibe!" sagte die Mutter fast erschrokken, „was muß ich hören von meiner sonst so artigen Ida! Kann denn eine so nützliche Uebung, wie das Rechnen, jemals ennüyant sein? und wie kommst Du zu dem unangenehmen Worte „ennüyant," und gar zu dem allerwiderlichsten „eklig?" Ida fing an zu weinen und fiel der Mutter um den Hals. „Ach ich bin sehr unartig gewesen."

— „Nun, nun, mein Kind, die Wahrheit bleibt doch immer die Hauptsache, und deshalb verzeihe ich Dir Deine Ausdrücke gern.“

Ida dachte über die Scene nach, und meinte, es werde sich ja nach und nach alles finden. Am andern Tage kam ein junger Vetter, der sich immer mit der Kleinen viel zu thun gemacht und stets von ihr mit der heitersten Liebe behandelt worden war. Heute sah sie ihn nur obenhin und spöttisch an. Er bemerkte es und sagte: „Heute bin ich ja bei Dir ganz aus der Gnade gefallen.“ „Aus der Gnade?“ erwiederte sie altklug, „das ist ein thörichter Ausdruck. Nur der liebe Gott ist gnädig, sagte neulich mein Lieblingslehrer, der Magister Klärlich.“ — „Nun, nun, meine kleine Magisterin, man scherzt ja wohl; ich meinte nur, ich gefalle Dir heute nicht.“ „Es geht noch wohl an,“ erwiederte sie, „wenn Du neue Spiele angiebst, mag ich Dich ziemlich leiden.“ — Der Vetter faßte lächelnd bedenklich den Puls der Kleinen und sagte: „Mein liebes Kind, Du bist heute entweder krank, oder (nimm es mir nicht übel) ein wenig langweilig.“

Die Mutter hatte während dessen halb traurig, halb entzückt zugehört, und brachte jetzt schnell das

Gespräch auf die gestrige Komödie, worüber nunmehr das Nöthige und Unnöthige vorgebracht wurde. Als man aber auseinander ging, gestand man sich stillschweigend, man sei heute doch nicht so vergnügt gewesen als wol sonst.

Noch schlimmer ging es dem Onkel, der Tante und einigen Hausfreunden. Dem armen Oheim wurde die Ueberschwenglichkeit seiner Nase so oft vorgerückt, daß ihm zuletzt ein hartes: „Ei, Du bist ja ein ungezogenes Creatürchen!" entfuhr. Die arme Tante, die gern Geschichten erzählte, wurde auf die schmählichste Weise unterbrochen, indem Ida versicherte, ihre erst achtjährige Gespielin, die schöne Comtesse Angelika, erzähle viel anmuthiger, und was würde vollends erst der Magister Klärlich dazu sagen? So prächtig wie der erzähle, könne selbst die Mutter lange nicht.

Einige Wochen darauf trat das Kammermädchen, eine sonst gute, ehrbare und sanftmüthige Person, zornig, wehmüthig, schreiend und weinend zu gleicher Zeit, zu der Räthin und klagte, sie könne es mit dem ungezogenen Mädchen nicht länger mehr aushalten, sie schelte gar zu bitterlich, und wenn sie auch von den anzüglichen Redensarten nicht alles verstehe, so sei doch, was sie verstehe, schon

hinreichend, um darüber sehr böse zu werden. Ida ward gerufen, und die Mutter fragte sehr ernst „Was hast Du mit Marien gehabt?“ Ida erzählte anfangs stockend, hinterher sogar ein wenig selbstgefällig mehrere Unarten und sagte dann, gleichsam docirend: „Was ist es denn nun mehr? Sie ist ja doch eine servile, gemeine Natur.“ — Da trat die Mutter erblassend zurück, und erst nach einigen Minuten konnte sie die Frage thun: „Wo hast Du denn diese fürchterlichen Worte her?“

„Der Magister Klärlich brauchte sie neulich, und da ich ihn fragte, was das heißen solle, erklärte er sie. Nun glaube ich, daß Marie servil und gemein ist, und darum nannte ich sie so.“

Die Mutter fühlte sich so angegriffen, daß sie nur sagen konnte: „Du hattest sehr unrecht, und ich hoffe, Du wirst Marien bald wieder versöhnen.“ „Ich kann ja doch nicht lügen,“ antwortete Ida, und die Mutter führte sie schnell und mit zurückgehaltener krampfhafter Heftigkeit zur Thür hinaus. Der Magister Klärlich wurde seit dieser Zeit als ein wahrer frère terrible von ihr angesehen; und doch war der junge Mann sonst so übel nicht.

Es vergingen wieder einige Wochen, und es kam der Räthin vor, als sei es jetzt in ihrem Hause

bei weitem nicht mehr so heiter als sonst, und sie erinnerte sich zuweilen mit Wehmuth an die hübschen Stunden, die sie mit ihrer lieben Kleinen ehedem mit Scherzen, Küssen, Tändeln und Lachen zugebracht hatte. Von allem diesem war jetzt nicht mehr die Rede. Ida sprach sehr altklug und fragte auch zu häufig: „Wozu nützt das?" Das wurde endlich der armen Mutter zu viel, und indem sie ihr Kind einst in einem Augenblick des überströmenden Herzens umfaßte, fragte sie: „Hast Du mich denn auch lieb? — so recht von ganzem, vollem Herzen lieb?" —

— Schreiber dieses gesteht, daß ihn diese Frage, wenn sie nicht aus einer Fülle von Gewißheit und Fröhlichkeit hervorquillt, ja sogar, wenn sie nur feierlich geschieht, mit einigem Schauder anweht; denn keine Antwort ist dann genügend, weil sich aus jeder Antwort Gift saugen läßt. Auch erinnert er sich dabei unwillkührlich an das große Trauerspiel von König Lear, in welchem diese Frage den Untergang eines ganzen Königshauses, so wie noch gar vieler anderer edler Häuser, veranlaßt. Diese Tragödie kann man wol mit Fug und Recht eine unsterbliche nennen, sie wird bis auf den heutigen Tag in gar manchen Palästen, Häusern und

Hütten, und noch dazu in allen fünf Welttheilen aufgeführt, denn es handelt sich hier von der Liebe, die nun einmal den Mittelpunkt jedes lebendigen Lebens ausmacht, es werde nun in Ispahan oder Lima, in Tobolsk oder Lissabon, in Wien oder Berlin gelebt. Es ist eben nicht nöthig, daß dieses Trauerspiel Scene für Scene nachgespielt werde, es ist genug, daß seine Grundlage so häufig vorwaltet. Auch mag es wol mit zu den Wundern desselben gehören, daß es uns sogar in dieser Kindergeschichte einfallen darf. —

Auf Ida's Gesicht wechselten die Farben. Sie streckte die Arme aus, die Mutter zu umfassen, zog sie aber bald wieder zurück, gleichsam als besänne sie sich auf den frühern Befehl, und sagte dann: „Ich habe Dich gewiß sehr lieb, Du gute Mutter, recht sehr lieb; nur —"

„Weiter," erwiederte die Mutter, „weiter! „nur," sagtest Du?"

„Nur," fuhr Ida ziemlich unbefangen fort, „predigst Du seit einiger Zeit so oft, und hast so viel an mir auszusetzen, und — und —"

Die Mutter setzte sich fast entkräftet auf das Sopha, und es vergingen einige Minuten in trübem Schweigen. Dann ermannte sie sich und

sagte: „Geh' hin, mein Kind und spiele, und sage Marien, sie soll mir ein Glas Wasser bringen."

Am Nachmittage ging die arme Mutter wieder zu ihrem alten Freunde, dem Professor, dem sie unter vielen Thränen erzählte, was in den letzten Wochen sich begeben. Er hörte sie mit großer Theilnahme, aber auch mit Ruhe an, und erwiederte endlich: „Ich tadle die Menschen sehr, welche triumphiren, wenn das Mißgeschick eingetroffen ist, das sie vorher verkündet haben, und ich will wahrhaftig nicht in diesen heillosen Fehler verfallen; das aber ist nöthig, liebe Freundin, daß Sie selbst einsehen, gefehlt zu haben. — Ihr Kind soll zur Wahrheit erzogen werden; das versteht sich; heißt aber im rechten Grunde nichts weiter als: es soll zur Liebe und zu dem aus ihr allein entspringenden unbedingten Gehorsam erzogen werden. Geschieht das, dann kann Ihr Kind gar nicht anders sein als wahr, wie es dem gesunden und starken, im Wechsel des heitern Sonnenscheins und warmen Regens aufblühenden Baume nie an guten Früchten fehlen wird. — Sie aber verlangten außer dieser reinen, liebevollen Wahrheit, noch eine ganz aparte, vornehme, heroische, und da kam dann freilich viel Unangenehm-buntes, Krauses, Abstruses

und Sündhaftes zum Vorschein. — Sie reizten und lockten gleichsam die mangelhafte Natur Ihres Kindes — mangelhaft wie unsrer aller Natur — die bekam dann auch die gehörige Courage, und trat keck genug auf."

„Es giebt Aerzte," fuhr er fort, „die es fast eben so machen, wie Sie in Ihrer letzten Erziehungsmethode. Der Kranke klagt über Kopfschmerz, Magenweh, Brustbeklemmung u. s. w. zu gleicher Zeit, und der Arzt, unbekümmert um den Mittelpunkt der Krankheit, verschreibt bei jeder einzelnen Klage auch ein einzelnes Mittel, wodurch der Zustand des Leidenden nur verschlimmert wird. Sehen wir nun auf den Mittelpunkt des gesammten Menschen, so finden wir, daß alles, durchaus alles, was ohne Liebe geschieht, völlig werthlos sei, wie z. B. die reichste Gabe, die wir einem Bettler unfreundlich vor die Füße werfen. So ist auch die Wahrheit, welche nicht aus Liebe hervorgeht, nur eine sogenannte Wahrheit und gewissermaßen nichts weiter als verhüllter Egoismus oder Engherzigkeit u. s. w. Die Liebe aber ist die Wurzel, oder in dem schönsten Bilde: die Mutter alles Guten und Schönen, folglich auch der Wahrheit, und in ihrem reinen Elemente kann sich, was wir

im tiefen Sinne Lüge nennen, durchaus nicht halten. Für jene Wurzel also sorgen Sie mit der ganzen Kraft Ihres Geistes und Herzens, und hoffen dann auf die fröhliche Ernte."

Die Mutter hatte mit inniger Theilnahme zugehört, und indem sie dem alten Freunde herzlich die Hand drückte, fragte sie schüchtern: „Aber was jetzt thun?"

„In einer guten Stunde," erwiederte der Freund, „das heißt: ohne alle Gespanntheit, freundlich, offenherzig Ihrer Ida gestehen, daß Sie bei Ihrer neulichen Predigt sich selbst misverstanden haben, so wie freilich auch Ida Sie misverstanden hat, und dann die ganze Erziehung von vorn anfangen. Zuerst wird freilich die schöne alte Unbefangenheit dem Kinde fehlen; aber ich hoffe, auch sie soll nach und nach wiederkehren, denn der reinen Liebe ist alles Gute möglich, und „der Segen kommt von oben." — Darum Heiterkeit, liebe Freundin, Heiterkeit! die brauchen freilich alle Menschen, aber für den Lehrer und die Lehrerin ist sie die Bedingung des Gedeihens.

3.

Etwas, das Sancho Pansa gesagt hat.

„Gott versteht mich," sagt Sancho Pansa, ein Wort, das sich seit zwei Jahrhunderten durch ganz Europa verbreitet hat. Ob es aber wol immer ganz verstanden worden? Es ist wirklich eine tiefsinnige Rede, die da dem trefflichen Stallmeister entwischte, ohne daß er vielleicht selbst genau wußte, was er sagte; allein eben dieses Nichtwissen gehört mit zu der Ergötzlichkeit, die wir aus dem unschätzbar künstlerisch gebildeten Verhältnisse des Ritters zu dem Knappen empfangen. — Kein Mensch versteht den andern ganz, denn ein wahres Kunstwerk — und der Mensch ist doch ohne Zweifel das herrlichste, göttlichste Kunstwerk — kann nie völlig durch den Verstand allein ausgeschöpft werden, wie wir etwa einen Eimer oder Brunnen ausschöpfen; doch ist es die erfreulichste Beschäftigung, immer von neuem zu jenem Kunstwerk zurückzukehren, und für die stets

wachsende Erkenntniß desselben alles aufzubieten. Darum aber dürfen wir auch mit der höchsten Wahrheit sagen: „Gott allein versteht uns ganz," und wir haben die ganze Ewigkeit vor uns, uns selbst kennen zu lernen bis auf die tiefste Wurzel unsers Seins.

Sehr glaubwürdige wackere Männer, die in Lessings letzten Lebensjahren oft um ihn waren, haben erzählt, daß der Treffliche sich in jener verdunkelten Zeit durch den muthigen Ausruf: „Was sollten wir uns viel um die Zeit grämen? haben wir doch die ganze Ewigkeit vor uns!" nicht selten neu erfrischt und getröstet habe.

4.

Merkwürdige Sage, P. Gerhard betreffend.

Man erzählt, daß Paul Gerhard, einer der edelsten Männer und ohne Zweifel der größte deutsche Liederdichter des siebzehnten Jahrhunderts, lange und schwere Todeskämpfe zu bestehen gehabt habe, in denen sich, wie es schien, seine ganze kraftvolle sinnliche Natur, so wie alle hienieden noch nicht völlig besiegte Zweifel gegen den Tod heftig auflehnten und wehrten. Endlich sank er in einen leisen Schlummer, der bald sehr süß zu werden schien, denn er wiederholte mehreremal mit deutlicher Stimme und freundlichem Lächeln die Worte: „Kann mich doch kein Tod nicht tödten.“ Als er darauf zum letztenmale wieder erwachte, sagte er mit dem Ausdrucke des ruhigsten Siegers: „Nun ist alles

gut, ich weiß es nun, mich kann kein Tod tödten.“ Seine Gattin erzählte ihm, daß er dieſe Worte auch im Traum geredet habe, die ja die ganze lutheriſche Kirche aus ſeinen Gedichten ſo häufig ſinge. Er ſah ſie verwundert an, und ſie fragte ihn mit nicht minderm Staunen, ob er ſich denn nicht beſinne, daß dieſe Stelle in ſeinen Liedern ſtehe; aber er ſchüttelte leiſe und lächelnd den Kopf, und indem er die Finger nach oben hinrichtete, ſchien er andeuten zu wollen, daß er in jenem ruhigen Ausſpruch einen Höhern erkenne, der ihm denſelben eingegeben habe. Wenige Minuten darauf war er ſanft entſchlummert.

Es iſt nicht überflüſſig, zuweilen zu erinnern, daß auch ſonſt noch manche der edelſten Gotterfülltеſten Männer und Frauen — ich will jetzt nur an Tauler erinnern, zu deſſen Ehre es genug iſt zu bemerken, daß Luther in ihm ſeinen großen Lehrer erkannte — die längſten und ſchwerſten Todeskämpfe zu leiden hatten, während mancher leichtſinnig verwilderte Menſch, ſelbſt auf einem langen Krankenlager, gleichſam mit mechaniſcher Fertigkeit die liebeloſe Narrheit beibehalt, die er im Leben beſaß, und den Todesweg antritt, wie etwa eine ganz ge-

wöhnliche Reise zur Messe. Möge uns weder das eine noch das andere Factum zu irgend einer pharisäischen Bemerkung veranlassen, sondern nur zu immer tieferer Erfassung der herrlichen Lehre: „Richtet nicht.“

5.

Ehre dem Genie.

Wenn von Rafael, Shakspear, Goethe, Mozart u. s. w. die Rede ist, so hört man wol gelegentlich die Bemerkung, es sei zwar allerdings das größte Glück, ein solches Genie zu sein; aber als solches ehren könne man es doch nicht. Diesem tausendmal gehörten Mißverständnisse kann leicht abgeholfen werden, sobald wir das geborene Genie mit den geborenen Fürsten vergleichen. Geben wir die Richtigkeit dieses Vergleiches zu, die nicht in Abrede gestellt werden kann, so haben wir allerdings bei der Geburt des Genies und des Prinzen nur das Glück und die Gnade der Vorsehung anzuerkennen. Jetzt aber treten beide in die Welt der Freiheit, und sie können mit der ihnen anvertrauten höhern Gewalt zum größten Fluche wie zum größten Segen arbeiten. Sie können ein Tiber und Nero,

aber auch ein Titus und Trajan, ein Helvetius oder ein Cervantes werden. Ein unausgebildetes Genie wird leicht in koloſſale Rohheit verſinken, ein verbildetes kann peſtartig wirken, aber ein rein ausgebildetes können wir nie genug verehren, da es bei weitem mehr Arbeit an ſich ſelbſt hat, als der minder Begabte. Jeder Abweg iſt für den Genialen gar leicht zu einem reizenden Pfade umzuſchaffen, und es iſt deshalb doppelt zu rühmen, wenn er, erwägend, daß das Ende dieſes lockenden Irrweges doch nicht zum Heil führen könne, die richtige reine Straße wandelt. Ein Genie, das ſich auch nur bemüht um Vielſeitigkeit, iſt ſchon hochachtungswerth, ja ein allſeitiges, wie Goethe, der zuerſt die Einheit des Lebens der Wiſſenſchaft und Kunſt erfaßt und dargeſtellt hat, regt uns zu einer Verehrung an, die ſich als reinſte Freude geſtaltet.

Vergeſſen wir ja nicht das große, unendlich rührende Wort, das er einſt ausſprach: „Ich bin ein Mann, der es ſich ſehr ſauer hat werden laſſen, um zu werden was er iſt.“

Dahin deuten auch manche Xenien, z. B. der Spott über das geniale Geſchlecht, dem alles im Traume beſcheert wird, während der Meiſter Jahre

lang bildet und ſich nimmer genug thun kann, ſo wie das ariſtophaniſch derbe oder, wenn man will, cyniſche Wort über die „Heroen mit dem kurzen Gedärm.“ Dergleichen Mahnung kann nicht oft genug wiederholt werden.

6.

Die Sage vom ewigen Juden.

Der wunderbare Reiz und tragische Schauder, den der uralte Mythus vom ewigen Juden bei den verschiedenartigsten Menschen hervorruft, hat sich stets in so unvergänglicher Kraft gezeigt, daß leicht zu begreifen ist, wie bei erhöheter Hinneigung zur Poesie und Religion, in den neuern Zeiten auch neue Forschungen über jene furchtbare Sage entstehen mußten. Von den Rohheiten und Oberflächlichkeiten, die sich früher wol in der Behandlung jener Sage zeigten, kann jetzt kaum mehr die Rede sein, und wichtiger scheint, vor einer gewissen hyperphilosophischen Ansicht zur warnen, die sich so leicht in deutsche Untersuchungen mischt. Eine solche ist hier um so weniger am Platze, je entschiedener das Recht ist, das die ganze Christenheit aller Jahrhunderte auf diesen großen Mythus hat: die Vornehmsten wie die Geringsten, die Weisesten

wie die Einfältigſten. — Iſt es deshalb erlaubt, die ganze Sache auf das einfachſte und unſchuldigſte zu nehmen, ſo möchte ich zu dem Verſtändniſſe derſelben nur Folgendes der Prüfung vorlegen.

Seitdem es einen Tod in der Welt giebt, — und das wird wol gerade ſo lange her ſein, als die Welt und die Menſchheit ſelbſt iſt — hat ſich derſelbe ſtets offenkundig als einen Feind, und zwar als einen ſehr ſiegreichen Feind des Lebens bewieſen. Das Leben aber iſt nun einmal der Gegenſtand der allgemeinſten Liebe, und je mehr wir unſern Geiſt und unſer Herz auszubilden ſtreben, je theurer wird uns die Bedingung aller Bildung, „das Leben," und die möglichſt lange Fortdauer deſſelben. Was uns auch im Leben begegnen mag, wie traurig es ſich auch zeige, nie wird es uns ganz fremdartig ſein können, und ſobald wir nur erſt ein Leiden völlig begriffen haben, ſo bietet ſelbſt unſre bloße Vernunft gar manche Mittel an, daſſelbe zu lindern oder zu beſeitigen; und unſere ſtete Begleiterin, die Hoffnung, wird nicht müde, uns immer neuen Troſt zuzuflüſtern. Wie geſagt: alle Verſchiedenheiten, die ſich im Leben zeigen, ſind doch nur dem Grade, und nicht der Gattung nach verſchieden, z. B. die höchſte und ſchmerzlichſte Krank-

heit im Verhältniß zur stärksten und dauerhaftesten Gesundheit. Ganz anders aber ist es mit dem Tode, dessen inneres Wesen und ganze Bedeutung nicht durch den Begriff erschöpft werden kann, und nur von diesem Begreifen ist auf dem Standpunkt, den wir durch das Frühere bezeichnet haben, die Rede. Dasselbe gilt indeß auch von allen andern einzelnen Kräften der Seele und des Gemüths, die sich mit ihrer Fassungskraft eher an alles Andere wagen als an den Tod, der ewig etwas Unheimliches und Widerwärtiges hat, sei es im Begriff oder in der Erscheinung.

Was die Griechen bei ihrem großen Verstande und feinsten Kunstsinn aufgeboten haben, jene Furchtbarkeit von dem Gedanken des Todes zu entfernen, ist allbekannt, und es bedarf hier nur einer Hindeutung darauf. Wie schön sie aber auch den Tod abbilden mochten, auch der zarte Jüngling mit der umgekehrten Fackel kann doch unser verwundetes Herz nicht stillen, wenn uns unsere Geliebten sterben. Und wohin führt der schöne Genius? — Darüber giebt die Bibel der Altgriechen (Ilias und Odyssee) gar traurige Auskunft. Die Römer versuchten, es den Griechen in dieser künstlerischen Ansicht nachzuthun, doch mit geringem

Glück. Der ſtörende Gedanke: „es iſt ſchlechthin nicht anders, du mußt ſterben!“ drängt ſich ihnen nur zu oft auf, und wenn Horaz noch ſo begeiſtert ſeine Freude über den wiederkehrenden Frühling, über das ewige Rom und über ſeine herrlichen Freunde austönen läßt, ſo kommt immer die unſelige Phantaſie, daß wir am Ende doch nur „Staub und Aſche“ ſind, dazwiſchen, vor welchem Schrecken er dann kein anderes Auskunftsmittel weiß, als — den Wein, die Blumen und die nicht minder wohlduftenden Salben. Noch zartere und klügelnde Naturen konnten ſich ſogar einer ſteten Aengſtlichkeit nicht erwehren, wie wir dies z. B. von dem geiſtreichen Mäcenas wiſſen, dem ſein erſter dichteriſcher Freund im Ausbruche des Schmerzes einmal geradezu den Vorwurf macht, er entſeele ihn mit ſeinen Klagen (cur me querelis exanimas tuis?)

Da jedoch der ganze Staat auf Krieg und Eroberung gegründet war, ſo drang jene Weichlichkeit in den beſſern Zeiten des Freiſtaates nie in das Volk ſelber ein. Es hatte Einen Gedanken erworben: „Rom, die Herrſcherin der Welt,“ und dieſer war hinreichend, um es den Tod blind verachten zu lehren. Die höhern Naturen glaubten

jedoch, nicht blind, sondern sehend, diese Verachtung üben zu müssen, und umgaben sich deshalb mit stoischer Philosophie, die nicht selten auf der Grenze zwischen Tiefsinn und Unsinn schwankt. Was bei dem Gedanken „Verachtung des Todes," Sinniges und Löbliches ist, zeigt sich nur in den Wirkungen in Masse; von philosophischer und religiöser Seite aufgefaßt, ist er jedoch theils einseitig, theils unsittlich, indem es uns in keinem Falle ansteht, ein Gottesgeschenk (und das *ist* doch der Tod) ungescheut verachten zu wollen. Erwägen wir ferner noch den Umstand, daß diese Verachtung gar leicht zum Selbstmord führen kann, und daß dieses Talent, freiwillig zu sterben, gerade in den unglücklichsten Zeiten Roms, unter den Kaisern, am meisten und glänzendsten geübt wurde (s. Tacitus): so schwindet, wenn auch nicht die Achtung für die Kraft des Einzelnen, doch im Allgemeinen die Achtung für die Sache selbst. Merkwürdig ist auch noch, daß es keinem Römer, in so weit wir sie durch Schriften kennen, einfiel, sich auf den entgegengesetzten Standpunkt zu stellen, und von diesem aus den Tod zu *lieben*, was man jedoch auch nicht erreichen kann, ohne vorher das Leben

in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt und geliebt zu haben.

Man sieht aus diesen kleinen Andeutungen, daß alle bis dahin angewandten Mittel, dem Tode seinen Stachel zu nehmen, fruchtlos waren. Mochte man immerhin zu dem schauderhaften Gespenste sagen: „ich erkenne dich nur für einen schönen Genius, der mitleidig die Fackel senkt," oder „ich verhülle mich mit Blumen, dann sehe ich dich nicht," oder „ich verachte dich," — das Gespenst wich *nicht*, und seine Schrecken *blieben*.

In einer solchen Zeit stand Christus auf, in seiner menschlichen Göttlichkeit und göttlichen Menschlichkeit. Es kann hier nicht der Ort sein, den ganzen Umfang seines Erlösungsgeschäftes darzustellen, oder auch nur andeuten zu wollen. Es genüge, zu erinnern, daß in ihm und durch ihn der scheinbare Gegensatz zwischen Leben und Tod aufgehoben und mithin der Tod als einzelne Begebenheit des Stachels beraubt wurde. So erfaßte ihn Johannes, so späterhin Paulus; aber wie selten, wie unendlich selten war diese Hingebung an den Erlöser! Daß die Menge ihn nicht ahnete, begreift sich leicht, aber es gab auch viele bedeutende Männer und Frauen, die, wie sehr sie auch Manches, ja *alles*

Einzelne in Christus liebten, dennoch der Hülfe durch ihn untheilhaftig blieben, weil sie sichtbar haben wollten, was doch ewig ist, und mithin unsichtbar.

Sie verlangten, er solle ihnen von außen *herein* die Glückseligkeit bringen, die sich doch nur *durch* ihn, aber *in* ihrem Innern *erzeugen* mußte; denn ewig wahr wird es bleiben, was ein tiefsinniger Dichter des siebzehnten Jahrhunderts (Angelus — Scheffler) muthig ausspricht:

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren
Und nicht in *Dir*, Du bleibst doch ewig verloren."

Zu dieser Gattung von Misverstehenden gehörte Ahasverus, ein reicher Jude in Jerusalem, der mit irdischer Klugheit und einseitig tiefem Nachdenken den Lebenslauf und die Lehre Christi aufzufassen versucht hatte. Er erkannte mit entschiedener Hochschätzung die spiegelklare Reinheit eines solchen Lebens, die Niemand so erreichte; doch meinte er, es sei auch billig, daß der Meister etwas voraus habe vor dem Schüler. Er erschrak vielleicht zuweilen ein wenig vor der Strenge jener Lehren, doch begriff er auch wieder die große Liebe und Milde, welche sie aussprach, so wie die stets nahe liegende

Vergebung. So, hoffte er, werde denn auch wol ſpäterhin etwas nachgelaſſen werden, und in jedem Falle dinge das wirkliche, engbegränzte Leben ſelbſt Manches ab, was der Lehrer freilich nicht erinnern möge und auch nicht zu erinnern brauche. Mehr aber als Leben und Lehre ergriff ihn die unmittelbare Anſchauung der unbezweifelbaren Wunder, die der Herr wirkte. War es doch, als weiche das irdiſche Bedürfen vor dieſem Heiligen, der gleichſam nur aus Liebe und Mitleid mit den Menſchen ſich herablaſſe, ein wenig Speiſe und Trank zu nehmen; — und doch war wieder das Reinſte, was der Menſch hat: edle Thränen, auch bei ihm zu erblicken, obwol das Lächeln ihm fern bleiben mußte. War es doch, als wage ſich ſelbſt die Krankheit, — dieſe ewige Plage des Menſchengeſchlechts — weniger ſchmerzlich durch ſich ſelbſt in ihrer Einzelheit betrachtet, als durch die ſtete Erinnerung an die Schauer des Todes, die ihr folgen können — nicht nur niemals an ihn ſelbſt, ſondern ſie müſſe auch bei Andern weichen vor einer einzigen Bewegung ſeiner milden Hand, vor einem einzigen Hauch ſeines Mundes. Nur Einen Schritt noch, und er beſiegte den Tod, ſichtbar wie etwa ein göttlicher Held der alten Welt den mächtigſten

Gegner, wie Herkules die Hyder, wie Achilleus den Hektor. Dann war der Tod nicht bloß überwunden, sondern war überhaupt nicht mehr, und es erschien die Zeit, dem Sieger als dem höchsten Könige zu huldigen. —

Zwar mußte jetzt noch Manches bei Ahasver Bedenken veranlassen, und die Worte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt," wie süß sie auch dem ächt Frommen tönen mögen, schnitten scharf in seine klügelnde Seele, bis er sich endlich auch darüber beruhigte. Sie seien doch wol nöthig, meinte er, theils um eine sanfte Rührung, die stets wohlthätig wirke, hervorzubringen, theils um die Roheren und Gemeineren, die sich etwa auch aufdrängen wollten und denen nur exoterische Lehre zukomme, abzuschrecken. In jedem Falle fehlte ja auch noch der letzte Schritt, die selbst dem irdischen Auge und irdischen Verstande sichtbare und begreifliche Ueberwindung des Todes, und auf diese hoffte Ahasver mit festem, doch auch leidenschaftlichem Vertrauen, ohne zu ahnen, daß jene Ueberwindung längst in Christo begonnen und auf eine unendlich verschiedene Weise als er gemeint hatte, vollendet werden würde.

Jetzt aber schien sich auch das äußere Geschick

des Erlösers zu ändern. Die wankelmüthige Menge warf die Palmen aus den Händen und hörte auf, Hosianna zu rufen. Den Juden befremdete das nicht. „So war der Pöbel immer.“ Die geistliche Gewalt erhob sich mit ganzer Macht, nachdem sie vergeblich gestrebt hatte, Christum durch verfängliche Fragen zu verstricken. — „Es war vorher zu sehen,“ und nun ließ sich hoffen, er werde bald in seiner höheren Kraft sich zeigen. — Dann vereinte sich auch die weltliche Macht mit der geistlichen und sein Untergang schien gewiß. — „Wohl! so wird die große Entscheidung beschleunigt und der Augenblick der Befreiung naht.“ — Aber er selbst fügt sich mit gewohnter Demuth, auf alle Leiden vorbereitet, er verkündet sein nahes Hingehen zum Vater seinen Jüngern, selbst dem geliebtesten unter ihnen, und obwol den Verrath vorausſehend, hindert er ihn nicht. Da ergriff den Ahasver vielleicht zum erstenmale eine Unruhe, sein Vertrauen wankte, aber es ward nicht erschüttert. — „Ich will mich bescheiden, den großen, einzigen Mann hier nicht zu begreifen, doch darf ich nicht murren über das, was ich nicht verstehe.“ — Aber nun die Leidenswoche! Tiefe Trauer, Gebete im Dunkeln, hinrinnender blutiger Schweiß, während die Jünger schlafen,

Gefangennehmung, tumultuariſches Verhör, Hohn und Mißhandlungen der gemeinſten und beſchimpfendſten Art, der Stab wird über ihn gebrochen, wie über den verächtlichſten Sünder, und der Kreuzestod der Sklaven wird ihm zuerkannt. — Da ſchwindet jede Hoffnung bei Ahasver, jede Achtung, jedes Vertrauen. Sein Stolz, ſeine Eitelkeit ſind auf eine fürchterliche Weiſe getäuſcht, und an die Stelle ſeiner ſo lang behaupteten bloß irdiſchen Klugheit und Beſonnenheit tritt jetzt wilder Zorn und Grimm. In einem ſolchen Augenblicke geht der Todeszug an ſeinem Hauſe vorbei, und Jeſus — hatte ſich doch der Göttliche den Menſchen zu Liebe auf menſchliche Schwachheit eingelaſſen, um ihr Bruder ſein zu können — ſinkt von der Laſt des Kreuzes gedrückt an der Schwelle des Hauſes nieder. Da, ganz umnachtet in dem Wirbel der Wuth, ſtößt Ahasver ihn hinweg. „Du Lebensverkünder haſt gelogen! gieb mir das Leben wieder; aber Du haſt nur Tod!“ Und Jeſus hebt ſich ruhig empor, nimmt das Kreuz wieder auf und ſieht den Gegner mit einem Blicke an, den die Erdenſprache nicht zu bezeichnen vermag, und ſpricht: „Nun ſo *lebe* denn, lebe bis ich einſt wiederkomme.“ — Und der Zug wankt weiter, und bald hallet die Luft wie-

der von dem Worte, deſſen große Bedeutung durch die ganze Ewigkeit tönt: „Es iſt vollbracht.“ Die Natur ſelbſt ſchaudert vor dem Verbrechen zurück, und die Menſchen ſtehen erſchüttert vor der unbegriffenen That. Aber das Grab hält den Sieger nicht, und die ſüßeſte ſeligſte Beruhigung wird den Gläubigen zu Theil, da der Auferſtandene wieder mit dem Friedensgruße unter ſie tritt. An dieſem Frieden kann jedes zur Liebe erhobene Herz Theil nehmen; nur Ahasverus wagt es nicht. Er beſaß nur liebende Eigenſucht, die zuletzt zu Grimm und Wuth führen mußte, und das bedingte Vertrauen hatte ſich in der Stunde der Prüfung als nichtig gezeigt; wie dürfte er jetzt Anſpruch machen auf den ſüßen Lohn völliger reiner Hingebung? Von jeder zarten Schamhaftigkeit losgetrennt, hatte er, der Lebensgierige, den Mittelpunkt aller ſeiner Wünſche ſelbſt ausgeſprochen, und was er gewünſcht, iſt ihm gewährt worden. Er lebt, er fühlt das kräftige Leben in jedem ſeiner Pulsſchläge, und ob Jahre ſchwinden und Jahrzehende, in ihm bleibt die alte Kraft, und ſein Haar färbt ſich nicht grau. So hat er denn doch gewonnen, dünkt ihn in Augenblicken des Uebermuths, und gern ſieht er ſich angeſtaunt in der Unantaſtbarkeit ſeiner Kraft. Aber

es vergeht noch ein Jahrzehend und wieder eins, und abermals eins, und man hat die Gattin und die Kinder, die Freunde und Nachbaren, die Gegner und Widersacher alle zu Grabe getragen. Es ist ein neues Geschlecht um ihn her emporgewachsen, und er steht unter ihm allein, mutterseelen allein, fremd, wie noch kein Fremdling war. Da ist auch keiner mehr, mit dem er irgend eine süße oder schmerzliche Erinnerung theilen, keiner, zu dem er sagen könnte: „Weißt du noch, wie der und der Frühling vor siebzig und achtzig Jahren so wunderbar reich blühte, und wie wir die lauen düftevollen Sommernächte bei fröhlichem Gespräch und feurigem Wein hinträumten, und wie wir so glücklich waren.“ Ach davon wußte keiner! Vergeblich sucht er jetzt sein verarmtes Herz an ein anderes zu legen, aber es wird den Leuten unheimlich bei ihm, und man scheut ihn, wie einen von Gott Gezeichneten. Da sieht er die still lächelnde kleine Leiche eines frommen Kindes, das göttliche Vertrauen eines edlen sterbenden Greises, und zum erstenmale erfaßt ihn der Gedanke: „Kann ich denn nicht auch sterben wie sie? und warum muß der Tod grausam nur mich verschonen, der nichts mehr zu thun hat auf dieser Welt, da ihm die Liebe fehlt!“ —

Und abermals ſchwinden Jahre und Jahrzehende, und immer neu gebiert ſich die Natur, und der Mai bringt ſeine Kränze und der Winter hat die trauliche Heerdesflamme, und endlich iſt ein ganzes Jahrhundert verfloſſen, ſeit jenem Augenblicke, in welchem das furchtbare „So lebe denn!“ über ihn ausgeſprochen wurde, und nun erfaßt ihn ganz die Furie der Verzweiflung, und er geſteht ſich, daß das Wort, welches über ihn gerichtet hat, in Erfüllung geht. Jetzt läßt es ihn nicht mehr in ſeinem Vaterlande, das ihm zu einer Fremde geworden iſt. Er flüchtet von Land zu Land, und manches Große, Reiche, Bedeutungsvolle erſchaut ſein Auge und erfaßt ſein Geiſt, aber bald hat er genug aufgenommen, bald, ſo dünkt ihn, hat er alles ausgelernt, es iſt nichts mehr, was ihn noch anziehen möchte, denn er kennt alles und hat alles ausgekoſtet. Es iſt alles ſchon dageweſen und die träge Melodie von geſtern wiederholt ſich auch heute und morgen. Nun ſcheint es ihm unmöglich, länger die Bürde des Lebens zu ertragen, und da der Tod noch immer ſäumt, ſo ruft er ihn ſelbſt mit furchtbarer Gewalt auf. Weit voran fliegt er den Reihen der Krieger, an die er ſich ſchloß, aber auch die tapferſten der Feinde ſcheuen den Gezeichneten, und kein

Schwert wagt sich an den gespenstischen Fremdling. Er stürzt sich selbst in die nur zum Schutze vorragenden Lanzen, aber sie haben keine Spitze für seine offne unverwundbare Brust. Mit immer mehr umnachteter Seele und voll heißem Verlangen zu enden, stürzt er sich in den rauschendsten Wirbel der Meeresfluten, aber sie haben für ihn keine verschlingende Gewalt, sondern werfen ihn zurück an das Erdenufer, dem er angehört. Der Vesuv öffnet seine Schlünde und brauset sein Feuer hinauf, er stürzt in die Flammen des Abgrunds, aber das gefräßige Element ist sanft und zahm geworden für ihn, und wie leise Abendlüfte den Erdenstaub, trägt es ihn zurück in das jenseitige sichere Thal. — Und dann wandelt er fort und wieder fort, stets heiß und stets fruchtlos sich sehnend nach Erlösung; und die Qualen des stets lechzenden Tantalus, Irions Rad und die bodenlosen Fässer der Danaiden erscheinen ihm milde gegen sein Leben ohne Halt und Schluß. Ein Jahrhundert nach dem andern sinkt in das Grab; aber er steht über den Jahrhunderten, und keines hat ihm etwas Freundliches zu sagen. Wandern, wandern muß er und immer wandern, bis Der ihn wieder anschauen wird, den er einst demuthlos nicht ahnen,

nicht mit voller Hingebung lieben wollte. Er hat in entsetzlicher Lebensgier das seligste Geschenk des Todes verschmäht, und nur wie aus der tiefsten Tiefe der Zukunft leuchtet ihm die Hoffnung durch das Wort: „bis du einst mich wiedersiehst.“ — —

Nicht eine armselige Klugheitslehre wollen wir aus dem großen Mythus ziehen, nicht schulmeisterlich, engherzig, oder pietistisch wehmüthig und schwächlich soll sie uns unterweisen, sondern lehren soll sie im Großen und Ganzen, wie etwa die Nacht lehrt und ihre Gestirne. Wir Menschen alle tragen wol den Keim zu einem Ahasverus in uns, ja selbst den Besten kann der Wunsch beschleichen, daß Dauer werde auch dem, was nur durch Nicht-Dauer erfreuen mag. Ewig ist nur der Geist, die Liebe und die Gnade, die uns der göttliche Führer verkündet hat. Lebt dieses Leben in unserer Brust, wie könnten wir dann noch die Nacht fürchten mit ihrem sanften Schlaf und ihren süßen Träumen und ihrem sternenvollen Himmel? Wir werden dem Tode nichts abdingen wollen von seinen nothwendigen Schaudern, aber wir werden nicht unter ihm zusammensinken und mächtiger sein als er durch höhere Hülfe, wir werden nicht mehr glauben uns zu beschwichtigen, wenn wir ihn

als zarten Fackelgenius malen, aber selbst das Gerippe wird uns nicht mehr mit Entsetzen füllen. Wir werden den Heimführer als einen still ernsten Freund begrüßen, wie unsere wackere Vorfahren, die nicht mit ihm liebäugelten, aber auch nicht vor ihm zitterten, sondern ruhig dem „Freund Hain" die Hand reichten. Kommt er doch nicht aus eigner Macht, sondern die Gnade ist's, die ihn sendet *).

*) Vergleiche meine Novelle: „Der ewige Jude," zuerst erschienen im Frauentaschenbuch für 1816, dann verbessert im ersten Theil meiner Novellen, Berlin 1819.

7.

War Gellert furchtsam?

Eine unlustige hypochondrische Tugend giebt es allerdings, aber keine furchtsame. Gegen diesen Satz hat man häufig angeführt, Gellert sei doch gewiß fromm, aber auch sehr furchtsam gewesen, und habe sich ja oft genug jener Schwachheit selbst angeklagt. Ganz recht, und zwar so oft und in so mannigfaltigen, bald zierlichen, bald wehmüthigen, bald humoristischen, bald schneidenden Wendungen, daß wir schon um deswillen auf die Vermuthung kommen müssen, er habe ein gewisses trauriges Vergnügen darin gefunden, sich selbst unrecht zu thun, was bei einer Tugend, die in einem kranken Körper wohnt, überhaupt nicht selten zum Vorschein kommt. War er aber wirklich furchtsam? In vielen Büchern steht freilich geschrieben, er sei es gewesen, doch wage ich ein entschiedenes Nein zu

erwiedern, und es scheint mir gar sehr der Mühe werth, schon um jenes alten großen Satzes willen: „jede Tugend giebt ächten Muth," die Sache näher zu betrachten.

Gellert hatte eine arme dürftige Jugend, aber sie beugte ihn durchaus nicht, denn er bezwang sie durch festes Vertrauen auf Gott, durch strengen Fleiß und die Uebung seines poetischen Talents *). Dasselbe gilt von seinen Universitätsjahren und den späteren nicht minder dürftigen, als titelloser akademischer Lehrer in Leipzig. Er hatte den Muth, Niemandem zu schmeicheln, obwol Niemand zu seiner Zeit die Kunst fein zu loben so trefflich verstand wie er. Die Hochachtung für Gottsched war ihm freilich von allen seinen Lehrern eingeflößt, und

*) Daß diese dichterische Anlage bei ihm eine ächte sei, zeigte sich schon früh, z. B. in dem Gedichte, in welchem er von einem Abschied erzählt. Da heißt es unter andern:

Als ich von Dir Abschied nahm
Und immer ging und wieder kam, u. s. w.

Man kann Stunden und Tage lang in den Gedichten der sogenannten Meister jener Zeit (etwa 1738) blättern und lesen, ohne zwei so naiven, kindlich gefühlvollen Zeilen zu begegnen.

er hielt sich dabei an die grammatischen und literarhistorischen Verdienste jenes Mannes, die allerdings nicht zu bezweifeln sind; auch begünstigte der sonst tyrannisch starre, überberühmte Mann seine Studien anfangs auf mancherlei Weise. Dennoch behielt er den Muth, stets selbstständig zu bleiben, und wie sehr auch Gottsched als Poet nach einem einzigen Lobewort von Gellert rang, er hat es niemals dem seichten Reimer gewährt, obwol er nicht vergaß, daß er ihm zum Dank verpflichtet sei. Späterhin, als es in Leipzig, so wie überhaupt fast in ganz Deutschland Sitte wurde, Gottscheden nur zu bewitzeln und verächtlich zu behandeln, stimmte er nicht nur nicht in diesen Ton, sondern misbilligte ihn gänzlich, weil es ihm mit Recht widrig war, den Mann jetzt nur verhöhnt zu sehen, der bei geringen Verstandeskräften ehemals durch allgemeine Vergötterung verderbt worden war. Er wußte sehr wohl, daß er sich durch diese ruhige Unparteilichkeit bei den meisten Kritikern (z. B. bei den schweizerischen) verhaßt mache, aber er hatte den Muth, das nicht zu achten.

Im siebenjährigen Kriege zeigte Gellert überall reinen Patriotismus und eine innig liebende Anhänglichkeit für das sächsische Fürstenhaus, dessen

Mitglieder alle ihm stets wohlgewollt hatten. Es war ohne Zweifel dabei nichts als Hypochondrie, wenn er besorgte, durch solche Gesinnung und die ruhige Aeußerung derselben sich bei den preußischen Behörden, und insonderheit bei dem Heere verhaßt zu machen; da er aber einmal jene Hypochondrie hatte, so gereicht es ihm zur Ehre, daß er seine sächsische Gesinnung unumwunden aussprach; und wie sehr mußte er bald über sich selbst lachen, daß er jemals fürchten konnte, da die Hochachtung der preußischen Offiziere für ihn gerade durch seine Offenheit nur vermehrt wurde. Es war vielleicht einer seiner kränksten Tage, als König Friedrich ihn rufen ließ; dennoch zeigte er sich in der allbekannten Unterredung mit dem sieggekrönten großen Feldherrn als einen ruhigen muthigen Mann, der auch als deutscher Dichter sehr genau weiß, was er will, und feiner als man bisher anerkannt hat, seine bescheidnen Wünsche dem Könige mittheilt. —

So ist auch der Umstand häufig unerwähnt geblieben, daß er einst das Landgütchen einer verehrten Freundin, bei der er sich als Gast befand, vor der Plünderung herumstreifender Marodeurs schützte. Wodurch vermochte er das? Schießen und fechten konnte der arme kranke Leipziger Professor nicht,

und was hätte auch der Einzelne gegen die Mehrheit mit irdischen Waffen vermocht? Aber der stille Muth, den eine gerechte Sache giebt, und die ganze stillrührende Persönlichkeit, verbunden mit seinem durch Deutschland verbreiteten, wohlerworbenen Ruhm, halfen ihm das Ziel erreichen, welches er vor Augen hatte. Kein Haus und keine Hütte wurde geplündert, man begnügte sich mit mäßiger Speisung und Trank, und empfing wenigstens mit äußerm Anstande die guten Lehren, die Gellert bei dieser Gelegenheit im reichsten Maaße ausströmte. — Und warum auch nur mit äußerm Anstand? Was aus einem so reinen und warmen Herzen quillt, geht nie ganz verloren, und es sind gar manche Beispiele zu unserer Kunde gekommen von verwilderten Gemüthern, die durch Gellerts sanfte Bitten und Ermahnungen zur Einsicht in ihre Verkehrtheit und nächstdem zur Reue und Besserung gelangten.

Endlich vergißt man auch gar häufig, daß Gellert von Natur durchaus nicht trübe war, sondern bei aller Harmlosigkeit eine entschiedene schalkhafte und witzige Richtung hatte, von der einige seiner unübertroffenen Fabeln und Erzählungen, so wie ein paar Briefe, den unwiderleglichsten Beweis

geben. Was wirklich in ihm trübe war, zeigte sich nur in seinen letzten Lebensjahren, in denen die Krankheit ihn zuweilen zu überwältigen drohte; doch nicht überwältigte.

Mit einem Worte: Gellerts schwacher, ungeübter und deshalb unbeholfener Körper konnte freilich zuweilen zittern, aber sein Gemüth hielt sich stets aufrecht und zitterte niemals, und es ist erfreulich, daß uns die Geschichte seines Lebens so manche Data angiebt, den geliebten Mann von jedem Vorwurf der Furchtsamkeit freisprechen zu können. Und nun mag er zehn- oder hundertmal selbst sagen, er habe sich mitunter über alle Maaßen gefürchtet; wir hören das mit Lächeln an und denken ruhig: Rede du, was du willst; wir kennen dich doch besser, du lieber Mensch. — So wichtig es aber auch ist, den Einzelnen rechtfertigen zu können, so ist es doch unvergleichbar wichtiger, sich zu dem ewigen Gedanken zu erheben, daß das reine Herz, welches einst Gott schauen wird, sich auch hienieden unmöglich vor irdischer Gefahr fürchten könne.

8.

Ein großer Dichter, ein guter Mensch.

Der allbekannte römische Dichter Lucanus hatte von der Natur so ziemlich Alles empfangen, was zu einem großen Dichter nöthig ist; aber er wurde es nicht, weil er nichts hinzuthat, was der Mensch allein selbst hinzuthun kann und soll: Charakter, Würde, Tugend. Hat jemals ein Mensch an zwei Tafeln zu gleicher Zeit speisen wollen, so ist er es. Er schmeichelte dem Nero und schwelgte mit ihm, pries aber dabei, gleichsam zu seiner Erholung, in schönen Versen die Mäßigkeit und Frugalität der alten Zeit; er weihete sich ein in die heillose Raffinerie der Sünde und rühmte die edele Einfalt der Tugend; er war weichlich zerflossen und lebensängstlich in solchem Grade, daß er die Scheußlichkeit beging, in der Gefahr entdeckter Verschwörung die eigne Mutter zu verrathen, um sein erbärmli-

ches Leben zu retten, er, dessen höchstes Ideal der Lebenverachtende Stolz des Cato war. — Man hat wenigstens das als eine Art von Kraft an ihm gerühmt, daß, als ihn seine Nichtswürdigkeit nicht retten konnte, und es nun wirklich an das Sterben ging, er doch noch im Stande gewesen sei, beim Anschauen seines hinströmenden Blutes hübsche Verse zu machen, die das Ende eines so hinblutenden Kriegers beschrieben. Indessen werden wir bei näherer Betrachtung leicht finden, daß er sich selbst nur noch zu guter letzt ein Schauspiel gab, wozu schon ein ungeheurer Krampf hinlänglich war, der freilich oft genug mit Kraft verwechselt wird.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist die Lectüre seiner Pharsalia unendlich lehrreich. Ueberall die herrlichsten Talente, nirgend Genie, überall das sichtbare Streben, das Gewöhnliche zu vermeiden, aber auch stete Entfernung von dem Natürlichen und Einfachen, der Wunsch, mit Einem Schlage das ganze Herz zu treffen, und nichts erreicht als Pomp und Glanz. Selbst das Höchste, was er wollte, Cato's Ruhm, wobei seine Begeisterung am buntesten aufflammt, ist nur scheinbar erreicht, und selbst vor seinem durchdachtesten und kühnsten Verse:

Victrix caussa Diis placuit, sed victa Catoni

würde ſich Homer, Aeſchylus und Sophokles ganz gewiß, und vermuthlich ſelbſt Euripides, beleidigt abwenden. Bei Homer zeigt ſich gerade die höchſte Kraft ſtets im Gehorſam gegen den Willen der Götter. Wie flammt Achill in ungebändigter Rieſenkraft des Zorns auf gegen Agamemnon; wir ſehen es ſchon im Voraus, daß dem überſtarken Jünglinge nichts werde widerſtehen können; aber er hört die Stimme der Pallas Athene, die ihm Mäßigung befiehlt, und plötzlich, wie ein gutes Kind, das gar nichts anders kann als liebend fromm gehorchen, wirft er das Schwert in die Scheide zurück. Der König giebt dem König der Könige Agamemnon nach, denn die Göttin der Weisheit will es ſo; aber in jeder Ader ein Menſch, voll Schmerz über die Ungerechtigkeit, weint er am Ufer des Meeres heiße Thränen, und läßt ſich von der geliebten Mutter tröſten.

Ach, es iſt ein bedeutendes Unglück, daß wir noch immer ſo oft hören müſſen: „Ein großer Dichter, aber kein guter Menſch.“ In dieſen Worten iſt nicht bloß ein wiſſenſchaftlicher, ſondern entſchieden ſündhafter Irrthum; denn ſo gewiß als niemals ein die Wahrheit und Sittlichkeit verhöh-

nendes Wunder geschehen kann, so gewiß kann auch nur der wahre und gute Mensch das Vermögen besitzen, das Wahre, Gute und Schöne künstlerisch zu erzeugen. Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle kann ohne Zweifel recht angenehm tönen und klingen, und nur das vermag das Talent zu erreichen. Aber Talent ist nicht Genie, und selbst dieses ist ohne Religiosität, die allein dem Charakter den höhern Adel giebt, ein verirrter, taumelnder Genius, der zum Kobold werden kann.

Nur dem guten Menschen kann das wahrhaft Schöne erscheinen, wie etwa dem Egmont im Gefängniß das Bild der edlen Freiheit in der Gestalt seines Klärchens.

Von allem dem aber will die Mehrheit immer nichts wissen. Sie meint, das Schöne fliege dem Dichter so etwa ungefähr zum Fenster hinein, und spricht munter darauf los: „Der Poet A oder B oder X ist ein schlimmer Vogel, ein malitiöser Gesell, ja, unter uns gesagt, ein Kerl, an dem kein gutes Haar ist; aber Romane kann er machen, und Tragödien und Komödien, daß nichts darüber geht. Enfin, er ist ein großer Dichter.“

Gott bess're solche Reden, damit endlich einmal der allereinfachste Gedanke: „Der ächte Dichter ist

der geistige Verfechter, Lehrer und Anleiter des Volks zur harmonischen Gesammtbildung und hat deshalb ein sehr schweres, wichtiges und würdevolles Amt," siegend durchdringe. Dann wird man aber auch aufhören, talentvolle Versemacher, buntscheckige Witzbolde u. s. w., die nichts weiter sind als das, mit dem edlen Namen „Dichter" zu begrüßen. —

9.

Aeußerung des Cervantes über sich selbst.

Wir sind zum Glücke wol jetzt Alle der Meinung, daß Don Quixote keineswegs ein bloßes angenehmes Spaßbuch sei, sondern ein überaus sinnreicher Roman, voll tiefen Ernstes und tiefen Humors, ein unvergleichliches Kunstwerk, dem in seiner Unerschöpflichkeit keine Zeit etwas anhaben kann. Man soll es ja recht genau lesen, um sich die Freude daran zu erhöhen. — So blitzte mir neulich wieder einmal eine Stelle in die Augen, die gewiß jeden Leser auf das innigste ergreifen wird, obwol sie, so viel ich weiß, noch niemals als besonders wichtig hervorgehoben worden ist. In dem eben so lehrreichen als ergötzlichen Gericht, welches der Pfarrer und Barbier über des Ritters Büchersammlung halten, wird zuletzt auch noch die „Galathea" von Cervantes in die Hand genommen. „Dieser Cer-

vantes," ſagt der Pfarrer, „iſt ſeit vielen Jahren mein guter Freund, und ich weiß, daß er gewandter im Leiden als im Reimen iſt. In ſeinem Buche iſt Manches gut erfunden, Manches wird vorbereitet und nichts zu Ende geführt; man muß den verſprochenen zweiten Theil erwarten, vielleicht verdient er ſich durch dieſen die Gnade für das Ganze, die man ihm jetzt noch verweigern muß; bis dahin, Herr Gevatter, hebt das Buch in Eurem Hauſe auf."— So alſo läßt der Lieblingsdichter Europa's, der geiſtreichſte aller ſpaniſchen Autoren, der berühmteſte Romandichter aller Zeiten über ſich urtheilen! — Im Reimen ſei er wenig geſchickt, und nur im Leiden wagt er eine gewiſſe Virtuoſität zuzuſchreiben, weshalb man ihn wol geduldig nennen möge. Für ſeine Galathea bittet er bloß, was man fordern könnte: das Abwarten der Fortſetzung und des Schluſſes u. ſ. w. Wahrhaftig, wenn man dergleichen Aeußerungen recht bedenkt, ſo ſcheint es, als ſei die Beſcheidenheit doch keine ganz üble Sache; wenigſtens iſt der Verfaſſer des Don Quixote recht gut damit gefahren. Dann aber, wenn man erwägt, daß in neueren Zeiten dieſe Tugend zu einer Seltenheit geworden iſt, und wenn man ſo oft hören muß, daß dieſer und jener, dem

einmal ein Vers geglückt oder eine halbweg leidliche Novelle entflossen ist, nunmehr (wie Flemming den Opitz) sich selbst als einen „Herzog deutscher Saiten" begrüßt, so kann einem dabei ordentlich schwül werden, und man möchte in den Stunden, wo man nicht aufgelegt ist zum Lachen, sehr ernst und herzinniglich bitten: Kehrt um! Auf dem Wege, den Ihr wandelt, blüht nichts Dauerndes.

Nicht minder bescheiden und noch herzrührender ist es, wenn Cervantes in der Vorrede zu seinem Don Quixote für die Mängel seines Werkes um Entschuldigung bittet, weil in einem Gefängnisse, wo jedes Unbequeme zu Hause ist und alles traurige Geräusch seine Wohnung hat, es sich nicht gut poetisch produciren lasse. Aber es ist diese Aeußerung nicht bloß rührend, sondern auch wahrhaft herzerhebend, denn wir können unbedenklich fragen, ob wol unter den Millionen Lesern, die jener, in allen Wurzeln und Adern heitere Roman gehabt, auch nur ein einziger auf die Vermuthung gekommen wäre, er sei unter so traurigen Verhältnissen geschrieben, wenn wir nicht einige Kenntniß von des Dichters Lebenslauf, und seine eigene Versicherung hätten. Freilich, wenn er in großtönenden Versen mit der Vorsehung gegrollt und nächstdem

den Tag seiner Geburt mit einem schauerlichen Fluch belegt hätte, so würde er ohne Zweifel vielen Tausenden weit genialer vorgekommen sein als jetzt; er aber scheint gemeint zu haben, heiterer Muth, sanfte Geduld und stille Bescheidenheit sei doch wol das Beste. Und sie haben ihn auch treu bis zum Grabe geleitet.

Da aber manchem heutigen literarischen Jüngling und Manne die Bescheidenheit als eine wirkliche Sünde, oder, um mich bequemer auszudrücken, als eine „Lumperei" vorkommt, so wird auch mancher diesen Vorwurf nicht auf Cervantes wollen haften lassen. In diesem Falle wäre es wol das Rathsamste, wenn man mir zu verstehen gäbe, ich hätte jene Stellen gar nicht recht verstanden, und wenn der castilische Poet sich also ausdrücke, so sei das nur — Ironie. Ich will darauf bloß kurz erwiedern, daß, wenn jene so fortfahren, die Bedeutung der Ironie zu verkennen, so werden sie nach und nach die Falschmünzerei jenes Wortes vielleicht so weit treiben, daß sie selbst das Jawort bei der Trauung, so bald es ihnen gelegen ist, oder sogar am Ende (um das Gräßliche auf den höchsten Gipfel zu steigern) das

Vaterunser für „ironisch gemeint" erklären!!! Das klingt sehr traurig, aber die Sache ist es auch.

Damit aber der Leser nicht zu traurig werde, so wolle er sich an die tröstliche alte Erfahrung erinnern, daß das Wort mancher Schriftsteller oft bei weitem schlimmer sei als ihre Gesinnung und That.

10.

Wetter und Schrift.

Die meisten Ungebührlichkeiten, Sünden und Frevel, mit denen die Polizei oder gar das Criminalgericht zu thun hat, pflegen bei schlechtem Wetter und in kalten Wintern verübt zu werden. Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit den literarischen Sünden? An schönen Juliusabenden schreibt man selten eine gründliche Abhandlung, und in blühenden Hollunderlauben selten ein schönes Maigedicht; wohl aber schafft sich das bei schlechtem Wetter, besonders wenn es regnet, was nur vom Himmel herunter kann. Dieses Lob wollen wir den nassen Tagen nicht entziehen, aber sie müssen nur als Zwischenspiele sich geltend machen; denn sobald sie sich als herrschend und dauernd verkünden, wie z. B. in den Sommern 1828 und besonders 29, die beinahe kranken Greisen gleichen, schaden sie der schrift-

stellerischen Thätigkeit sehr. Wie aber, wenn vollends auf einen winterlichen Sommer und Herbst ein ungeheurer und beispielloser Winter folgt, der schon jetzt (Anfang Februars 1830), elf Wochen hindurch unsern Augen nichts geboten als ein unzerstörbar scheinendes dickes Schneegewand, unserm Gefühle die Kälte von 15 bis 20 Graden unter dem Gefrierpunkt, und unserm Ohr die Klagen der Armen über Hunger und Kälte: wie muß das auch auf die literarischen Bestrebungen einwirken?! Bei unsern Autoren ersten und zweiten Ranges möchte sich wol der Schaden noch erträglich zeigen, denn diese haben die schöne Tugend zu warten, zu feilen, zu bessern, zu studiren, zu sammeln; aber unsere eilfertigen flüchtigen Currentschriftsteller, die augenblicklich was sie hingeschrieben, unter Glas und Rahmen — das heißt, unter die Presse bringen wollen — die werden uns üble Momente bereiten.

Wenn Quintilian Recht hat, daß jedes Wort, auch das häßliche, an seiner rechten Stelle stehend, zu billigen sei, so darf ich auch wagen, die Stimmung der meisten Menschen in diesen Tagen und Wochen mit dem plattdeutschen Ausdruck „strammbulstrig" zu bezeichnen. Das möchte nun noch hingehen, und es kann recht gut sein, daß

den Leuten einmal ganz besonders deutlich gezeigt wird, es müsse doch ohne Zweifel Mittel geben, sich in sich selbst zu vergnügen, wenn auch da draußen nicht viel Fröhliches zu holen ist; schlimm aber wäre es, wenn wir uns jetzt zuvörderst mit jenen verstimmten Gemüthern, und späterhin, nach Empfang der neuen Ostermeßbücher, mit einigen hundert verstimmten und strammbulstrigen Schriften zu plagen hätten. Wir wollen uns auf dieses Unglück immerhin ein wenig gefaßt machen; aber auch zugleich uns um die schöne Kunst bemühen, schon Seite 7 oder höchstens 9 zu merken, ob ein Buch es auf die Uebellaunigkeit angelegt habe, um es dann sogleich fröhlichen Muthes zuzuklappen.

11.

Etwas aus Adelung und Campe.

Zu dem unauslöschlichen Gelächter der homerischen Olympier bringen wir armen Sterblichen es freilich nicht, auch sollen wir das nicht wollen. Indessen giebt es doch auch in unsrer lieben deutschen Literatur Sachen, die es wirklich darauf anzulegen scheinen, ein solches Gelächter hervorzurufen, ja wir haben sogar bloße Ueberschriften, von denen man glauben möchte, sie seien in solcher Absicht verfertigt worden. Dafür hat z. B. Adelung gesorgt, und zwar in dem noch lange nicht genug berühmten Aufsatze mit dem Titel: „Ueber den Nutzen der Empfindungen.“ — Welche Gutmüthigkeit und Anmuth liegt bereits in dieser Aufschrift, und welche Gründlichkeit! Seit Jahrtausenden hatte man nur so ungenirt darauf los empfunden, ohne sich im mindesten nach dem eigentlichen Nutzen dieses Ver-

mögens umzusehen, bis es endlich dem verdienstvollen, stets fleißigen Grammatiker einfiel, uns darüber die Augen zu öffnen. Sollen wir uns nun deshalb freuen, so müssen wir leider aber auch erröthend hinzusetzen, daß jener Aufsatz (an dem sich bekanntlich auch Schiller überaus ergötzt hat) bis jetzt nur wenige Früchte getragen hat. Warum haben wir noch immer nicht Aufsätze „über den Nutzen der Tugend?" „über den Nutzen der Liebe?" „der Glückseligkeit?" „der süßen Träume?" u. s. w. und wo lebt der talentvolle Edle, der diese klaffenden Lücken genügend füllen wird?

Ueber den „Nutzen der Poesie" — das muß man uns lassen — haben wir jedoch schon viel Grandioses ausgehen lassen. Das wichtigste Wort ist ohne Zweifel von Campe, der unbedenklich erklärt, sie habe eigentlich gar keinen Nutzen, wenigstens nicht für Erwachsene und gebildete Leute. Für Kinder möge man allenfalls kleine gereimte Fabeln und Erzählungen machen, und er selbst müsse bekennen, daß auch er als Jüngling — wozu verführt nicht brausendes Jugendfeuer? — dergleichen verfaßt habe; als Mann aber — bei Leibe nicht! Damit man ihn jedoch recht und ganz verstehe — denn wenn die Deutschen schon übermäßig deutlich

gewesen sind, so ängstigen sie sich noch aus Tugend ab, man könne sie für mystisch-dunkel halten — so fügt er ein Beispiel hinzu, und macht bemerklich, daß die wackern braunschweigischen Bürger Jürgens, Erfinder des Spinnrades, und Mumme, Erfinder des unsterblichen Getränks, das des Urhebers Namen empfing, in jedem Falle weit größere Verdienste hätten als die beiden epischen Dichter, Homer und Virgil, mit denen man nichts Solides anfangen könne. Die ganze Sache hat etwas so Sublimes, daß selbst diejenigen Leser, denen sie bekannt ist, sich hoffentlich gern daran erinnern werden.

Zurückkehrend zu Adelung, wollen wir noch eines seiner höchst bedeutenden ästhetischen Urtheile gedenken. Bekanntlich ist ihm die schöne Literatur der Deutschen aus den Jahren 1740 bis 60 die einzige schöne, denn späterhin von 1761 an ging Alles darunter und darüber, und die spätern Dichter: Lessing und Klopstock (in den Mannesjahren), Stolberg, Bürger, Hölty, und endlich gar Goethe seien doch alle nicht correct, ja streng genommen, etwas schwülstig und confus. Was man ihnen zugestehen müsse, sei eine „etwas lebhaftere Phantasie." Wer aber hat die nicht?" fragt dann mit siegreichem Lächeln

der zermalmende Kritiker, und in der That, es ist ein schwerwiegendes, aber auch unschätzbar ergötzliches Wort dieses: „Wer aber hat die nicht?“ Ich schreibe es heute bei trübem Novemberwetter und spreche es dabei auch aus, denn der bloße Klang hat schon etwas Erheiterndes. Vielleicht gelingt ihm bei dem geneigten Leser ein ähnlicher Erfolg.

12.

Jean Paul, als Mensch und Dichter.

(Nach der Lectüre des vierten Theils des Werks: „Aus Jean Pauls Leben.")

Es ist eben nicht Sitte, daß ein Recensent mit Ausrufungen anfängt, und doch kann ich diesmal nicht anders und muß gegen die hergebrachte Weise fehlen. Welch' ein Buch! es führt uns besser, als alle früheren Schriften dieser Art, die mir je zu Gesichte gekommen sind, in die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, in die verborgensten Marterkammern mit den mannigfaltigsten Marterinstrumenten ausgestattet. — Richter kehrt von Leipzig mit dem Gefühl, selbst das Essen der letzten Monate nicht bezahlt zu haben, nach Hof zurück. Er hat nichts als seine „grönländischen Prozesse," die aber niemand versteht, und von denen selbst Gleim sagt, „sie seien so witzig,

daß man gleich des Teufels werden möchte.“ Das große Publikum will aber weder des Teufels noch Gottes werden, sondern im Halbschlummer aller Kräfte, mit breitgetretenem Spaße amüsirt sein. Der junge Mensch wird seiner Vaterstadt etwas unheimlich, und man raunt sich seltsame Bemerkungen über ihn in's Ohr, die darauf hinauslaufen, er sei ein Genie und deshalb unbrauchbar. Ein geschätzter Pastor aber, gleichsam in schwarzer Melchior Göziſcher Steifleinwand, raunt nicht und flüstert nicht, sondern spricht ganz laut und genügend grob ihm selbst in das Angesicht, er, der Pastor, halte von ihm gar nichts, er sei ein Atheist, und solle sich nur ja nicht etwa defendiren, denn es helfe ihm doch nichts, es sei einmal ausgemacht. Der Jüngling vertheidigte sich demungeachtet, doch zweifle ich, ob mit Erfolg.

Er findet ein dunkles Stübchen in einem verfallenen Häuschen, das er mit der kummervoll verarmten Mutter und ähnlich gesinnten Brüdern theilt, und hungert mit ihnen in Gesellschaft; spaßt aber dabei, was sie nicht können, mit einigen Freunden, die jedoch den Scherz nur halb und halb, und oft gar nicht verstehen. Der Prediger Vogel meint es gut mit seinem Freunde, doch ist zuviel Kopf-

schütteln dabei. Er thut sich auch leider auf eine gewisse Gattung von unerquicklicher Aufklärung zu viel zu Gute; da er aber etwa alle Monat doch auch einen guten witzigen Einfall hat, so mag er es, zu seiner Ehre gesagt, wol leiden, daß sein Freund dergleichen in jeder Stunde, und noch bessere, erzeugen kann. In trüber Stimmung ist ihm jedoch die Sache nicht ganz geheuer, und er nimmt auch dann Manches übel. Tiefer steht ein zweiter Bekannter, der manchen Witz auf sich gemünzt betrachtet, und grämlich wird über nicht verstandene Metaphern. Ein dritter, reich und geizig, quält Richtern sehr, und ein vierter ist gutmüthig, roh und ungenirt.

Richter schreibt eine herrliche Satire nach der andern, aber bei dem bloßen Anblick solcher Sachen kriegen die Buchhändler Scheu und Schrecken; er schreibt unnachahmliche rührende und witzige Musterbriefe an große und berühmte deutsche Schriftsteller und fleht sie an, ihm einen Verleger zu schaffen; aber diese celebren Autoren haben viel zu viel zu thun, als daß sie hätten zwei Minuten zu einem entscheidenden Fürwort für ihn verwenden sollen. Was geht sie ein armer unbekannter Jüngling an? Mag er mitsammt seinem in Deutschland unerhörten

Humor in Gottes Namen verhungern! Einige schlagen den sichersten Weg ein und antworten gar nicht, andere bedauern, nicht helfen zu können (d. h. oft: „zu wollen"), andere sind gütig genug, ihm einige treffliche Buchhändler zu nennen, wodurch ihm die große Mühe erspart wird, in den umsonst zu habenden Meßkatalogen die Namen nachzuschlagen. Was man aber so in gewöhnlicher Sprache „Hülfe" nennt, bleibt aus; und Robinson erscheint auf seiner wüsten Insel in dem schönen warmen Clima und mit seinen Nahrung liefernden Lama's als ein reichlich unterstützter glückseliger Mann gegen Richter. Endlich erringt er wirklich, und zwar durch eigene Bemühung, ich weiß nicht ob nach zweihundert oder dreihundert vergeblichen Bemühungen — einen Verleger für seine neuen Satiren. Das ist aber auch ein Mann, von dem sich Nützliches lernen läßt. Er belehrt den jungen Autor, daß er selbst nur Bücher drucke, um sie zu verkaufen, daß auf den Titel Alles ankomme, und bringt ihm einige auf, unter denen Richter zwar die widerlichsten ablehnt, dennoch aber sich entschließen muß, den „Teufel" einzulassen, der denn auch offizinell wird, und die köstliche Einleitung „Aviso des Juden Mendel" veranlaßt. Er

unterrichtet ihn ferner, daß drittehalb Thaler für den eng gedruckten Bogen solcher leichten Sachen völlig genug sei, und als der Dichter sich auf die Großmuth eines frühern Berliner Verlegers bezieht, bleibt jener fest, und stellt die Consequenz als eine höhere Tugend praktisch auf. Richter läßt sich am Ende Alles gefallen, und dankt Gott, daß er doch endlich die Aussicht hat, sein großes Werk gedruckt zu sehen, und den lieben Deutschen ohne Zweifel eine große Freude zu machen; allein der Buchhändler zeigt sich als einen sedaten und moderaten Mann, der es für heilsam hält, junge Leute, selbst wenn sie schon Jahre lang gewartet haben, noch einige Jahre warten zu lassen; denn zu geduldig kann man doch nie sein. Eine Pflicht gegen Deutschland glaubte er ohnehin nicht zu haben, denn da es sich schon so viele Jahrhunderte ohne die „teuflischen Papiere" beholfen hatte, so konnte es sich auch noch länger ohne dieselben behelfen, und es war ihm einerlei, ob dieselben 1787, 88 oder 1789 erschienen. Nun sollte man freilich glauben, der Mann sei ziemlich kalt gesinnt gewesen; genau betrachtet aber zeigt er sich dennoch voll poetischer Hoffnungen und sanguinischen Vertrauens; denn hätte er ahnen können, was wirklich geschehen, so

würde er weder drittehalb Thaler noch drittehalb Groschen für jene diabolischen Papiere gezahlt und keinen Bogen derselben in die Presse geschickt haben, denn bekannt ist es genugsam, daß die Deutschen viel zu bescheiden waren, um dergleichen geistreiche Sachen zu lesen oder gar zu kaufen, da sie gleich von vorn herein ahneten, sie würden sie doch nicht verstehen; über welche Tugend aber der Teufel so böse ward, daß er seine eigenen schnell zu Makulatur gewordenen Papiere holte.

Jean Paul hatte dennoch seine Freude an dem Buch, und machte den gehörigen Witz über den Setzer, der so viele interessante Druckfehler auf eigene Hand angebracht, und über die Carlsd'or des Verlegers, mit denen es eine seltsame Bewandtniß haben mußte, weil die Wechsler, denen man sie anbot, eine ganz besondere Feindseligkeit gegen dieselben äußerten, indem sie die Goldstücke, als wären sie glühend, schnell aus der Hand warfen.

J. P. ist während dessen aus Hof herausgekommen, und lebt auf dem Lande als Kinderlehrer, und zwar als ein höchst seltsamer, ja einziger, der es sich überaus schwer macht, um es den Kindern leicht zu machen. Dem seligen Sokrates würde er gewiß gefallen haben, denn der hielt bekanntlich auch

sehr viel auf die Weckung der eigenen Kräfte der Schüler, auf das kluge, leise anregende Fragen, auf das ironisch witzige Zusammenfassen der Wissenschaft und des Lebens, so daß die Schüler und die Schülerinnen ordentlich erstaunen mußten, wie klug sie selbst seien. Aber ein eigentliches Tagebuch über die moralische und ästhetische Vervollkommnung der Kinder, eine genaue Nachweisung der witzigen Einfälle, die ihnen durch den höhern Witz des Lehrers entlockt waren, ein solches Tagebuch hielt denn doch auch Sokrates nicht, wol aber unser Richter, und es ist billig, ihn für diese große Mühe noch im Grabe zu rühmen, was jene Schüler und Schülerinnen gewiß auch während ihres ganzen Lebens nicht versäumt haben werden.

Die Göttin Penia bleibt indessen unserm Richter treu; doch eben weil sie eine Göttin ist und einen ächten Dichter vor sich hatte, so wagte sie nicht, sich ihm in einer verzerrten Gestalt vorzustellen, und obwol sie ehedem es an kalten Stuben und elender Nahrung nicht fehlen ließ, so hatte sie doch nur trübe Stunden, nie aber ein trübes Leben veranlassen können. Nur der armen, ununterbrochen spinnenden Mutter hatte sie nach und nach jede Hoffnung geraubt, daß aus ihrem Johann

Paul Friedrich etwas Rechtes werden könne; noch ſchlimmer aber wirkte ſie auf den ältern Bruder, der endlich des monotoniſchen Umgangs mit Hunger und Kummer, Jammer und Elend ſo ganz und gar überdrüſſig ward, daß er ſich in die Saale ſtürzte, um mit einemmale dem ſchleppenden Lebensdrama ein Ende zu machen.

Unſer Dichter, gewiß noch tiefer fühlend, als jener unglückliche Selbſtmörder, ertrug auch dieſen Jammer. Er ſtand dem Geſchick und hielt die Hoffnung feſt, was wir ihm ſehr hoch anrechnen wollen; denn je ſchwerer es uns gemacht wird, zu hoffen, je größer wird unſere Tugend. Hatte ſich doch auch ſchon jetzt (etwa 1788) ſeine äußere Lage durch die Verhältniſſe in dem Lehramte einigermaßen gebeſſert, waren doch hübſche und gutartige Kinder um ihn, die ihn liebten; — und wenn wir nur geliebt werden, was wollen wir mehr? — Zwei ſchwache Seiten des Dichters: „eine warme Stube und Kaffee" wurden freilich nicht immer genügend gepflegt; aber ein ſo geſunder und kraftreicher Jüngling, wie Richter, erträgt auch das. Beſonders wenn er ein ſolcher Virtuoſe im Phantaſiren und Hoffen iſt. Dieſes Talent beſaß Richter in dem allerhöchſten und ſchönſten Grade, ſo daß er ſelbſt bei 20 Grad

unter Null nach Reaumur recht gut die süßesten Frühlingsdüfte eines sicilischen Thales genießen konnte. Diese Phantasie war auch in jener Zeit so rein kindlich ungenirt, daß er seinen Pflegekindern zuweilen erzählte, es komme nun bald die Zeit, wo er werde anerkannt werden und wo selbst Prinzen und Prinzessinnen ihm sagen würden, wie sehr sie ihn zu schätzen geruhten. Er hatte durchaus nicht unrecht, aber um das Jahr 1790 gehörte wirklich eine beispiellose Phantasie dazu, dergleichen zu hoffen, denn noch immer fanden sich keine andre Leser als seine Freunde Otto und Vogel, und in dem glücklichen Falle, daß er Etwas drucken lassen konnte: seinen Setzer, welcher letztere jedoch nicht zu den aufmerksamen zu rechnen ist, da er so gräuliche Druckfehler machte.

Um diese Zeit schrieb Richter in den wenigen Zwischenstunden, die ihm sein Lehramt ließ, besonders Sonntags, seine „unsichtbare Loge," mit der er in der ersten Hälfte des Jahres 1792 fertig ward, in so weit er damit jemals fertig werden konnte. Daß dieses Buch vortrefflich sei, mußte er bei der größten Bescheidenheit sich selber sagen, und der redliche strenge Otto sagte es ihm auch. Aber was nun weiter? wohin damit? Die Buch-

händler wollen nur mit berühmten Leuten etwas zu thun haben, und mögen nicht gern warten, bis einer berühmt werde. Berühmte Männer aber zu bitten, daß sie ihn unter ihre Flügel nähmen, war bedenklich, denn noch zu nahe lagen die traurigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, und noch vor kurzem war ihm ein unschuldiger Aufsatz für das ..... Modejournal, mit der unumwundenen Erklärung, es sei derselbe ganz unbrauchbar, zurückgesandt worden. Da erfaßte Richter den besten Gedanken, den er erfassen konnte; er wählte nämlich unter allen berühmten deutschen Schriftstellern den aus, von dem er wußte, daß er am meisten — gelitten hatte und noch litt. Es war Karl Philipp Moritz, dem, bei allen Mängeln, die wir an ihm rügen müssen, wol zu gönnen gewesen wäre, daß das ihn bitter mäkelnde Publikum noch bei seinen Lebzeiten erfahren hätte, wie sehr Herder und Goethe ihn als Kunstkenner schätzten, wovon es, wie bekannt, leider erst seit einigen Jahren Kunde bekommen hat. Jean Paul fühlte sich um jene Zeit ganz besonders zu ihm hingezogen, der in jedem Falle am besten wissen mußte, was Armuth sei, er, dem das Geschick so oft statt Brot, Steine und Sand gegeben hatte — einigemale auch Pu-

derstaub statt Mehl. (S. Anton Reiser.) Richter, der sich zehn Jahre lang in den berühmten Deutschen verrechnet hatte, verrechnete sich diesmal nicht, denn schon mit der nächsten Post schrieb Moritz seine Entzückung über das herrliche Werk, und die Nachricht, daß er bereits einen Verleger gefunden, der hundert Ducaten Honorar für dasselbe zahlen wolle, und jetzt sogleich abschläglich dreißig sandte, die der hocherfreute Richter in die zitternden Hände seiner alten Mutter gleiten ließ.

Von diesem Augenblick fing der bedingende Drang des Lebens bei unserm Dichter zu weichen an, und etwa zwei Jahre darauf sah bereits das ganze gebildete Deutschland in Jean Paul einen ächten Dichterfürsten, dem man nur mit Liebe und Verehrung begegnete.

Man sieht: diese Biographie ist so interessant, daß sie schwerlich interessanter ersonnen werden könnte. Aber sie ist auch mehr als das; sie ist im hohen Grade wichtig und lehrreich, und hat jene Beruhigung und tragische Heiterkeit in sich, die den griechischen Tragödien fast nie, und der unsrigen so oft fehlt. Seneca sagt sehr richtig, ein edler Mensch im edlen Kampfe mit dem widrigen Geschick, sei selbst für die Götter ein würdiges Schauspiel; und

hier sehen wir vollends einen Mann, der nicht bloß rüstig kämpft, sondern dabei noch lächeln und scherzen kann. — Es ist recht hübsch und gut, wenn wir bei köstlichem Wein fröhlich singen; wie aber, wenn das Geschick, das wir doch nie ganz auslernen können, uns einmal den Wein nehmen sollte? Dann wäre gewiß das Beste, wir machten wirklichen Ernst aus den guten Worten unseres unvergeßlichen Hölty, der ja auch selbst Ernst daraus machte:

Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Endlich entsteht hier noch eine neue Frage: „Wie ertrug Jean Paul sein nunmehr beginnendes Glück und seinen überall verbreiteten Glanz?" — Die Antwort vielleicht ein andermal.

13.

Wem soll ich nun glauben?

(Eine wahre Anekdote.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stand einmal der Schriftsteller A. im Laden seines Verlegers, und blätterte in den eben angekommenen ästhetischen Zeitblättern, die sich damals noch mit leichter Mühe übersehen ließen. Da ging die Thür rasch auf, und mit großem Geräusch trat der Schriftsteller B. herein. „Nein!" rief er aus, ohne weder einen guten Mittag noch Nachmittag zu wünschen, „nein! es ist doch zu arg! zu toll! und man muß selbst toll darüber werden!"

„Mein Gott!" sagte der muntere A. „was ist Ihnen begegnet? Ist Ihr Haus abgebrannt? Ist Ihre schätzbare Frau plötzlich heiser geworden? Ist Ihr verehrungswürdiger Junge im Examen durchgefallen?"

„Ach was! nichts von dem allen; aber ich muß erſt Athem ſchöpfen.“

Jetzt war auch der Buchhändler, der bis dahin in der Tiefe des Ladens gearbeitet hatte, herbeigekommen, und ſagte mit jenem erhaben ſatyriſchen Lächeln, das aus reiner Klugheit und ſchmerzlicher Erfahrung hervorgeht: „Gewiß hat Ihnen Ihr Herr Verleger reinen Wein eingeſchenkt, und von der rückgängigen Bewegung Ihres letzten Werks Nachricht gegeben. Nicht wahr?“

B. ſchüttelte den Kopf. — „Oder,“ fuhr der Buchhändler fort, „eine unfreundliche, ſchlimme, erſchreckliche Recenſion?“

Jetzt hatte B. neuen Athem gewonnen, und erwiederte: „Nur halb gerathen, oder vielmehr nur ein Drittel gerathen. Sehen Sie, geſchätzter Helfer, und Sie, theurer College, hier in dieſer linken Taſche iſt die Recenſion eines ſchauderhaften Jenaers, der mein Buch bis in den Abgrund... nein weit tiefer, bis Jenſeit aller Abgründe der Hölle verdammt; hier in der Bruſttaſche — ich fühle ordentlich die Kälte — ſitzt ein indifferenter Göttinger und ſpricht, es ſei mittelmäßig, und hier in der linken Rocktaſche ruft ein feuriger Erlanger ſämmtlichen deutſchen Kreiſen einen Glückwunſch

zu, daß sie endlich ein so unschätzbares Buch empfangen haben. Wem?... ich bitte Sie um Gotteswillen — wem?... reißen Sie mich aus meiner tödtlichen Unruhe — wem?... ich gehe unter in den Wellen dieses Meers von Zweifeln — wem soll ich denn nun glauben? — und was soll ich von mir und meinem Buche halten?"

„Ja freilich," erwiederte A. mit jenem Seufzer, wie wir ihn wol aus tiefster Brust zu holen pflegen, „wenn eine Sache, die, in sich selbst höchst lächerlich, doch wieder, weil sie so über alle Maaßen lächerlich ist, in das Tragische übergeht, mit einemmale unumwunden und schreiend vor uns tritt — ja freilich, wenn Sie das nicht früher selbst gewußt haben — — dann — — dann - u. s. w.

14.

Zur Charakteriſtik der Brandenburger.

Ueber den Charakter der Brandenburger iſt viel hin und her geſprochen, und es ſcheint doch nicht ſchwer, wenn wir die Geſchichte fragen, über ihn auf's Reine zu kommen. Seitdem hohenzollerſche Fürſten ſie beherrſchen, haben ſie ſich zu einem individuell-deutſchen Charakter erhoben, und ſeitdem der große Kurfürſt eine, für das ſinnliche Auge zwar unſichtbare, doch für den Geiſt kenntliche Krone trug, ſind ſie zu einem eben ſo freien als abgeſchloſſenen, ſich ſelbſt ſtets bewahrenden, mit großer Liberalität aber auch manches Fremde aufnehmenden deutſchen Volke geworden, das als Repräſentant und Beſchützer des reinen Proteſtantismus zu ſtehen beſtimmt iſt. Tapferkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, Arbeitſamkeit, Mäßigkeit, Klugheit und Witz bilden, wie mir ſcheint, die Lichtſeite

ihres Charakters, der sich begreiflicherweise in der Hauptstadt am deutlichsten ausgesprochen hat. Ueber Mangel an Phantasie, Gemüth und Poesie ist dagegen nicht selten geklagt worden, zuweilen wol mit wirklichem Recht, oft aber nur mit scheinbarem. In Gefahren, Noth und Tod, welche die Mark oft genug umgaben, hat es nie an Gemüth gefehlt, was auch ohnehin unmöglich wäre, da Tapferkeit nicht leicht ohne Gemüth sein kann. Im gewöhnlichen Leben tritt freilich auch wol zur Unzeit der Witz ein, der vielleicht in keinem deutschen Gau so geübt wird, als im Brandenburgischen, insonderheit in Berlin. Darüber ließe sich gar viel reden, ich aber will nur auf Folgendes aufmerksam machen: Der Tapfere entscheidet im Kriege gern Alles rasch mit dem Schwerdte; diese Lust begleitet ihn auch in das friedliche Bürgerleben, und hier ergreift er statt des Degens den Witz, der bekanntlich auch, wie eine hellgeschliffene Klinge, selbst durch sein bloßes Leuchten manchen Augenblick der Bedrängniß erhellen kann. Weitläufigkeit und langes Reflectiren haßt, und weiche Rührung scheuet er; ein Bonmot hilft am schnellsten durch. Ist darum der Brandenburger ohne Gefühl? Keineswegs. Kann nicht auch das Herz bewegt sein,

wenn der Mund spaßhafte Einfälle bei Dutzenden von sich haucht? sonst wäre — um ein schlagendes Beispiel anzuführen — auch unser unvergeßlicher Nicht-Brandenburger Lessing für gemüthlos zu erklären, weil der Ausdruck seines eigenen Schmerzes nie ohne Witz und antithetische Wendung war. (Man erinnere sich nur des schauerlich-witzigen Briefes an Eschenburg, in welchem er ihm den Tod seiner geliebten Gattin und seines Kindes meldet.)

Ueber diese Neigung der Brandenburger und insonderheit der Berliner, bedeutsame und beschwerliche, trübe und tragische Verhältnisse des Lebens durch Witz, Laune, ja selbst durch bloßen pikanten Spaß zu mildern und zu versüßen, können selbst sprichwörtliche Redensarten einen erfreulichen Aufschluß geben. Wir wissen Alle, wie gäng und gebe die Ausdrücke im Volke sind: „Munter ist die Hauptsache," „bange machen gilt nicht," und ähnliche Reden. Betrachten wir diese nur obenhin, so können sie uns vielleicht unbedeutend vorkommen, oder durch Mißbrauch gar widerlich werden. Treten wir aber mit besserm Ernst hinzu, so können jene abgeriebenen Redensarten sogar historische Bedeutung gewinnen.

Denken wir uns z. B. die Berliner in ihren

Umgebungen, in so weit diese von der Natur selbst verliehen worden waren. Außer der fischreichen Spree und einiger Waldung fand sich nichts Gegebenes, das leichte Ausbeute versprochen hätte, Alles mußte dem dürren, sandigen Boden abgezwungen werden. In der That giebt es hier einige Gegenden, in denen die Natur, in Sack und Asche gehend, ihren Aschermittwoch zu feiern scheint, so daß die ersten Bebauer nicht bloß Muth und Geduld, sondern auch einer gewissen witzig-muntern Beharrlichkeit bedurften, um nicht in dem Flugsand moralisch oder physisch zu ersticken. Diesen edlen Kampf des Menschengeistes und der Menschenhand mit der widerstrebenden Natur hat insonderheit der große Kurfürst neu belebt, begünstigt und gelegentlich auch wol — befohlen. Wie oft mochte damals manchem Bürger das Grabscheit und der Spaten aus der müden Hand gesunken sein *), wie oft mochte er

*) Bei den Refugiés war es derselbe Fall, nur daß sie an schöne Gegenden gewöhnt, sich noch weniger in ihren Ausdrücken Zwang anthaten, wie sie denn z. B. die Gegend bei Moabit, die man einigen von ihnen zum Anbau übergeben hatte, eine terre maudite nannten. Die Berliner hörten und mißverstanden dies Wort so oft, daß sie daraus Moabit machten, wobei es auch sein Bewenden gehabt hat.

im Unmuth ausrufen: „Es iſt unmöglich, es geht nicht!“ — Dann aber trat wol etwa ein gutmüthiger und erfahrener Nachbar zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter, und ein trauliches „Nun, nun! munter iſt die Hauptſache“ ſtärkte die Kraft von neuem. Man legte gleichſam zuſammen zu ein paar ſpaßhaften Einfällen, und die Arbeit ging dabei vortrefflich von Statten, bis ſie endlich nach Jahr und Tag ſich auch reichlich belohnte.

Denken wir uns ferner ſo manche Zeit der Gefahr, z. B. die Jahre 1674 u. ſ. w. Damals ſtand der Kurfürſt mit Frankreich und Schweden im Kampfe, und da er doch nicht überall ſein konnte, ſo ward der größte Theil der Mark von den Schweden verwüſtet. Sein bloßes Wiedererſcheinen war ein Sieg, und dieſe Siege ſetzten ſich die nächſten Jahre immer fort. Da ſchloß aber der Kaiſer Leopold I. den unglücklichen Frieden von Nymwegen und vergaß dabei gänzlich ſeines treuſten Bundesgenoſſen, Friedrich Wilhelms, der nunmehr ganz allein den Kronen Frankreich und Schweden, und gar manchem mißgönnenden deutſchen Fürſten gegenüberſtand. In ſolchen Tagen des höchſten Ruhms und der höchſten Gefahr mochte ſelbſt manchem wackern kraftreichen Bürger das Herz klopfen, und er konnte

wol mit Sorglichkeit fragen: „Wie wird unser Kurfürst sich hier durchschlagen?“ Doch gewiß schon in der nächsten Stunde, vielleicht schon in der nächsten Minute, sprach er sich selbst zur Ruhe durch seine Lieblingsworte: „Bange machen gilt nicht“ — „von Drohungen stirbt Keiner.“

Dieses letzte Wort ist nicht minder historisch wichtig, denn es scheint sich unmittelbar an eine bekannte Begebenheit im Leben des Kurfürsten zu knüpfen. Wir wissen, wie sehr man ihm in Polen zürnte, als er zuerst sich mit Schweden verband, um das ihm mit Recht verhaßte Vasallenthum des Herzogthums Preußen abzuwerfen. Der König Casimir, bekanntlich nicht ohne Aufwallungen verworrener Art, vergaß sich so weit, daß er seinem Abgesandten auftrug, dem Kurfürsten zu sagen, wenn er in seine Hände falle, werde er ihn wilden Thieren vorwerfen (s. Puffendorf). Wie benahm sich nun Friedrich Wilhelm bei dieser beispiellos unwürdigen Drohung? Es wäre sehr menschlich gewesen, darüber laut zu zürnen; aber gegen wen? Was konnte der arme Herold für den widerlichen Auftrag seines Königs? Der Kurfürst hätte vielleicht nicht übel gethan, mit einem kalt und streng witzigen Wort die Sache abzumachen, und es ist be-

kannt genug, daß es ihm an tüchtigen Schlagreden nicht fehlte. Er wählte aber das Allerbeſte, d. h. er wandte dem Geſandten ſchweigend den Rücken, gleichſam als wolle er nicht gehört haben, daß ein König ſich ſo vergeſſen könne. Antwortete er aber gar nicht? Allerdings, denn kurze Zeit darauf gab er die einzig zweckmäßige und witzigſte Erwiederung, welche drei volle Tage dauerte; ich meine die Schlacht bei Warſchau, vom achtzehnten bis zwanzigſten Julius 1656, die ſich mit einer ſo traurigen Flucht des Königs endete, daß die Chronik erzählt, er habe Tage lang ſich nicht umwenden mögen, weil er den Anblick ſeines eigenen geſchlagenen Heeres kaum ertragen konnte.

„Wenn Du in meine Gewalt kommſt" — hatte Caſimir ſagen laſſen, darum durfte der Kurfürſt ſchweigen, denn wer auf alle Wenn's (die größtentheils vom Uebel ſind) antworten wollte, würde faſt nichts zu thun haben als zu antworten; ja es könnte mit ihm zuletzt dahin kommen, daß er ſich ſogar, wie König Priamus (in dem Trauerſpiel-Fragment, welches der Schauſpieler im Hamlet declamirt), vor dem bloßen Schatten vom Schwert des Pyrrhus Neoptolemus tödtlich entſetzte. Ohne Zweifel hat jenes Schweigen und jenes Antworten

zur rechten Zeit den Märkern sehr wohl gefallen, denn nirgends hört man jenes Wort: „von Drohungen stirbt Keiner," so häufig als in preußischen Landen, und es fallen gewiß manchem Leser dabei Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege ein, in welchem diese Redensart überhaupt eine trefflich beruhigende Kraft äußerte.

Ueberhaupt antworten die Märker nicht leicht ernsthaft und ausführlich, sondern lieber in kurzen Sätzen und prosaischen Xenien. Salbungsreiche Reden, wehmüthig weiche Ermahnungen, wilde Orationen, vornehmthuende Polemik u. s. w. sind ihnen fatal, und sie achten deshalb nicht sehr darauf, so daß sie auch, um ein neueres Beispiel anzuführen, von den vielen Scripturen, die während des Wiener Congresses und in der nächsten Folgezeit, von einigen allzeit fertigen Schriftstellern Frankreichs und Süddeutschlands gegen einzelnes Preußisches erschienen, nur obenhin und mit großer Seelenruhe Notiz nahmen. Sie sahen jenen Schriftchen und Aufsätzchen die Vergänglichkeit so sehr an, daß es ihnen viel zu langweilig war, darauf zu antworten, indem die Zeit selbst schon antworten werde. Und in der That, so ist es gekommen; denn wer nicht Literaturgeschichte ex professo treibt, weiß

jetzt von jenen Schreibereien kein Wort mehr. Ueberhaupt wohnt gewöhnlich in dem auf das Praktische gestellten Menschen eine gewisse zweckdienliche Tenacität, eine Eigenschaft, die ich am liebsten durch dieses Fremdwort bezeichne, da unser deutsches „Zähheit" diesmal einen Nebenbegriff mitbringen könnte, den ich vermeiden will.

Wo aber so viel Licht ist, kann es an Schatten nicht fehlen, und so viel Vortreffliches jene Eigenschaften in ihrer Aechtheit mit sich bringen, so können sie doch auch ausarten, oder, aus ihrer rechten Stellung gerückt, manchen Unsegen veranlassen. Der Witz kann auch das Heilige antasten, das stete Ringen mit der Natur die Liebe für die Natur schwächen, und jene Tenacität der schaffenden Poesie nachtheilig werden. Fragen wir z. B. einen strengen Literaturhistoriker, wie viel Dichter*) bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die Stadt Berlin hervorgebracht hat, so würde er etwa Canitz und gewiß Tieck nennen, dann aber vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn er die Liste fortsetzen sollte. Statt dessen würde er wahrscheinlich der

*) D. h. hier: im Druck erschienene; der Himmel möge uns aber bewahren, nur solche anzuerkennen.

Kritik gedenken, zu der die Berliner ganz besonders neigen, sei es nun unter glücklichen oder unglücklichen Auspizien. — Ich lasse dies Alles für jetzt nur dahingestellt sein, indem eine genaue Erörterung einen weit größeren Raum einnehmen würde, als diesem Fragmente bestimmt ist.

Besser scheint es, mit einer lustigen Erinnerung an den alten märkischen Chronikenschreiber Leutinger zu schließen, indem vielleicht noch keiner ein so seltsames Urtheil über den Charakter der Brandenburger geäußert hat als er. Sie seien, versichert er, melancholischen Temperaments, was sich auch leicht erklären lasse, da ihre Hauptnahrung in Fischen bestehe. Was das Letzte betrifft, so verhielt es sich zu seiner Zeit allerdings so, und noch im vorigen Jahrhundert pflegte das Gesinde bei der Uebernahme seines Geschäfts sich ausdrücklich und kontraktmäßig auszubedingen, daß es nicht öfter als dreimal in der Woche zu Fischspeisen gezwungen sei. Von der daraus entspringenden Melancholie ist jedoch wenig vernommen worden, im Gegentheil würde ein melancholischer, wehmüthiger oder gar weinerlicher Berliner als eine lebendige contradictio in adjecto erscheinen.

15.

Berliner Redensarten *).

Wie charakteristisch und eindringlich manche Berliner Redensarten sind, wird man besonders dann gewahr, wenn man sie sich als Motto's vor wichtigen Büchern denkt. Wie gut würde es sich ausnehmen, wenn auf dem Titel einer Geschichte des großen Kurfürsten der ruhige Spruch prangte: „Bange machen gilt nicht." Einem diplomatischen Werke der sanftern Art würde das Motto: „Und darum keine Feindschaft nicht," zur Zierde gereichen, sei es nun, daß der Verfasser es ernsthaft oder ironisch meinte. Ein kraftvolles Heldenlied könnte unter allen Devisen schwerlich eine redlichere finden als: „Allemal derjenige, welcher," und die zartesten poetischen Liebesseufzer würden noch bessere

*) Möge als Nachtrag zu Nro. 14. betrachtet werden.

Wirkung thun, wenn gleich auf dem ersten Blatte das gute, stille, mystische Wort: „Nie ohne dieses," uns das treue, nimmer wankende Gemüth des zärtlichen Jünglings verriethe.

Es ist wahr, alle diese Ausdrücke werden jetzt so oft und so häufig zur Unzeit gebraucht, daß sie sehr widerwärtig werden können; allein es hat damit nicht viel auf sich, denn die meisten Sprüche haben eine Bedeutung in sich, die sich nicht so leicht verreiben und verwischen läßt.

Unter allen diesen Redensarten ist vielleicht keine so verbraucht und deshalb meistens so unangenehm geworden, als die, welche dem übelgesinnten „Spiegelberg," der bereits durch Schillers Blut- und Flammen-Tragödie berühmt genug gewesen war, noch täglich eine neue Unsterblichkeit bereitet. Diesen Mißbrauch aber abgerechnet, ist das Wort selbst so übel nicht. — Schade nur, daß die Deutschen, z. B. im 17ten und 18ten Jahrhundert, so oft die rechte Zeit versäumt haben, es auszusprechen.

Man hätte, meine ich, jenen allegorischen schlimmen Gesellen lange vor Schiller produciren und z. B. manchem encyklopädistischen atheistischen Lächler zurufen sollen: „Spiegelberg, ich kenne Dich!"

16.

Goethe dedicirend.

Goethe hat gewiß in seinem ganzen Leben es nie auf Rührung angelegt; aber er hat die höchste erreicht, ohne es zu wollen, durch seine letzte Schrift von zwei Blättern; ich meine durch die Dedication seines Briefwechsels mit Schiller an den König von Baiern. Er giebt dem verehrten Fürsten das Schönste, was er ihm bringen konnte: das Denkmal einer Freundschaft, welche die beiden größten Dichter Europa's verknüpfte, einer Freundschaft, aus welcher sich Schriften erzeugten, die wir als Thaten und zwar als ewige Thaten zu betrachten haben. Jene Dedication hat Goethe in seinem einundachtzigsten Lebensjahre geschrieben, das heißt, in jenem wunderbaren Alter, das schon über die biblische Angabe der Lebensjahre der Menschen hinausgeht. Es ist schwer, das Gefühl auszudrük-

ken, das uns bei dieser Weihung ergreift. Der Dichter, der ja nach dem Ausspruche des geschiedenen großen Freundes, „mit dem Könige gehn soll," spricht hier zu einem dichterischen, künstlerisch gebildeten Könige, der in jenem Freunde das Herrlichste fand, was das Jahrhundert gegeben. Daher durfte Goethe mit der vollen Gewalt seiner Sprache den ganzen Schmerz über den Verlust andeuten, den er und die Welt durch Schillers Tod erfahren, aber jene Zartheit der Gesinnung, die wir stets in Goethe bemerken, jene Zartheit, die den zu laut ausgesprochenen Jammer „haßt," läßt ihn auch hier die sanftesten Worte wählen, damit der Tod nicht etwa triumphirend in das Leben trete. Es ist jedoch möglich, daß der ächt hyperboreische Wunsch mancher Leser, erschüttert und zerquetscht zu werden, durch die Nichterfüllung den heillosen Tadel hervorbringe, Goethe spreche doch hier ein wenig kühl. Man vergesse aber nicht, daß hier doch auch der Privatmann zu dem Könige spricht, und zwar ein Privatmann, der stets, als edler reiner Royalist, selbst in die bloßen Formen der weltlichen Verhältnisse, so wie in die Sprache derselben, einen schönen Sinn hineingelegt hat. Es giebt allerdings einen Kanz-

leiſtyl, über den wir ſeit Jahrhunderten mit Recht klagen, aber es giebt doch auch einen, aus dem ſelbſt Luther Einiges lernen konnte, und nur zu gern lernte. So finden wir hier einen Goethiſchen Kanzleiſtyl, über den wir wenigſtens nicht eher klagen ſollten, als bis wir verſucht haben, ihn aus den höheren Prinzipien abzuleiten, die ihn mögen veranlaßt haben. Ich ſelbſt vermiſſe in demſelben, wie er ſich hier in der Dedication äußert, nicht jene edle Künſtlerhand, die wir Alle kennen oder doch kennen ſollten; aber ich ſehe hier auch die faſt ein wenig zitternde Greiſenhand, ein Gedanke, der wol ſelbſt den Fühlloſen zu einer gewiſſen Andacht ſtimmen könnte.

Ueber den ſechsten Theil der Briefe ſelbſt vielleicht ein andermal. Sie ſind die höchſte Blüthe des ganzen Briefwechſels, nicht deswegen, als wären hier die geiſtreichſt analyſirenden Briefe zu finden — die ſind vielmehr in den erſten Theilen enthalten — ſondern weil jene ſcharf- und tiefſinnigen Auseinanderſetzungen bei dem vollendeten Freundſchaftsverhältniſſe jetzt nicht mehr vonnöthen waren. Es bedarf jetzt nur des leiſeſten und einfachſten Worts, und beide Männer verſtehen ſich ganz, und wiſſen wechſelſeitig in einander ſo

sehr Bescheid, daß ihre Freundschaft zu einem ununterbrochenen und nie getrübten Genusse wird. Wer ihnen bis dahin hat folgen können, wird sie nunmehr ganz begreifen und ihren Genuß zu dem seinigen machen.

17.

Leben und Nebel.

Nur wenige Gestalten, denen ein vollständiges Leben inne wohnt, zeigt uns die neuere ästhetische Literatur; die Menschen, die uns vorgeführt werden, sind Erzeugnisse der Dämmerung, und haben deshalb die Mittagssonne zu scheuen. Sie leiden und leben nicht recht, und spielen oft so lange mit Begriffen, bis sie selbst zu einem bloßen Begriffe werden. Wie vieles Verschwommene, Verwaschene, Neblige, Gespenstische wird uns geboten! — Oft ist es nur ein halbes Leben, das die Dichter zu Stande bringen, und manche ihrer Helden gleichen dem armen Könige mit den Marmorbeinen (in „Tausend und eine Nacht,"), der nicht stehen und gehen kann. Und doch ist auch das Sitzenkönnen „des Edeln" schon viel; und Goethe hat nicht verschmäht, in zwei wohlbekannten (manchen

Allzuzarten zum Aergerniß dienenden) Zeilen auf das nothwendige Requisit zum Sitzen aufmerksam zu machen. — Andere Personen kommen mir vor, als hätte ihnen der Dichter wider Willen den Kopf verrenkt und die Knie zerschlagen, andere, als hätten sie nie menschliche Nahrung zu sich genommen, wären auch viel zu vornehm, um nicht Essen und Trinken gänzlich zu verachten u. s. w. — Wo wir nur ächtes Leben finden, da werden wir auch schon erfreut, und denken wir uns ein solches Leben durch irgend eine höhere Macht in eine gespenstische Welt versetzt, so würde es diese augenblicklich zertrümmern. Mir träumte einmal, ein seltsamer Kobold führe den alten stattlichen „Oberförster" aus den „Jägern" heraus, etwa in die „Octavia," und auf der Stelle brach das ganze Stück zusammen, denn Schatten können nur Schatten imponiren, nicht aber jenem lebenvollen Kernmann. Denken wir uns vollends aber einen Shakspearischen geistreichen Narren, z. B. den in „Wie es Euch gefällt," in solche Stücke hineinlaufen, und er finge nun an zu parodiren: so giebt das ein Bild, das an tragikomischer Ergötzlichkeit nicht leicht übertroffen werden mag.

Hat uns aber eine solche Betrachtung ein wenig

traurig gemacht, ſo wollen wir uns mit dem Gedanken tröſten, daß doch hie und da glücklichere Zeichen zu bemerken ſind, und daß einige Dichter aus dem Nebel, worein ſie gerathen, muthig und erfolgreich anfangen, ſich in das Leben zurück zu arbeiten. Nur halte man das nicht für ſo leicht als das bloße — Zurückleſen des Wortes „Nebel.“ Es muß vorwärts gelebt werden.

18.

Wer hat in Berlin die erste Theaterkritik geschrieben?

So viel sich irgend erforschen läßt, niemand anders als der Kurfürst Georg Wilhelm. In den frühesten Jahren seiner Regierung hatte er zwar dem pseudonymen, nicht zu enthüllenden Junker Hans von Stockfisch gestattet, Komödien zu spielen; allein schon im Jahr 1623, bei dem wachsenden Jammer des dreißigjährigen Krieges, die Erlaubniß zurückgenommen, ja sogar die Musik auf den Gassen gänzlich verboten. Man gehorchte einige Zeit; allein schon 1629 wurde abermals und zwar von den Gymnasiasten öffentlich Komödie gespielt. Da ergriff den Fürsten Wehmuth und Zorn, und er erließ sowohl an den Magistrat, der die „Ueppigkeit" erlaubt, als an die Schullehrer, die sie veranlaßt hatten, zwei Rescripte, die als Actenstücke sehr

wichtig sind, hier aber ganz mitzutheilen zu viel Raum einnehmen würden. Das Merkwürdigste ist, daß er sich nicht begnügte, kraft seiner Fürstengewalt die Sache zu verbieten, auch nicht nach seiner etwas schwermüthigen Frömmigkeit bloß auf die elenden Zeiten aufmerksam zu machen, mit denen dergleichen Lustbarkeiten sich nicht vertrügen, sondern daß er selbst als ästhetischer Kritiker mit großartiger Strenge auftritt, und von „hölzernen Komödien" und „Affereien" spricht, und — damit man diesen, wie es scheint, Lieblingsausdruck nicht vergesse — auch im Rescript an die Schullehrer ihr Komödienspiel ein „lauteres hölzernes Wesen" nennt. — Ob des Kurfürsten Theaterkritik völlig treffend gewesen sei, ist wol nicht mehr zu entscheiden, besonders da er keine Gründe angiebt, und der Vorstellung gewiß nicht selbst beigewohnt hat. — In jedem Falle bleibt die Sache interessant, und es wäre wohl der Mühe werth, wenn die Berliner Theaterkritiker im Jahre 1829 ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern wollten *).

*) Wurde 1827 geschrieben.

19.

Johnson und Garrik.

Doctor Samuel Johnson, mit Recht als Grammatiker, mit Unrecht als ästhetischer Kritiker berühmt, war bekanntlich nicht ohne Kälte, Pedanterie, Stolz und Grämlichkeit; doch darf man auch manchen seiner Zeitgenossen den Vorwurf machen, daß sie ihn verwöhnten, und sich selbst Ueberstrenge und Härte im Urtheil von ihm demüthig gefallen ließen. Es hielt schwer, ihm Etwas recht zu machen, und selbst der allgefeierte Garrik mußte von ihm manchen bittern Tadel anhören, ohne deshalb von der alten Liebe zu lassen, die er nun einmal schlechthin nicht aufgeben wollte. Einstmals aber, als er den Hamlet ganz besonders glücklich gespielt hatte, that der Doctor beim Nachtpunsch im Kaffeehause ein Uebriges und versicherte, er sei heute mit dem Spiel und Vortrag des Künstlers wohl zufrieden gewesen. Ein

so seltenes Lob von dem Alles geltenden Censor regte den trefflichen Mimen so an, daß er sich der fröhlichsten Laune überließ, wobei sich vielleicht auch einige Spuren von Selbstgefälligkeit zeigten. Das ertrug aber der finstre Johnson nicht lange, und es trat bald wieder sein gewöhnliches kritisches Brummen ein, das sich endlich in den seltsamen Spruch auflöste: so schöne Sachen und wohltönende Worte, wie im Hamlet, ziemlich gut vorzutragen, sei eben nichts Besonderes; sonst aber möge es Fälle geben, wo er selbst nicht vier allbekannte prosaische, doch höchst wichtige Worte richtig vortragen könne. Die ganze Gesellschaft erschrak; Garrik aber überwand seinen Unwillen und sagte lachend: „So nennt doch diese vier schweren Worte.“

„Wie heißt das fünfte Gebot?“ — „Du sollst nicht tödten.“ — „Falsch gesprochen!“ — Garrik wiederholte mit feierlicher Stimme: „Du sollst nicht tödten!“ und Johnson mit Ruhe sein: „Falsch gesprochen.“ Jetzt nahmen sämmtliche Gäste an dem Streite Theil, alle riefen unwillkührlich und in Garrikscher Weise: „Du sollst nicht tödten,“ und der Wirth, der eben mit einer neuen Bowle Punsch herein trat, staunte den frommen Chor bedenklich an, und faltete andächtig die Hände, wäh-

rend der Doctor abermals erklärte, sie hätten allesammt falsch gesprochen. „Es heißt: Du sollst *nicht* tödten; — das Nicht hat den Accent.“

Was weiter erfolgt sei, und welche Einwürfe Garrik und seine Anhänger gegen den Diktatorspruch gemacht haben, wird nicht erzählt; doch scheint Johnson das letzte Wort behalten zu haben. Daran mag indessen wenig gelegen sein; denn es ist etwas höchst Alltägliches, daß der Unrecht Habende nicht bloß das letzte, sondern auch das erste und mittlere Wort hat und behält. Mich dünkt, Johnsen wurde durch die Betrachtung geleitet, jedes Gesetz, und folglich auch das Mosaische, sei, als Gesetz, nur verbietend; es könne nur dem Laster wehren, aber nicht die Tugend, d. h. im höhern Sinn „die Liebe“ *befehlen*. Hatte er aber bis dahin recht — und wir müssen ihm diesen Gedanken leihen, weil er sonst Unsinn würde gesprochen haben — so folgerte er weiter, es müsse auch die negirende Natur des Gesetzes überall *accentuirt* werden, und hierin irrte er gänzlich. Wollte man ihm folgen, so müßte man eigentlich die obigen vier Worte sämmtlich accentuiren und zwar ziemlich gleichmäßig, weil sie *alle* von besonderer Wichtigkeit sind. „Du,“ als Aufruf, der, wenn

er ungehört bliebe, das Gesetz selbst unnütz machen würde. „Sollst," der rechte Ton des Befehlens, durch den die Willkühr des Aufgerufenen entfernt wird. „Nicht" wegen der oben angegebenen allgemeinen Natur des Gesetzes; und „Tödten" hätte gewissermaßen einen doppelten Accent, weil ohne das Verständniß dieses Worts die früheren drei bloß zu einem leeren Hall würden.

Uebrigens scheint mir die Anekdote nicht unwichtig, denn auch noch heut zu Tage finden sich manche gelehrte Kritiker mit ähnlichen irrigen Gedanken, wie Johnson sie geltend machte. Wer aber dessen Shakspear-Kritiken kennt, kann sich über dergleichen irre fahrende Pedanterien nicht mehr wundern.

20.

Das begünstigte Thier.

Es ist schön, wenn ein vortrefflicher Mann mit unbefangener Kindlichkeit seine eigenen Schwächen zu gestehen im Stande ist. Ein solcher war ***, ein Mann, dessen bloßer Name, wenn ich ihn nennen dürfte, seine beste Lobrede sein dürfte, einer der ausgezeichnetsten Europäischen Philologen, ein guter fröhlicher Dichter, ein pflichttreuer Bürger, beredter Lehrer, zärtlicher Ehemann u. s. w., nicht minder aber auch berühmt als Liebhaber und Kenner der ausgesuchtesten — Speisen und Getränke. Diese letzte Berühmtheit verdankte er indessen seiner eigenen Offenheit, denn wie leicht wäre es ihm, dem begüterten Manne, gewesen, diese Schwäche zu verhüllen und im Stillen zu befriedigen. Das hielt er aber für unrecht, und erklärte deshalb nicht selten, ein verwöhnterer Leckermund, wie der seinige, möchte schwerlich zu finden sein.

Einſt zog unter einer Menge von ausländiſchen Thieren ſeine meiſte Aufmerkſamkeit der Strauß auf ſich. Als man ihn endlich nach der Urſache fragte, rief er aus: „Das iſt das glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne. Sehen Sie nur den herrlichen langen Hals. Welch einen langen Genuß muß das dumme Thier haben! Wie ſind wir armen Menſchen dagegen zu kurz gekommen. Unſer Hals iſt ein armſeliger Stummel. Kaum fangen wir an zu ſchmecken, ſo iſt's auch ſchon vorbei."

Das iſt nun allerdings rein komiſch, aber nur, wenn ein Mann, wie der geſchilderte, es ſagt. In dem Munde von Millionen andern weniger gutmüthigen und weniger gebildeten würde es höchſt widerlich lauten. Schon um deswillen, weil ſie der reinen Ironie nicht fähig wären, die jener mit ſich ſelbſt und ſeiner Schwäche trieb. Für alle jene anderweitigen Leckerzüngler gilt nur, was unſer größter deutſcher Humoriſt über die „Frachtmägen der Philiſter" ſagt, in die leider ſo oft der köſtlichſte Wein gegoſſen wird, ohne daß ſie ihn wahrhaft zu ſchmecken und zu verſtehen im Stande ſind.

21.

Reminiscenzen.

Die Reminiscenzen-Jägerei, die bei manchem Kritiker zur Leidenschaft und zur Krankheit zu werden scheint, wird jetzt sehr arg getrieben, und es kann z. B. jetzt kaum mehr jemand eine Ballade dichten, ohne daß es heißt, er ahme Bürger, Goethe, Schiller, Uhland oder Gustav Schwab nach. Wahrhaftig, wenn das so fort geht, so werden wir zuletzt keinen Sonnenaufgang, kein Mittagsessen, keine Wasserfahrt, keinen Thee-Abend u. s. w. mehr beschreiben können, weil all dergleichen schon einmal beschrieben worden ist. Man sollte doch bedenken, daß zwar jeden Morgen dieselbe Sonne aufgeht, aber auch jeden Morgen ihr ein andres Auge entgegen schaut. Vielleicht dürfen wir am Ende in unsern Romanen die Leute nicht mehr „guten Tag" und „gute

Nacht" sagen lassen, denn ein belesener Kritiker erinnert dann etwa mit scharfsinnigem Lächeln: „Mich dünkt, ich las dergleichen Redensarten schon sonst wo." — Das Beste wird wol sein, wir kehren uns nicht daran.

22.

Für Liebevolle und Liebelose.

Wenn die Menschen nur recht frei mit der Sprache herausgingen, so würden gewiß nicht wenige unumwunden das Entsetzliche gestehen, daß sie sich vor nichts so sehr ängstigten, als vor — der ewigen Seligkeit, die schwerlich in etwas Anderem bestehen kann, als in der reinsten Anschauung Gottes und in unendlicher Liebe. Was das Erste betrifft, so haben sie dafür allerdings den größten Respect; da sie aber hienieden sich nicht im mindesten an den großen Gedanken gewöhnen, sondern im Gegentheil jedes Aufstreben dahin für gefährliche Schwärmerei halten, so wird ihnen doch etwas wunderlich dabei zu Muthe, wenn sie sich denken, daß auch an sie einmal im verklärten Zustande jene — Zumuthung sollte gerichtet werden. Nicht minder sind sie hienieden unheimisch in der ächten Liebe

und dem innigen Lobe; denn gestehn wir es nur, daß ihre Liebe größtentheils nichts ist, als eine verhüllte Wuth, oder im bessern (doch noch immer schlimmen) Falle: ein Schauspiel, das sie sich und Andern geben. Es wird der Nichte schon sauer genug, dem Onkel, und dem Neffen der Tante mit etwas Liebeartigem aufzuwarten; da jedoch dies eine eingeführte Sitte ist, so muß dergleichen nach Möglichkeit aufgetrieben werden. Ist das aber nothgedrungen geschehn, so erholen sie sich anderweitig im Tadeln und Herabziehn, im Schmähen und Witzeln. Es ist hundertmal gesagt worden, daß die meisten Unterhaltungen im Verläumden und Anschwärzen, Zweifeln an jeder Tugend und Größe, Klatschen u. s. w. bestehen; aber es ist leider auch hundert- und tausendmal wahr; und es hilft nichts, daß wir es ignoriren wollen. — Da nun der Tod, wie wirksam auch seine Kraft sein möge, doch unmöglich in einem einzigen Augenblicke unser ganzes Wesen der Gattung nach erhöhen und verwandeln kann, so weiß ich wirklich nicht, wie solcher Ideenläugner, Klatscher u. s. w. (der sonst ein loyaler Mann sein kann) sich mit einemmale unter den verklärten Liebenden und Lobenden, wo es gar nichts zu klatschen giebt, gebehrden werde.

Man würde mich sehr mißdeuten, wenn man dieses kleine Fragment lediglich als einen Ausbruch von Bitterkeit betrachten wollte; es ist nichts weiter als ein inniges Bedauern der Liebelosen, die, so lange sie das sind, durchaus nicht an die Unsterblichkeit glauben können, oder, falls sie es dennoch wollen, sich vor ihr fürchten müssen. Auf der andern Seite braucht aber ein Solcher seinen Zustand nur ein einzigesmal deutlich und tief anzuschauen, um sich zu entschließen, aus dem unseligen Zustande des steten Negirens in den des positiven Wissens und Glaubens überzutreten. Aber freilich handeln muß er dabei, denn der bloße Akt des Sterbens kann den Menschen weder selig noch unselig machen.

23.

Der Prinz in Emilia Galotti.

(Ein Charaktergemälde.)

Einige unserer neuern Poeten — es sind sonst ganz hübsche Leute — können gar nicht recht dahinter kommen, was unsere Väter doch Alles in den Lessingschen Lust- und Trauerspielen, z. B. in Emilia Galotti, gefunden haben. Da ist kein schwarzer Mann (das heißt: Schicksal), kein Pseudo-Calderonisches Metrum, keine knisternde Pechfackelflamme u. s. w. Da ist nichts als der pure klare Verstand, und zwar von der allerverständigsten Sorte.

Wollte ich nun Alles niederschreiben, was sich gegen solche Aeußerungen einiger Modernen zu Lessings Ehre erwiedern läßt, so würde das ein großes Buch geben; ich will mich aber für's erste begnügen, bloß auf Lessings großes Talent im Cha-

rakterisiren und Individualisiren aufmerksam zu machen, und da ich mit Deutschen zu thun habe, so darf ich stets auf hohe Achtung für ein solches Vermögen rechnen. Aber Lessing ist nicht bloß im Allgemeinen geschickt in der Charakteristik; ihn zeichnet auch ganz besonders die sicherste Raschheit in der Individualisirung aus, und es läßt sich z. B. behaupten, daß er seinen Prinzen Hettore in Emilia Galotti in einem einzigen kurzen Monologe für jeden, welcher denken will, bis ins Mark hinein geschildert hat.

Schlagen wir nun auf: Emilia Galotti Act 1. Sc. 1. Der Prinz sitzt an einem Arbeitstisch mit Briefen und andern Scripturen. Er blättert ein wenig und sagt dann: „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften! — die traurigen Geschäfte."

Welche Worte aus einem fürstlichen Munde! Ist er nicht schon seit der frühsten Jugend auf gewöhnt worden, das große heilige Amt des Fürsten in seinem ganzen Ernste zu betrachten? Kann es ihn denn noch wundern, daß seine Unterthanen, die ja eben an ihn gewiesen sind, sich mit Klagen und Bitten an ihn wenden? Ist er denn nicht eben dazu da, zu hören, zu trösten, zu rathen

und, wenn es möglich iſt, real zu helfen? und iſt es nicht gerade die wichtigſte der von ihm zu erlernenden Künſte, zu rechter Zeit Ja und zu rechter Zeit Nein zu ſagen? Aber er ſelbſt klagt ja auch, und zwar über die traurigen Geſchäfte! Sollte man nicht vermuthen, Seine Durchlaucht arbeitet überhaupt nicht gern? Man thut ihm wol nicht unrecht, wenn man ihn gänzlich arbeitsſcheu nennt. Mit dergleichen Leuten iſt es aber in allen Verhältniſſen ſchlimm beſtellt, und ſelbſt nur ein fauler Kantor und Subrector, ein fauler Stadtſchreiber und Stadtrichter können ſchon die Ordnung eines ganzen Städtchens unterbrechen; aber ein fauler Fürſt — — bei dem bloßen Klang des Worts kommt uns ein Grauen an. Dieſer Prinz iſt aber nicht eigentlich faul, was man im gewöhnlichen Leben ſo nennt; er iſt beweglich genug, er beſchäftigt ſich auch gleichſam naſchend mit dieſem und jenem; nur die eigentlichen Geſchäfte, die ihm wirklich obliegen, ſein großartiger, von der Vorſehung ihm auferlegter Beruf, der freilich viel Anſtrengung koſtet, der macht ihn verdrießlich.

„Und man beneidet uns noch! Das glaub' ich; wenn wir Allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden."

Das klingt ganz hübsch, deutet aber auf nichts hin, als auf Schwäche. Was geht es ihn an, ob Thoren ihn beneiden? Eine ächt vornehme Natur — und die sollte doch einem Fürsten inne wohnen — nimmt von dergleichen Geklatsch gar keine Notiz, sondern ist nur bemüht, sich selbst und der höhern Idee zu genügen, was freilich mit einem bloßen weichlichen Seufzer: „ja, wenn wir Allen helfen könnten!" nicht abgemacht ist. Besser wäre es, sich zu erinnern, daß er allerdings sehr Vielen helfen kann und helfen soll; aber er scheint, wie leider die meisten Menschen, bei dem Worte: „Hülfe" bloß an die Börse zu denken, die doch allein nie radical helfen kann, was nur vollständigem Willen und vollständiger Liebe gelingen mag.

Er findet dann beim Blättern in den Briefen die Unterschrift des Namens „Emilie Bruneschi" und geräth darüber außer sich. Zwar hat er von dieser Person nie gehört, zwar fordert sie viel, sehr viel, aber sie heißt Emilie; — gewährt! — Zuvörderst möchte man ihn sogar tadeln, daß er erst nach der Unterschrift sieht, eh' er liest; denn das deutet auf eine gewisse weibische Neugier, die dem Manne übel ansteht. Er verräth ferner nicht Liebe für

Emilia Galotti, ſondern (was er nach des Dichters Willen verrathen ſoll) ſinnlich erhitzte Verliebtheit. Sollte aber bei den guten Einwohnern ſeines Fürſtenthums Guaſtalla die Sache ruchbar werden, und die ſpeculativen Köpfe auf den Gedanken kommen, ihre Töchter ſämmtlich hinfort Emilie taufen zu laſſen, ſo würden ſie doch falſch ſpeculirt haben; denn nach ſechs Wochen etwa iſt es mit aller Vorgunſt für dieſe vorbei, und es ſtehen vielleicht die Annen und Suſannen, die Katharinchen und Chriſtinchen in Gnaden. Jetzt aber flammt er noch für Emilien, und der bloße Anblick dieſes Namens macht es ihm unmöglich, weiter zu arbeiten. Er hat zwar eigentlich noch gar nicht gearbeitet, aber er ſaß doch wenigſtens und las Briefe, und auch das kann er nun nicht mehr. —

Und dies Alles würde in dem erſten Monolog ſichtbar? Ganz gewiß, nur muß man nicht ſo leſen, wie etwa der Prinz Hettore ſelbſt zu leſen pflegt; ſondern genau. Dann ſtehen die Umriſſe ſeines ganzen Charakters vollſtändig vor uns, und nichts von Allem, was das Stück in ſeinem Fortgange über ihn mittheilt, kann uns befremden. Es iſt ſehr begreiflich, daß ihm der Gedanke an die verlaſſene Orſina

höchst unangenehm ist, und da er schlechterdings keine unangenehme Empfindungen haben *will*, so erbricht er nicht einmal ihr Billet. Ergötzliches kann nicht darin stehen, und das Unergötzliche *mag* er nun einmal nicht erfahren. Daß seine grobe Vernachlässigung sie kränken werde, daß er durch sein ganzes Betragen die leidenschaftliche Frau noch um ihren Verstand bringen könne, daran denkt er nicht, weil er, wie gesagt, an nichts Trauriges denken mag. Eben so wenig befremdend ist sein Gespräch mit dem Maler, indem er sich halbweg als Kunstkenner zeigt, und wenn man ehedem diese Scene nur als ein geistreiches hors d'oeuvre betrachtet hat, so irrte man sehr; denn bei tieferm Forschen erscheint sie als durchaus *nothwendig*. Ein so zerfahrener Mensch wie er, würde, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz in sich selbst zerfallen und gleichsam zerbröckeln, wenn er nicht *irgend Etwas* hätte, das ihm als Stütze diente. Dies ist bei ihm die Liebe für die Kunst, ohne Zweifel keine ächte, sondern nur eine sinnliche; aber *als solche* bedeutend, aufgestutzt durch leicht zu erwerbende mittelmäßige Kenntniß, blendende Schönrednerei und Phraseologie. Auch thut er sich etwas darauf zu

Gute, für einen Beschützer der Künste zu gelten. Das ist er nach seiner Art wirklich, und wenn von der Wollust zur Grausamkeit kein großer Schritt ist, so ist doch der zur Kunstliebhaberei oder zur Kunstliebelei noch kürzer.

Meisterhaft ist ferner jener Schritt zur Grausamkeit hier gezeichnet. Er thut ihn nicht in seinem eigenen Namen, noch viel weniger mit seines Namens Unterschrift; das würde er schwerlich über sein weichliches Herz bringen. So thut denn Marinelli diesen Schritt für ihn, und bekommt dafür einen Verweis, aber auch das Geständniß, er erschrecke zwar nicht vor einem „kleinen, stillen Verbrechen"; dieses aber sei weder klein noch still. Hätte das Pulver nur nicht Geräusch gemacht, und wäre es nur möglich gewesen, die Kugel ganz leise in Appiani's Herz zu werfen, so hätte man doch das Aufsehen vermieden; so aber muß Marinelli einen Verweis bekommen, denn es bedarf nunmehr einiger Anstrengung vor der Welt, um gänzlich unbefangen auftreten zu können.

Jenes Geständniß in Beziehung auf die lautern und leisen Verbrechen hat ehedem manchen Kritiker frappirt, allein mit Unrecht, denn ein rascher, aber

sehr bedeutender Meisterzug im ersten Akt deutet bereits diese Hinneigung zur Grausamkeit an, sobald sie zum Ziel der frevelnden Leidenschaft führen kann. Es ist des Prinzen gräßliches „Recht gern", als der Rath Camillo Rota von dem Todesurtheil spricht, das zu unterzeichnen sei. Zu keiner andern Zeit würde Hettore jenes Wort ausgesprochen haben, ja es würden sich tausend bessere Stunden gefunden haben, in denen er gern begnadigt hätte, so wie er überhaupt sämmtliche Tugenden, die sich bequem auf dem Sopha üben lassen, ganz gern vollbringt. Was liegt ihm überhaupt an dem Blute dieses unbedeutenden armen Sünders? Er hätte es ihm gern geschenkt; aber die ganze Sache kommt ihm zur Unzeit. Er hat jetzt wirkliche Geschäfte, er muß ja in die Kirche eilen, um dort der betenden Emilie die erste entscheidende Liebeserklärung zu machen. Nie aber ist ein von unreiner Leidenschaft gestachelter und dabei äußerlich mächtiger Mensch furchtbarer als in solchen Augenblicken, wo hohe und schwere Pflichten ihn hemmen und seine Zeit in Anspruch nehmen wollen. Und so ist sein „Recht gern" vollkommen begreiflich. Ein Federzug ist bald gemacht, und was daraus folgt,

zu bedenken, hat er jetzt nicht Zeit, denn, wie gesagt, die Liebeserklärung kann nicht schnell genug erfolgen.

Bei so bewandten Umständen ist mir auch der Zorn des Prinzen gegen Marinelli am Schlusse des Stücks stets sehr verdächtig vorgekommen, und der Dichter hatte vollkommen recht, denselben nicht tiefer zu zeichnen. Unwillig, traurig und verdrießlich ist Hettore allerdings, denn Alles hat sich ja gegen ihn verschworen, und die schöne Emilie liegt todt vor ihm! Gegen wen soll er seinen Unmuth auslassen, als gegen den Kammerherrn? Wie wird es aber weiter werden? Wird der Prinz sich einem ewigen Schmerze überlassen und zur Reue und Buße greifen? Das würde ihm unendlich langweilig sein, und da er für alle seine Sünden nicht einmal Genuß gehabt hat, so kann er sich schwerlich überzeugen, daß er dennoch Buße zu thun habe. Meines Erachtens wird ihm die fatale verwickelte Geschichte noch die nächsten vier Wochen beunruhigen und betrüben, dann aber wird er ihrer auch ganz überdrüßig sein; denn bei der Traurigkeit kommt wenig heraus. Er läßt Marinelli wieder kommen, der das auch gar nicht anders erwartet

hat, giebt ihm noch ein paar in wohlklingenden Worten abgefaßte Verweise und will endlich von der unangenehmen Historie durchaus nichts weiter vernehmen. Nunmehr ist alles Vergangene rein aus, und er kann von neuem, um ein lustigeres Stück zu beginnen, die alte Frage thun: „Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“

24.

Mittel gegen die Philisterhaftigkeit.

Viele hoffnungsvolle junge Leute haben jetzt endlich das kürzeste und bequemste Mittel gefunden, sich von aller Philisterhaftigkeit frei zu erhalten. Sie schelten nämlich ununterbrochen auf dieselbe los, und sollte es auch zuweilen auf eine ziemlich sterile Art geschehen, so gehen sie doch triumphirend ab und kommen triumphirend wieder zu demselben Geschäft zurück, in dem sie kein Ende finden. Es ist nunmehr unmöglich, sie selbst des Philistrismus zu beschuldigen, den sie ja eben mit lauter Stimme in den tiefsten Abgrund verdammt haben. Wunderliche Leute verlangen freilich noch mehr als bloßes Schelten, sie wollen sogar etwas Positives an die Stelle des Gescholtenen gesetzt sehen; aber mit dergleichen Sophisten soll man sich nicht einlassen,

oder, wenn sie ja einmal zu reden wagen, sie rasch überschreien.

Schlimm nur ist es, daß nach und nach gar zu Viele hinter das Geheimniß gekommen sind, woraus sich mancher Uebelstand entwickelt; ja es kann dahin kommen, daß zuletzt Alles gegen einander dran und drauf schilt, und ein ehrbarer, offenherziger, wirklicher Philister kaum mehr für Geld wird aufzutreiben sein. Was dann? Wenn dann nur nicht am Ende jene Sophisten Recht bekommen, mit ihrem verwünschten Verlangen nach positivem, philosophischem und poetischem Etwas! wenn sie ferner fortführen: man schelte gewöhnlich auf die Sünden am meisten, von denen man schon einen kleinen Beischmack habe und ein wenig angesäuert sei; bei dieser ewigen Polemik werde im Ganzen doch wenig Witz aufgewandt, auch sei es seltsam, den Philistrismus für so gefährlich zu halten, da er sich doch gar leicht abfertigen lasse, so wie überhaupt die Poesie, der Humor, die Ironie u. s. w. selbst die „Pforten der Hölle" nicht zu scheuen habe; wie viel weniger die Philisterhaftigkeit, die ja in sich selbst kraftlos und morsch ist u. s. w.

Was fängt man nun mit ſolchen bedenklichen Leuten an? — Das Beſte und Bequemſte wäre wol, auch ſie augenblicklich und ohne alle Umſtände für arge Philiſter zu erklären, und dann ſchnell triumphirend abzugehn.

25.

Gesellschaftsgesichter — nach Stunden.

Es ist schlimm, daß die Menschen nur selten so aussehen, wie sie *eigentlich* aussehen, und Gesichter *machen*, die sie nicht haben. Besonders ist dies in ihren eleganten Abendgesellschaften der Fall, und man würde Mühe haben, ein Mitternachts-Champagner-Gesicht am andern Tage früh Morgens beim Kaffee wieder zu erkennen. Man betrachte nur die Gesichter nach den Stunden in den Gesellschaften und man wird manches Merkwürdige finden.

Man pflegt nach 7 Uhr zusammen zu kommen, und leider geht mit diesem Kommen der Einzelnen oft eine halbe oder ganze Stunde hin. Was dabei gewöhnlich gesprochen wird, gleichsam der active und passive Willkommen, hat viel Betrübendes, ja zuweilen Entsetzliches, denn wir hören hier fast im-

mer nur dieselben längst abgestandenen, oder verwelkten Redensarten, die Niemanden ergötzen können, die man aber stets von neuem, wie eine Spieluhr, doch ohne deren Wohlklang, wieder vorbringen zu müssen glaubt. Die Gesichter haben dabei ein stehendes Lächeln, oder lassen etwas Verlegenheit und Gespanntheit sehen. Bloß einige vergnüglich wohlhabende alte Herren, die sich gewöhnlich schon durch Lachen im Vorzimmer kund gegeben haben, zeigen gleich, sobald sie der Wirthin die Verbeugung machen, ein etwas geschwemmtes, cordiales Gesicht und erinnern wol gar schon beim Handkuß an die bequemen, viereckigen Späße, mit denen sie, wie sie glauben, vor vierzehn Tagen Glück gemacht haben.

Nach acht Uhr ist die Gesellschaft gereihet, und man gelangt zu einiger Ruhe, während man mit Zierlichkeit den Thee einnimmt. Jetzt bekommen die Gesichter etwas Beobachtendes; da man aber weiß, daß man auch beobachtet wird, so hält man es für Pflicht, so interessant auszusehen als irgend möglich. Die Augen werden zu diesem Behuf bald groß, bald klein gemacht, die Stirn zeigt sich frei oder faltenreich, und um den Mund spielt ein sanftes, freundliches, witziges oder ernstes und erhabe-

nes Lächeln, je nachdem man die verschiedenen Gattungen des Lächelns für mehr oder minder interessant hält.

Gegen neun Uhr wird gelesen oder gesungen, und zwar fast immer nur sehr ernsthafte classische Sachen, denn so will es die Vornehmheit; etwa der standhafte Prinz, das Leben ein Traum, oder Iphigenie und Tasso. Der bloße Blick, mit dem einige junge Damen und Herren diese fürchterlich schönen Bücher hervorziehen sehen, hat etwas Klägliches und Bewegliches und könnte selbst einen Stein zum Erbarmen zwingen. Jene trefflichen Personen waren endlich so weit zusammengerückt, daß das angenehmste Geklatsch und die zartesten Schmeicheleien nach Herzenslust beginnen konnten, und nun sollen die guten Kinder mit einemmale der heidnischen Iphigenie, die ohnehin längst todt ist, und für die sie sich unmöglich interessiren können, in die „Schatten des ernsten, dichtbelaubten Buchenhains" folgen. Wahrhaftig, sie thun es wie Iphigenie selbst „mit schauderndem Gefühl," aber nur wenige Minuten; denn sie haben zum Glück jenes schöne Talent des Nichtaufmerkens, dessen sich bekanntlich auch Falstaff rühmt. Das Gesicht, welches sie in dieser Zerstreutheit machen, ist entweder

leer oder ängstlich, denn einen halben Sinn müssen sie doch immer aufbewahren für die Momente, in denen die wirklich zuhörende Gesellschaft sich durch Ausrufungen unterbricht, z. B. „wie göttlich!" „wie himmlisch!" oder — was ich am liebsten höre — „nein, dieses ist doch zu himmlisch!" In solchen Fällen ist es unerlaßlich, mit beizustimmen, und sie sehen dann gewöhnlich recht angenehm und unschuldig-listig aus.

Von jener zuhörenden Gesellschaft kann man das nicht immer sagen. Einige behalten eine ganz trockene Kennermiene, als wollten sie sagen: „Nun, was ist es denn mehr?" Sind es selbst Poeten, so setzen sie wol in Gedanken hinzu: „So was kann ich allenfalls auch machen, und über meine letzte Novelle im „Taschenbuche für große Seelen" geht doch nichts." Andere Unschuldige finden gleichfalls das Stück so übel nicht, sehen aber mit klein gespitzten Augen genau nach, wie viel Blätter ungefähr noch zu überstehen sind. Andere dagegen sind überaus entzückt, überschwänglich, und versichern, so etwas Herrliches könnten sie bis zur Morgenröthe lesen, während wieder andere — gewöhnlich sehr hübsche junge Damen — das Schweigen vorziehen, und, mit der schönen rechten Hand das eigene

emporstrebende Herz sanft drückend, die Augen theatralisch nach der Decke des Saals hinheben. Alle diese Gesichter stehen bis nach zehn Uhr in ihrer höchsten Blüthe; aber schon in der nächsten fällt etwas Reif auf dieselben, denn da die wenigsten Menschen sich an reines Zuhören gewöhnt haben, so wird es ihnen schon zu lang, auch fängt der Hunger an, sich nach und nach bei ihnen einzustellen. Damit scheint es nun freilich eine matt prosaische Sache zu sein, indessen giebt es doch auch eine sehr bedeutungsvolle Seite, wenn wir ihn etwa als eine Neckerei der Natur ansehen, die mit dem Geiste, wenn wir ihn isolirt denken, in einem ironischen Verhältnisse zu stehen pflegt. Da ferner eine der allervortrefflichsten und zartesten Damen, die Prinzessin Imogen in Shakspears „Cymbelin" und der kraftreiche, liebenswürdige Orlando, in dem Lustspiel „Wie es Euch gefällt" die ganze Macht des Hungers empfunden und gezeigt haben, ohne dabei im mindesten weniger liebenswürdig zu werden, so, denke ich, dürfen auch wir jenes bedingenden Lebensdrangs im Vorbeigehen gedenken. Wird er nicht bald befriedigt, so sind seine Wirkungen — ihrer Gefährlichkeit zu geschweigen — auch keineswegs ästhetisch schön zu nennen. Die

blühendsten jungen Damengesichter verlieren die Farbe, und bekommen entweder etwas Müdes oder unheimlich Strebendes; die kränklichen Leute vollends ringen wie edle Kämpfer mit dem wohlbekannten hysterischen Gähnen, oder es zeigt sich — es ist horribel zu erzählen, doch kann ich diesmal bei einer so hochwichtigen Angelegenheit schwacher Nerven nicht schonen — ein gewisses krampfhaftes Nasengähnen, vor dem alle Musen und Grazien entsetzt zurückfliehen.

Endlich erscheint der Bediente mit der Botschaft, es sei angerichtet. Welche Musik liegt in dem Wort! wie rasch giebt man den Nachbarinnen den Arm! wie beleben sich die Gesichter im Strahl der neuen Hoffnung! und mit welcher Süßigkeit weht uns der Duft des köstlichen Bratens an, und wie lächeln die zierlichen Weinflaschen! Jetzt kommt der reine Genuß, in welchem sich das solide Prinzip im Menschen mit dem phantastischen mild versöhnt Wir sehen nur blühende Mai- und fruchtbare Septembergesichter; hier ist besonnene Sicherheit, ernste Andacht, Versenkung in einen großen Gedanken oder freundliche Bonhommie, künstlerische Schätzung, unbefangene Herzensfreudigkeit auf den meisten Gesichtern zu lesen. Es ist freilich

schlimm, daß es ein Geschlecht giebt, welches sich nicht anders freuen kann als bei „Tisch"; mit diesem aber haben wir hier gar nichts zu schaffen; hier ist bloß von guten und leidlich gebildeten Deutschen die Rede, die sich allerdings bei der Mahlzeit recht hübsch ausnehmen. Lasset uns ja nicht so übervornehm sein, das verachten zu wollen; ein wenig lächeln mögen wir wol darüber und dabei; doch nur ein wenig und ja ohne Bitterkeit. Einen Vortheil hat das Essen doch gewiß, indem nunmehr unsre lieben Nachbarinnen und wackern Nachbaren, die vor Tisch nicht recht zum Stehen zu bringen waren, jetzt nothwendig seßhaft werden, wobei wir die Aussicht haben, uns wenigstens noch eine Stunde in hübschen Dialogen an ihnen erfreuen zu können.

Jetzt beginnt die Geisterstunde, in der der Mensch gewöhnlich den meisten Geist zu verbrauchen pflegt, wenn er nämlich nicht schläft, und da aller Geist die Gesichter schön macht, so würden wir jetzt den köstlichsten Anblick haben, wenn nicht zwei üble Umstände einträten. Der erste ist ein ganz ordinairer und schreibt sich her von der traurigen Angewöhnung vieler Menschen, entweder sehr unmelodisch laut zu reden oder unverständlich zu lispeln.

Aus dem erſten wird bei geiſtiger Erregung ein widriges Schreien, das dann der andere überbieten möchte, wogegen ſich aber der erſte wieder auflehnt und ſo ins Unendliche fort, ſo daß es ſcheint, als ſolle bloß die größere Kraft der Lunge den Sieg entſcheiden. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn manche Geſellſchaften völlig heiſer nach Hauſe kommen. Ein Schreier aber, und vollends eine Schreierin hat nie ein erfreuliches Geſicht, ſo wie leider die Lispler und Lisplerinnen eine gemachte Süßigkeit auf dem Antlitz zur Schau tragen, die, je weiter ſie bei jener höhern Erregung um ſich greift, immer widriger wird. — Der zweite böſe Umſtand aber liegt in dem Fehler der meiſten geiſtreichen Leute, daß ſie ihren Witz nicht bloß zeigen wollen — das ſei ihnen unverwehrt und iſt dankenswerth — ſondern daß ſie an demſelben ein zu großes Wohlgefallen finden: ein Gefühl, welches ſich auf manchen Geſichtern völlig eingewohnt hat, ſo daß ſie ſtets ſelbſtgefällig Me voilà! zu ſagen ſcheinen. Ein ſolches Me voilà-Geſicht iſt aber nie ſchön, und kann leicht unerträglich werden. — Beſſer iſt es in jedem Falle, die Geiſterſtunde nur im Kreiſe der auserwählteſten Freunde und Freundinnen zuzubringen, oder, da wir, wie geſagt, in der-

selben nur zu viel Geist und Kraft auszugeben pflegen, uns in die Wellen des Schlafes und in das Zauberreich der Träume zu versenken, womit denn auch die Aerzte am meisten zufrieden sein möchten.

Was in der nächsten Stunde von 1 bis 2 zu hören und zu sehen ist, wird immer bedenklicher und verworrener. Das Ankämpfen gegen die Natur, die sich nie ungestraft beleidigen läßt, wird immer sichtbarer, es zeigen sich gespitzte, krampfhafte, ängstlich hüpfende Bewegungen auf den Gesichtern, die Augen verlieren ihren Krystall und sehen verwischt und verschwommen aus; da man aber überall fühlt, daß es so sei, und doch verdrießlich wird, daß es so ist, so nimmt man schnell seine Zuflucht zu einer neuen Exaltation, die sich rasselnd und kreischend zu bekunden pflegt, bis endlich in der Stunde von 2 bis 3 nicht bloß alle Musen und Grazien — die sind schon längst geflohen — sondern selbst die untersten übergutmüthigsten Kammermädchen jener Göttinnen davonrennen, weil sie die Gesichter, auf denen Zinnoberroth und Kreideweiß unverschmolzen und grell neben einander steht, nicht länger mit ansehen mögen.

Und was wünsche ich denn nun? — Für jetzt,

lediglich die Aufschrift dieser kleinen Bemerkungen vor Augen habend, zuvörderst nur, daß ihr selbst (und mithin auch eure Gesichter) stets wahr sein möchtet, wie zu Hause, so in der Gesellschaft. Damit aber diese Wahrheit auch eine erfreuliche sei, so bemühet euch um bescheiden reine Menschenbildung, die freilich, wie wir Alle wissen, nicht ohne innige und tiefe Menschenliebe zu erreichen ist. Steht es aber so mit uns, und sind wir ganz wahr, so hat es, wie bereits erwähnt worden, mit unsern Gesichtern keine Noth, und sie werden schon auch wahr aussehen. Ich weiß recht gut, daß ich damit etwas Altes sage; es liegt aber auch etwas sehr Wichtiges in diesem Uralten, und ich bin gewiß, daß viele Leser, die auch in dieser Hinsicht ein gutes Gewissen haben, sagen werden: „Das wußten wir längst und so haben wir auch immer gehandelt," worüber ich denn meinen herzlichen Glückwunsch freudig abstatte.

Zweitens: Was die gewöhnlichen Stunden der Gesellschaft betrifft, wie ich sie hier angegeben habe, so bin ich freilich lange nicht stolz genug, um zu glauben, daß mein Reden dagegen sonderlich helfen werde; da indessen ein gutes Wort zuweilen eine gute Stelle findet, so möchte ich wenigstens zu

bedenken geben, daß alle diese neuern Gesellschaftsverhältnisse, zu denen auch das Abendessen um oder nach Mitternacht gehört, nur erst seit etwa vierzig Jahren walten, und daß sämmtliche frühere Jahrhunderte eine ganz andere natürliche und eben deshalb bessere Einrichtung zeigten. Es ist interessant, sich durch Bücher, und noch interessanter, sich durch wackere Greise und Greisinnen darüber unterrichten zu lassen, und so würde z. B. die Frage: „Wie stand es mit dem geselligen Verkehr gebildeter Familien in Berlin, etwa um 1770 oder 80, in Beziehung auf die Eintheilung der Zeit?“ Stoff zu gar manchen Aufsätzen geben, die, wie ich glaube, nicht ungern gelesen werden dürften.

26.

Die zwei Wünsche.

Als Kind und Knabe hatte ich zwei literarische Wünsche, die, so oft ich mir auch sagte, sie seien kindisch, dennoch immer wieder kamen. Ich wünschte zuerst ein vortreffliches Buch zu finden, das nie ein Ende nähme, ein Gedanke, der mir einmal beim Don Quixote aufstieg, den auch ein Knabe (freilich auf seine eigne Hand und wunderlich genug) zu genießen weiß. Ich erschrak nämlich gar sehr, als ich den letzten Theil in die Hand bekam, und der Genuß, den er mir gewährte, wurde dadurch zu einem tragischen, daß ich mir wiederholte, es sei doch der letzte, und nach wenigen Blättern sei die herrliche Geschichte aus. Der zweite Wunsch war wo möglich noch kühner, es sollte, verlangte

ich, ein ganz vollendetes, ein ganz vollkommenes und auch von allen Menschen als durchaus unverbesserlich anerkanntes Buch geben, denn nichts konnte mich so sehr betrüben, als das Aber, welches doch nun einmal jedem, auch dem größesten, Lobe in dieser Welt folgt und folgen muß. Ich will es nur gestehn: zuweilen überfiel mich der Gedanke an dieses ewig wiederholte „Aber" mit einer solchen Schmerzlichkeit, daß ich den gefährlichen Satz aufstellte, da es einmal so schlimm bestellt sei, so komme nicht viel darauf an, ob nach dem Aber große oder kleine, zahlreiche oder wenige Ausstellungen folgen sollten.

Ich denke, der Mann kann dem Kinde vergeben, das solche Wünsche hat, indem er längst inne geworden ist, daß der Genuß, den ein ächtes Kunstwerk giebt, nie zu Ende geht; denn was würden wir wol von dem Kunstliebhaber halten, der uns sagte: „ich habe nunmehr den Don Juan zehnmal gehört, und den Egmont zehnmal gelesen, jetzt bin ich für immer fertig." Das wäre gewiß ein recht armer Mann.

Was endlich das „ganz vollkommene Buch"

betrifft, so können wir es unmöglich von Menschen verlangen, und wir werden uns deshalb nach einer Schrift umsehen müssen, die wir die heilige und göttliche nennen dürfen. Und Gottlob, die haben wir ja.

27.

J. J. Griesbach.

In dem rasch und reich fortblühenden Journal „Zeitgenossen" findet sich (dritte Reihe, Band I. S.) eine Biographie Johann Jakob Griesbachs, von Bernhard Rudolph Abeken, die die Theilnahme jedes denkenden und fühlenden Lesers auf die erfreulichste Weise in Anspruch nehmen muß. Der Mann, dem wir hier begegnen, war *), was wir in unserer eben so treuherzigen als geistreichen Sprache einen ganzen Mann nennen, tüchtig, vollständig und aus Einem Stück. Ohne Zweifel hat er, bei allen Verdiensten, dennoch als Theologe auf dem Katheder mündlich, und als Autor schriftlich mitunter auch „geirrt"; denn wer würde wol

*) „Nach dieser Darstellung" muß ich hinzusetzen, denn ich selbst habe G. nicht persönlich gekannt, doch hat ihn diese Biographie so deutlich hingestellt, daß ich ihn zu kennen glaube.

den bekannten Spruch: „es irrt der Menſch ſo lang er ſtrebt" jemals zu Schanden machen? Aber als innerer Theologe, wenn ich ſo ſagen darf, war er gewiß noch bedeutender. Wie iſt in dieſem Manne Alles ſo rein und klar, ſo kindlich und doch ſo kraftvoll! ſo beſcheiden und demüthig, und doch ſo kühn und ſicher! Welch ein guter, in liebendem Gehorſam ſeine höchſte Freude findender Sohn, welch ein trefflicher, auf Ein Ziel gerichteter Reiſender, welch ein redlicher Ringer und Arbeiter im Dienſte der Wiſſenſchaft, welch ein treuer Bürger, Ehemann und Freund! Und das Alles — möchte ich hinzufügen — auf eine entſchieden deutſche Weiſe. Damit aber dieſer Zuſatz nicht mißverſtanden werden könne, ſo will ich ihn zu erklären ſuchen, indem ich darauf hindeute, daß Gr. alle dieſe Tugenden übte, ohne ſich jemals ſelbſtgefällig zu beſpiegeln, gleichſam als müſſe das Alles ſo ſein und verſtehe ſich ganz von ſelbſt.

Er mag das Wort „Ironie" nur ſehr ſelten, vielleicht kaum alle Jahre einmal ausgeſprochen haben, und würde gewiß ſehr betrübt worden ſein oder auch gelacht haben, wenn er hätte hören müſſen, daß ſo viele neumodige Herren ſich jenes herrlichen Worts vorſchnell bemächtigt haben; dafür aber

war er ein ächter religiöser und poetischer Ironiker. So gestehe ich gern, daß mich das Umlaufschreiben an seine Freunde, in welchem er, der einundsechszigjährige Mann, seine Erlebnisse vor, während und nach der Schlacht bei Jena schildert, wahrhaft entzückt hat. Er erklärt zuvörderst den eindringenden Soldaten mit einer Art von ironischer Pedanterie, daß er als ein stiller, frommer deutscher Gelehrter eigentlich mit dem Kriege gar nichts zu thun habe, läßt sich aber die Entgegnung der französischen Soldaten, ihre Waffenarbeit sei eine so schwere, daß sie sich auf alle Weise dafür bezahlt machen müßten, so ziemlich gefallen. Man fordert ihm nicht ganz ohne Höflichkeit seine Uhren ab, seinen Trauring, seinen Dolland, sein Gold, sein Silber. — Das ist freilich nicht angenehm, aber was ist es nun mehr? Das läßt sich ja Alles wieder erwerben. Sein schöner Garten, das herrliche Werk eines einunddreißigjährigen, naturliebenden Fleißes, wird geplündert und verwüstet; — das ist schon schlimmer; aber „der neue Lenz bringt neue Saaten mit" sagte ja sein ehemaliger, damals schon heimgegangener vieljähriger Freund und Hausgenosse Schiller. Warum also über die Verwüstung sich sonderlich grämen? Die alte treue Erde

ſelbſt können ja die Plünderer doch nicht mitnehmen, und ſie wird ſich ſchon einmal wieder öffnen und neue Blumen und Früchte bieten. — Aber (ſo redet der finſtre Augenblick) das Rad der Zeit rollt ſo furchtbar zerſtörend daher, und das Böſe ſcheint zu ſiegen! — Das ſcheint nur ſo und kann nicht ſein. Lebt ja doch der alte Gott noch und die liebe Gattin und die treuen Freunde; da läßt ſich alles Gute und Schöne hoffen.

Von allen dieſen Tröſtungen ſchreibt Griesbach auch nicht ein einziges Wort, denn das iſt gar nicht mehr nöthig, eben weil ſich, wie bereits oben erwähnt wurde, bei ihm von ſelbſt verſteht, daß man ſtets getroſt ſei, weshalb es auch lediglich die Sache des Kritikers iſt, jenen Troſt hinter den Zeilen zu leſen und auszuſprechen. Iſt es aber nicht eine wahrhaft religiöſe Ironie zu nennen, wenn wir den alten kranken Profeſſor ſo ruhig daſtehen ſehen? Ihn jammern ordentlich die Plünderer, wie uns jeder Menſch jammern ſoll, der ſich unwürdig beträgt; zum Zorn gelangt er gar nicht gegen dieſelben.

Daß nun ein ſolcher ruhiger, gotterfüllter Mann die größten Männer, und unter ihnen die größten Dichter zu Freunden bekam, darüber ſollen wir

uns durchaus nicht wundern, denn es sollte sich billig immer von selbst verstehen, obwol dies leider nur selten der Fall ist. Griesbach hat, so viel ich weiß, nie ein Gedicht verfaßt, vielleicht auch nie einen Reim gemacht, und er würde sich gewiß sehr verwundert haben, wenn man ihn jemals hätte einen Dichter nennen wollen. Da man indessen auch ohne aufgeschriebene Gedichte und Reime ein Dichter sein kann, z. B. wenn man die bekannte Aufgabe des Dichters, „das Unendliche im Endlichen darzustellen", durch sein eigenes ganzes Leben löset, so möchte man ihn doch wol einen trefflichen Dichter nennen dürfen. Ich weiß recht gut, daß die Menge von jener Aufgabe nichts wissen will und daß diese Worte durch zu häufigen Gebrauch und nicht seltenen Mißbrauch in Mißcredit gekommen sind; indessen soll man doch suchen, sie durch den rechten seltenen Gebrauch wieder zu Ehren zu bringen. Schiller verstand sich ganz darauf, er fand in Griesbach und dessen Gattin innige Freunde, und wir danken Herrn Abeken herzlich für die Mittheilung eines kindlichen Gedichts, das Schiller im Namen seines jungen Sohnes zur Geburtstagsfeier der bewährten Freundin verfaßt hatte (S. 52.) — Dergleichen Gedichte vertragen kein besonderes Lob,

ja sie sind für den innerlich Erkälteten, der für dergleichen Feste keinen Sinn hat, gar nicht vorhanden. Für den Bessern sind sie gerade so recht und können durchaus nicht anders sein, was freilich das höchste Lob andeutet.

Wenn wir uns aber über Schillers und Goethe's Verhältniß zu dem Griesbachschen Hause gar nicht verwundern, so erregt es allerdings ein angenehmes Staunen, daß auch Wieland, und zwar gegen das Ende seines Lebens, noch ein inniger Freund und Verehrer des theuern Mannes wurde. „Der Verfasser dieser Biographie (heißt es S. 38.) erinnert sich mit großer Freude und Rührung, wie er einst (es war im August 1809 und Wieland damals 76 Jahre alt) auf einer Wanderung begriffen, um Mittag in Griesbachs Garten einkehrte, und die beiden Freunde, die Gattin des einen und die Tochter des andern, am Tische fand. Das Gespräch war ernst und lebhaft, und zeugte von der heitern, ungezwungenen Ehrerbietung, die die eigentliche Seele der Geselligkeit ist. Und als Griesbach gegen das Ende der Mahlzeit das Wort geführt, da war der 12 Jahre ältere Wieland so durchdrungen von der Würde, die des Freundes Wort und ganzes Wesen aussprach, daß er, vom Tische

aufstehend, dessen Hand faßte und wiederholt, mit der Miene der innigsten Ehrfurcht und Liebe küßte." — — — Es ist gewiß meistens ein trauriger Anblick, wenn ein Mann dem andern die Hand küßt; aber das Gefühl der hohen Verehrung hat seine eignen Rechte, die wir stets respectiren wollen. Nur der Wunsch drängt sich auf: möchte Wieland ein solches Gefühl 40 oder 50 Jahr früher empfangen haben, welch ein Licht würde von dort aus über seine ganze schriftstellerische Thätigkeit geleuchtet haben! —

28.

Zur Erziehungslehre.

Bei der Erziehung eines Mädchens ist kaum Etwas wichtiger als die Zeit, in der sie zuerst Liebe für die Poesie zeigt. Sie wird dabei meistens höchst unbeholfen in der Wahl der Bücher erscheinen, und es ist ein Glück, wenn sie zufälligerweise zuerst auf Goethe und nicht auf Cramer oder Spieß stößt. Es ist dem Mädchen eine neue Welt aufgegangen, die sie aber selbst am wenigsten versteht. Da nun diese Welt durch nichts Anderes als Liebe bewegt werden kann, so will sie von dieser Liebe, die sie dunkel ahnet, irgend Etwas wissen, und wendet sich deshalb, wie durch einen Instinct, an die Dichter, die ohne Zweifel das Meiste davon wissen müssen. So wird die Poesie das Bedürfniß ihres Herzens, denn sie eben soll ihr selbst Auskunft geben über ihr Herz, und es ist von großer Wichtigkeit, wel-

cher gedruckte Lehrer ihr zuerst in die Hände fällt. Mit den kindischen und kindlichen Kinderschriften, mit den naturgeschichtlichen Bilderbüchern, den moralischen Erzählungen u. s. w. hat es nun ein Ende, ja sie wird diese meist unschuldigen Bücher jetzt ungerechterweise völlig hassen und verachten. Die idyllische Kindheit soll mit einemmale in romantischen Farben glühen, und man kann ihr selbst höllische Flammen, Leichenfarbe und Leichenduft, verbrecherische Liebe u. s. w. in grellen Gemälden hingeben; sie wird sich daran erlaben. Seltsam ist es — wenigstens habe ich diese Erfahrung gemacht — daß oft die zartesten Mädchen fast kein Schauspiel so sehr lieben als „Kabale und Liebe." Wie wenig sie selbst auch — die sonst guten, lebenslustigen Kinderchen — mit Luisen ernstlich wünschen möchten, ein Blümchen zu sein, das der Liebende zertreten soll, oder ein sanftes Abendlüftchen, seine glühende Wange zu kühlen; diese Empfindungen selbst werden dennoch immer ein unendliches Interesse für sie haben, und ein Liebhaber wie Ferdinand von Walter, der im zwanzigsten Jahre schon Major ist, und in der glänzendsten Uniform die hitzigsten und sanftesten Liebessachen spricht, geht ihnen über Alles. Gleicht auch ein solcher Jüng-

ling einem rollenden Feuerrade, an das ein zartes Wesen eigentlich nicht gern möchte gebunden sein, dennoch wird es sich durch die Flammenpracht, nicht wenig angezogen fühlen, so wie überhaupt jenes Stück und einige ihm ähnliche nicht nach der gewöhnlichen ästhetischen Elle gemessen sein will, die es, wenn ich so sagen darf, mit verbrennt. Es übt eine wunderliche Kraft auf junge Herzen aus, die der ruhige Vierziger nur durch Erinnerung ahnet, während vollends die noch ruhigere Vierzigerin alle dergleichen poetische Ueberschwänglichkeiten in den Abgrund der Hölle oder in den Laden des Gewürzkrämers werfen möchte, lediglich um mit ihrem sechszehnjährigen Töchterchen weniger Mühe zu haben. Das hilft aber nichts, und die gewöhnlichen Mittel, z. B. Verschließen solcher Bücher, sind sogar schädlich. Es giebt einen Hunger nach Poesie, der sich wie der leibliche Hunger durch keinen Befehl vertilgen läßt, die Tochter wird ins Geheim ihre Maaßregeln zu treffen wissen, und die angeborene List wird ihr leicht Mittel an die Hand geben, sich einen Genuß zu verschaffen, der durch das Verbot und die Heimlichkeit neue Reize gewinnt.

29.

Bücherleser und Bücherkäufer.

Es giebt Dinge in der Welt, über die man nur mit dem peinlichsten Gefühl und Erröthen sprechen und lesen kann, doch ist es nöthig, sie zuweilen zu berühren, damit es nicht immer ärger damit werde. Zu diesen fatalen Sachen gehört auch die Zähheit der Deutschen im Bücherkaufen. Wie übel es damit bestellt sei, davon kann man sich leicht überzeugen. Erzählt nur z. B. in einer hochgebildeten Thee-, Punsch- oder Bratengesellschaft etwa zu Weihnachten, daß in der nächsten Ostermesse das lang erwartete Werk des vortrefflichen A. erscheinen werde, so ruft die ganze Gesellschaft ihre dithyrambische Freude darüber aus, und ihr wünscht dem guten A. und seinem trefflichen Verleger Glück. Geirrt! — Von allen diesen Rufern lesen es vielleicht zwei oder drei, aber kaufen wird es sich wahrschein-

lich kein einziger. „Man wird es ja wol geliehen bekommen, denkt ein jeder, und ich kann ja auch warten.“ — Ehedem setzte sich jeder gebildete Mensch mehr oder weniger jährlich aus zum Bücherkauf, und verweigerte lieber jeden andern Theil seiner Ausgaben als diesen; jetzt ist ein solcher, der ohnehin gewöhnlich zu den ärmeren gehört, nur als rühmliche Ausnahme zu betrachten. Bei vielen heutigen Deutschen ist selbst der bloße Gedanke des Bücherkaufs ein völlig fremdartiger geworden, und sie sehen theils roh, theils unbehülflich, theils sonderbar befremdet aus; auch wol leidend, („wie etwa eine kranke Lerche“ würde Jean Paul hinzusetzen, „die man mit einem in Oel getränkten Stecknadelknopf klistiren will“), sobald man ihnen einen Bücherkauf ansinnt. Und doch ist von Büchern die Rede, die sie wirklich lieben, und nach denen sie sich auf ihre Weise sehnen. Sie schicken alle Morgen den Bedienten zu irgend einem guten Freunde, der das Buch hat, und wenn sie zehnmal die Antwort bekommen, er lese es selbst noch, oder habe es bereits an andere Sehnsüchtige geliehen, so nehmen sie das zwar endlich ein wenig übel, verlieren jedoch die Geduld nicht, und schreiben deshalb wol gar Briefe über Briefe. Will man es auf immer mit

ihnen verscherzen, so antworte man, daß in der Peter- und Paulstraße, bei dem Buchhändler So und So die saubersten Exemplare für einen oder zwei Thaler zu bekommen seien. Davon wollen sie eben nichts wissen, und es ist ihnen fatal, davon zu hören. Wie weit in dieser Hinsicht die Schamlosigkeit geht, darüber nur Ein Beispiel. Vor etwa funfzehn Jahren machte ein historisches Werk bedeutendes Aufsehen, und es wurden in einigen Gesellschaften pikante Stellen aus demselben vorgelesen. So kam es denn, daß in andern Zirkeln an einen gewissen vornehmen, reichen und wissenschaftlich gebildeten Mann häufig die Frage gerichtet wurde, ob er das Buch noch nicht gelesen habe. Er mußte Nein antworten, anfangs mit Ruhe, späterhin mit Verdruß, und sagte endlich unbedenklich: „ich werde an meinen Untergebenen, den Geheimen Secretair Z. schreiben, der hat dergleichen." Der arme Secretair hatte das Buch von dem Verfasser selbst geschenkt bekommen, wollte sich nicht gern auf das Verleihen eines solchen Prachtexemplars einlassen, und suchte deshalb Ausflüchte. Man ließ ihn anfangs gewähren, doch empfing er nach und nach drei oder vier leidliche Mahnbriefe, bis endlich ein fünfter höchst empfindlich und drin-

gend ihn vermochte, ein zweites Exemplar zu kaufen, das er sodann seinem Obern lieh, der es — nie zurückgab. Auch diese letzte Unart ist gar nicht selten, und es giebt manche, sonst sehr gewissenhafte Männer, welche die geborgten Bücher, sobald sie dieselben durchblättert, nebst deren Verfasser und Besitzer gleich vergessen, und ich habe Leute gekannt, die selbst einräumten, es möchten in ihren Bücherschränken wol ein halbes Hundert geborgter Bücher stehen, wobei sie sich jedoch mit dem Umstand beruhigen, daß sie vielleicht selbst ein halbes Hundert ausgeliehen und nicht wieder bekommen haben. Fast eben so heillos ist die Unart, geliehene Bücher durchraucht, beschmutzt, mit sogenannten Eselsohren u. s. w. versehen, zurückzusenden. Da jedoch diese unsittliche Sache auch eine höchst ekelhafte ist, die allen Scherz verscheucht, so will ich nur kurz erwähnen, daß es am zweckmäßigsten ist, dergleichen Bücher dem Verderber zur Strafe zurück zu schicken. Dem Besitzer wird es nicht schwer werden, denn eine mit Kaffeeflecken beschmutzte Iphigenie, ein durchrauchter Romeo kann ihn schwerlich mehr erfreuen, und er wird wohl thun, sich die beiden herrlichen Gedichte, wenn er sie nicht gleich wieder anschaffen kann, fürs Erste nur zu denken

und in der Phantasie zu reproduciren. Sollte jemand meinen, die Strafe sei doch zu hart, so gebe ich es in gewissen Fällen zu, muß aber hinzusetzen, daß doch auch Fälle vorkommen, wo sie nicht einmal *als Strafe* empfunden wird, und wo man vielmehr ganz cordial für das geschenkte Werk dankt; von welchen Gräueln mir wenigstens zwei bis drei Beispiele bekannt sind.

Lustiger ist es, bloß an die Leichtsinnigen, Unwissenden u. s. w. zu denken. Sie haben sich alle gewöhnt, gelegentlich auf unsere Literatur stolz zu thun, und die Erinnerung an die trübe Vergangenheit (1806), in der wir auch als Nation in unserer Sprache und unserm Schriftenthum den höchsten, aber auch fast einzigen Trost fanden, ist noch nicht verwischt; sie mögen es gleichfalls wohl leiden, daß seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sämmtliche gebildete europäische Völker zum Eifer für deutsche Bildung angeregt worden sind. Daß sie aber auch etwas für diesen Ruhm *thun* sollten, und zwar fürs Erste durch den Kauf trefflicher Werke; daß der Setzer, Drucker, Buchhändler und Verfasser leben wollen, stört ihre Ruhe nicht, denn sie denken nie daran. Bloß den Papierfabrikanten setzen sie einigermaßen in Nahrung und zahlen ihm

gern die Groschen für die Velinbogen, auf denen sie ihre — Bittbriefe um Bücher abfassen. Uebrigens ist es, als meinten sie, ein Buch schreibe und drucke sich von selbst, mache deshalb auch gar keine Kosten, und wenn man deshalb einmal etwa beim Thee erklärt, das und das Buch sei recht hübsch, so habe man sich mit allen Pflichten gegen dasselbe abgefunden.

Besser steht es im Ganzen mit den Frauen; ihre Unbekanntschaft mit dergleichen buchhändlerischen Angelegenheiten ist oft höchst unschuldig und naiv, und man darf ihnen nur die Sache ein wenig auseinandersetzen, so zeigen sie vielen Eifer. Nur dauerhaft ist er nicht immer, und man wird wohl thun, zuweilen zu erinnern, die schönen Vorsätze nicht unausgeführt zu lassen, oder noch besser: sogleich dem Bedienten zu klingeln, der aus dem Munde der Dame den gehörigen Auftrag erhalten soll. Uebrigens ist es auch nicht das Geschäft der Frauen, die Intelligenzblätter nach neuen ausgezeichneten Büchern zu durchlaufen, dem müssen sich die Männer unterziehen, und besonders der Hausfreund, der in keiner wohlorganisirten Familie fehlen sollte, aber auch nicht genug geachtet werden kann, da so manche stehende Familienseen und

Familiensümpfe steter Anregung und frischer Quellen bedürfen.

„Aber was hilft das Alles?“ — so unterbrechen mich vielleicht Manche — „wir sind nicht reich und haben kein Geld, um Bücher zu kaufen.“ Ganz gewiß sind wir Deutschen kein reiches Volk, wir sind vielmehr schon sehr lange, d. h. seit dem dreißigjährigen Kriege, als entschieden arm zu betrachten; aber wir sind Gottlob ein honett-armes, und durchaus nicht dürftiges Volk. Auffallend ist es überhaupt, daß man die Klagen über Armuth, oder die kalte Erklärung „man sei arm“ nur in gewissen Fällen zu hören bekommt, während in hundert andern Beziehungen nie davon die Rede ist. Für die Oper und die Rosse, für Badereisen, Landwohnungen, Ueberfluß an Kleidern, Putz u. s. w. haben wir immer noch Geld genug; aber wenn wir hören, daß Goethe's Farbenlehre zehn Thaler kostet, so rufen Viele: „das kann ich nicht daran wenden“ und wenden es an die nächste — Redoute. Habe ich etwa eine Abneigung gegen die Oper? die Badereisen? die Landwohnungen u. s. w.? Ach nein! sie sind mir nur zu lieb, und ich weiß sie recht durchzugenießen, aber ich möchte nur an das alte Wort

erinnern: „das Eine thun, und das Andere nicht laſſen.“

Es iſt gewiß, daß wir auf den Beſitz manches guten Buches Verzicht thun müſſen, aber wir ſollten nur nicht zu oft, nicht zu früh und gleichſam a priori reſigniren. Haben wir denn nie verſucht, für ein treffliches Buch Wochen oder gar Monate lang zu ſparen? Und haben wir nie die Freude empfunden, die uns dann endlich ein ſo errungenes Buch gewährte? Ich erinnere mich eines unbegüterten Freundes, der in dem trüben, geldarmen Jahre 1807 den Muth hatte, ſich ſämmtliche Werke Calderons aus Cadir zu verſchreiben; er hatte aber auch ein ganzes Jahr dafür geſammelt. Nie werde ich das innig frohe — faſt möcht' ich ſagen entzückte — Geſicht vergeſſen, mit dem er den, endlich durch die Poſt theuer genug empfangenen Kaſten, und ſodann die einzelnen Theile öffnete. Eine Dame, die nichts davon wußte, ſagte ihm am Abend deſſelben Tages: „Sie ſehen ja ſo heiter aus wie ein glücklicher Bräutigam.“ — So war ehedem auch noch — es iſt eine Erinnerung aus meinen Kinder- und Knabenjahren — die gute Sitte, daß unbegüterte Freunde und Bekannte, um ein theures Buch bald zu bekommen, ohne alle

thörichte falsche Schaam zusammenlegten, ein Geschäft, das gewöhnlich durch harmlose Scherze gewürzt wurde. Langte das Werk dann endlich an, so erließ der Empfänger einen Hirten- und Cirkelbrief an sämmtliche Theilnehmer, und man kam am Abend in einem wohl durchwärmten gastlichen Zimmer oder in einem schönen kühlen Gartensaale zusammen, wo das sauber geheftete Buch erst aufgeschnitten werden mußte, weil der erste Empfänger, wie er selbst mit stolzem Lächeln rühmte, seine Begierde nach dem Werke besiegt hatte, um nicht früher zu genießen als die andern Theilnehmer. Auf diese angenehme Weise, wobei es Niemandem einfiel, die Begränztheit seiner Börse zu verhehlen, sind nicht selten die Schillerschen Musenalmanache bei ihrem ersten Erscheinen, Herrmann und Dorothea (ein Taschenbuch, das in der ersten Ausgabe ziemlich theuer war) genossen worden, und gewiß mit reinerm Vergnügen als der einsame Leser zu empfinden pflegt, der, auf dem Sopha hingestreckt, sie endlich nach halbjährigem kalten Warten durchstöberte. Um endlich noch ein schlagend trauriges Beispiel von der heutigen Kälte und Kaufscheu zu geben, will ich nur rathen, die Theilnahme an den Horen (1795 ff.) mit der an „Kunst und Alter-

thum" (1816 bis heute) zu vergleichen *). Ich weiß nicht mehr, wie viel tausend Exemplare von dem ersteren Journal in Deutschland verkauft wurden; das Verzeichniß der Pränumeranten ist jedoch gedruckt und erregt freudiges Erstaunen; mit welcher kleinen Anzahl Exemplare von „Kunst und Alterthum" sich jedoch die Deutschen begnügen, darüber walten Gerüchte, die man entsetzlich nennen möchte, die jedoch so häufig vorkommen, daß leider etwas Wahres daran sein muß. — Und was ist es für ein Journal, dessen hier gedacht wird? Mögen wir immerhin mit manchem einzelnen Urtheil Goethe's, das er hier niedergelegt hat, uneinig sein und bleiben, selbst den Kältesten muß es doch wenigstens im hohen Grade interessant sein, genau zu erfahren, was jetzt der von ganz Europa für den größten Dichter erkannte Schriftsteller als Greis uns zu geben für gut findet. Wen muß es nicht rühren, daß Goethe, der sonst in unendlicher Vor-

*) An die Zeit des ersten Auftretens Gellerts, Klopstocks und Goethe's wollen wir hier lieber gar nicht denken, weil allerdings der Frühlingsaufgang sich nicht wiederholen kann.

nehmheit niemals in eigener Person zu dem Publikum sprach; der vom Jahr 1770 bis etwa 1810 niemals sich überwinden konnte, auch nur eine Vorrede zu einem seiner Werke zu schreiben, jetzt bei hohem und höchstem Menschenalter, wie etwa ein edler, stets sanfter werdender Vater seine Kinder, Enkel und Urenkel zusammenruft, um ihnen auf eine neue trauliche Weise zu erzählen, wie er Leben, Wissenschaft und Kunst geübt hat und — zu vereinigen sucht. — Und doch diese Kälte der Mehrheit gegen ein solches Unternehmen! und doch ..... Ich will lieber abbrechen und an Napoleons Wort gedenken, daß man, wenn schwarze Wäsche zu reinigen ist, nicht die Nachbaren herbeirufen solle. — Schließen aber kann ich den Aufsatz nicht, ohne noch hinzuzufügen: Erstlich, daß ich überhaupt die ganze Sache nur leicht und obenhin berührt habe. Denn was würde erst herauskommen, wenn z. B. die erfahrungsreichsten Buchhändler die Zahl der Exemplare angäben, die von den Werken der deutschen Autoren erster und zweiter Klasse gekauft zu werden pflegen? Zweitens versteht es sich von selbst, daß die Zahl in höherm Sinne nichts entscheidet, und daß, wenn der Tadel Viele

trifft, das Lob für die schönen — doch auch nicht ganz wenigen — Ausnahmen desto größer wird. Und so wollen wir denn von der Zukunft immer Besseres hoffen, sollte uns auch das Hoffen etwas schwer gemacht werden.

30.

Bewährtes Mittel, in der größten Geschwindigkeit berühmt zu werden.

Da es jetzt einige Schriftsteller giebt, die gar zu gern in der größten Geschwindigkeit und gleichsam über Nacht berühmt werden möchten, so wählen sie dazu meistens ein altes Mittel, das immer noch hie und da etwas Erfolg hat: Ungenirte Frechheit und lächelnde Unverschämtheit. Leider aber wird doch endlich der Markt durch Ueberfahrung verderbt, und es zeigt sich nicht genug Originalität und Erfindungsgeist in der Sache. Ich glaube daher, mir ein Verdienst zu erwerben, wenn ich hier neue Bahnen eröffne, besonders für die, welche vom Widersprechen und Schelten leben. Man wähle z. B. einen bestimmten Grundsatz, der jedem Rechtlichen theuer ist; etwa den: „Du sollst Dein Vaterland lieben" oder „ein Mann ein Wort" und

erkläre denſelben für höchſt abgeſchmackt und ſeicht; oder wenn etwa die „Dankbarkeit" als eine löbliche Sache gerühmt wird, ſo erwiedere man keck: ſie ſei doch eine bloße Schwäche oder höchſtens Hundetugend, und wer ſie höher halte, habe ſeine Anſicht noch aus dem völlig jämmerlichen achtzehnten Jahrhundert her, u. ſ. w.

Geht man in die Geſchichte hinein, ſo kehre man das Unterſte nach oben. Miltiades und Epaminondas ſind lange genug für tugendhafte und tapfere Feldherren gehalten worden; wie wäre es, wenn wir ſie einmal plötzlich für thörichte Phantaſten erklärten? — Tiberius gilt bereits ſeit achtzehnhundert Jahren für einen Mann voll böſer Tücke und zäher Sündhaftigkeit; warum haben wir ihn nicht längſt für einen ſehr gefühlvollen, menſchenliebenden und weiſen Fürſten ausgegeben? — Noch ſchlimmer ſteht es mit dem armen Nero, und es wäre ein artiges Unternehmen, ihn wieder in guten Ruf zu bringen. Könnte man ihn nicht zuvörderſt für ein großes poetiſches Genie erklären, das nicht mit dem gewöhnlichen Maaßſtab zu meſſen ſei? — Daß er Rom in Brand ſteckte, iſt freilich ein bischen überſchwenglich; indeſſen will doch ein Fürſt, und noch dazu ein ſo poetiſcher, auch

einmal etwas Grandios-lustiges sehen, und wir wissen ja, daß sich der originelle Herr an der Flammenpracht geweidet und dabei von der Zerstörung Trojas anmuthig gesungen habe. Soll er sich denn nach seinen mühseligen Kaiserarbeiten gar nicht erholen dürfen? und bloß weil die moralische Engherzigkeit gegen dergleichen in's Große gehende Späße allerhand einzuwenden hat? — Daß er ferner seinen alten Lehrer zum Tode verurtheilte, klingt freilich übel, doch der höher gebildete Mensch wird nimmermehr zugeben, daß es auch übel sei. Ob so ein langweiliger Mann wie Seneca lebt oder nicht, daran ist wenig gelegen; ja, man könnte vielleicht sogar behaupten, es sei eine verdienstliche Handlung gewesen; denn es ist ohne Zweifel nützlich und tugendhaft, einen langweiligen Mann fortzuschaffen; — und langweilig war er doch gewiß; schon um deswillen, weil er moralische Aufsätze schrieb, die der Kaiser wol gar lesen sollte.

Das Allerbedenklichste bleibt jedoch immer der Muttermord; indessen wer nur rechte Courage hat, könnte auch den wol in Schutz nehmen; oder will er großmüthig sein und die Schwäche der Leser schonen, so nenn' er ihn etwa einen Akt der phanta-

ſtiſchen Willkühr, die diesmal freilich die feinere Linie des Schönen ein wenig überſchritten habe. Glaubt man aber damit nicht auszukommen, ſo weiß ich noch ein beſſeres und zwar ein heroiſches Deſperationsmittel: man leugne die ganze That und behaupte friſch weg, Tacitus, der, bei aller ſeiner Kürze, doch auch bekanntlich ein hypochondriſcher Moralprediger geweſen, habe die ganze Geſchichte erfunden. Den vollblühendſten Kranz der Berühmtheit würde jedoch wol der Schriftſteller bekommen, welcher verſicherte, er wiſſe gewiß, und kein Vernünftiger könne es jetzt mehr bezweifeln, weil er es wiſſe, nicht Nero habe ſeine Mutter, ſondern — die Mutter habe den Nero umgebracht. — Glaubt mir, die Hälfte der Leſer ſolcher Sachen läßt dabei vor Schreck die Kaffeetaſſe fallen, ſagt aber doch hinterher in der Angſt: „das iſt doch ein originelleer Scribent, der Talent hat.“ Es iſt wahr: ein ſolcher Deſperationscoup wird nicht lange wirken, und man muß deshalb auf Abwechſelung bedacht ſein; ich würde deshalb rathen, mit ähnlichen Behauptungen, z. B. nicht Kain habe den Abel, ſondern Abel den Kain getödtet, nicht Hannibal habe bei Cannä geſiegt, ſondern die Römer u. ſ. w., keck und ſchnell hervorzurücken.

Als Beurtheiler der deutschen Literatur — von der die Deutschen so gern erzählen hören — heut zu Tage noch berühmt zu werden, ist gewiß ein schwer Stück Arbeit, denn tausend sonst trefflich-freche und käferartig kecke Ausfälle machen jetzt kein Aufsehen mehr. Setzt sich z. B. jetzt ein ästhetischer junger Herr hin und schreibt etwa: Klopstock sei nie einer wahren Begeisterung fähig gewesen, Lessing ohne alle poetische Anlage; von Hagedorn, Gerstenberg, Ramler u. s. w. könne gar nicht mehr die Rede sein, so wartet er vergeblich auf einen Kranz dafür, und man giebt dem talentvollen Jüngling zu verstehen, mit dergleichen Sprüchen könne er nur zu Hause bleiben, denn man habe sich längst satt daran gelesen. — Was wäre dabei zu thun? Man muß die Dosis verdoppeln. Man könnte z. B. sagen, es sei schon wunderlich genug, daß man auch nur der Mühe werth gefunden habe, zu behaupten, Lessing sei ohne alle Poesie gewesen, weil sich das von selbst verstehe; daß er aber auch kein rechter Kritiker gewesen, das sei schon wichtiger, und das wolle man hiermit festgesetzt haben.

Mit Schiller kann man es halten wie man will, nur sei Alles, was man vorbringt, maaßlos übertrieben. Ich würde rathen, ihn in einer Zei-

tung den größten Dichter der Welt und aller Jahrhunderte zu nennen, und in der andern ihn unendlich herunter zu machen. Dann kann es uns an Gegnern und Lobrednern nicht fehlen, und wir könnten am Ende sagen, es sei Alles nur Ironie gewesen, um die Philister zu ärgern.

Schwieriger ist die durch Goethe zu erreichende Berühmtheit. Mit pseudo-frommen Seufzern über seinen realistischen Tic und sein plastisches Heidenthum ist nichts mehr zu machen, selbst mit dem Schimpfen auf die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit u. s. w., und wäre es noch so frech, ist kaum eine achttägige Berühmtheit mehr zu erjagen, ja, sogar die schamlosesten Pasquille gegen den Dichterkönig sind in neueren Zeiten zu Maculatur geworden. Bei so bewandten, beklemmenden Umständen wäre es wol das Beste, wir wählten einen Mittelweg, sprächen ihm alle Tiefe und Größe ab, versicherten aber mit gnädiger Milde, er habe denn doch ein leichtes Talent und könne sich allenfalls mit irgend einem ziemlich angenehmen, melodiösen musikalischen Componisten messen. Ich stehe dafür, es wird Leute geben, die dann ausrufen: „der Kerl hat's getroffen."

Endlich ist noch ein höchst wichtiger Rath zu

geben. Ein deutscher Schriftsteller, welcher schnell berühmt werden will, muß durchaus (und wüßte er auch von deutscher Geschichte, Wissenschaft und Kunst nichts, und von deutscher Sprache blutwenig), er muß, sage ich, Deutschland im höchsten Grade verachten und schmähen. Ein Franzose freilich, der gegen Frankreich so lästern wollte, wie wir fast alle acht Tage in ästhetischen Journalen von Deutschen auf Deutschland schelten hören müssen, würde vermuthlich in Frankreich als Gegenstand der Verachtung ein schlimmes Schicksal haben, und es wäre wol möglich, daß man ihn gelegentlich über die Ardennen, oder über die Pyrenäen, oder über den Canal ohne alle Umstände hinüber transportirte, da doch nun einmal mit einem so entschiedenen Malcontenten nichts Gedeihliches anzufangen ist. In Deutschland aber gefällt dergleichen vielen Leuten, die überhaupt das Verachten und Verhöhnen, sei es auch noch so albern, für etwas Brillantes halten. Sie streicheln sich bei der Lectüre solcher Scripturen den Bauch, und sagen etwa: „Bin ich doch nicht gemeint; was geht es mich an?" — Die alte Germania hat ohnehin ein zähes Leben und kann allenfalls einen guten Puff vertragen.

Auch für die Zukunft blühen hier nette Hoff-

nungen auf. Neulich noch — um ein Beiſpiel zu geben — rief ein zwölfjähriger, ohne Zweifel höchſt talentvoller Jüngling, dem der pedantiſche Conrector eine ſtrenge Uebung im Decliniren und Conjugiren empfohlen hatte, da es immer noch damit hapere, in erhabenem Zorne aus: dergleichen rauhe barbariſche Ungebühr könne nur in Deutſchland vorfallen! — Laſſet nur dieſen zwölfjährigen Jüngling erſt zum funfzehn- oder ſechszehnjährigen — Mann und endlich zum fünfundzwanzigjährigen Greiſe werden; wie köſtlich wird er auf die Deutſchen ſchelten! Wie ſublim grob wird er gegen ſämmtliche Landsleute einherfahren; — nur freilich mit Ausnahme des Verlegers, der als Mäcen und Pfleger des Genies mit großem Recht höflich tractirt ſein will. — Die Berühmtheit kann einem ſo verdienſtvollen Scribenten gar nicht ausbleiben; ja, man wird endlich ganze Lorberbäume für ihn anfahren laſſen müſſen.

Bedenkliche Leute könnten freilich meinen: mit all dergleichen ſo erworbener Berühmtheit ſei es doch eine klägliche Sache; und da muß ich freilich geſtehen, daß ſie im Ganzen nicht Unrecht haben, ſobald man ihnen ihren pedantiſch-moraliſchen Standpunct zugiebt. Dieſe Leute meinen ferner,

um wahrhaft berühmt zu werden, müsse man eine gediegene Gesinnung, mannigfaltige Talente, ächtes Genie, vielseitige Kenntnisse, geläuterte Lebenserfahrung, würdigen Styl, und Gott weiß, was noch alles haben, ja, sie setzen wol gar hinzu: wer wahrhaft Berühmtheit verdiene, strebe nie ängstlich nach derselben, sondern lasse sie kommen oder nicht kommen, wie es sich trifft. Dergleichen phantastische Gedanken sind aber auch höchst lästige Gedanken, und können ordentlich melancholisch machen, weshalb wir uns auch nicht weiter damit behelligen wollen. Ein behaglich frecher Scribent, der die Frechheit con amore treibt, fragt den Henker nach allen solchen Pedanten, und wenn sie ja einmal aussprechen sollten, daß sie ihn verachten, so hat er ja auch noch seine guten Freunde, den gränzenlos genialen Poeten Hinz, und den namenlos geistreichen Kritiker Kunz zur Seite, die ihn beschützen, um gelegentlich wieder beschützt zu werden.

Aber es giebt noch eine Bedenklichkeit, und die entspringt leider nicht bloß aus jener Pedanterie, sondern fußt wirklich auf dem schlimmen Grunde der Erfahrung, welche die Literargeschichte giebt. Fragt man nämlich, wie lange wol eine solche Be-

rühmtheit dauere, so muß ich leider die trübselige Antwort geben: Etwa von der Michaelismesse bis Weihnachten, vielleicht sogar fünf Monate; das allerhöchste auf dem bezeichneten Wege Erreichbare aber ist eine einjährige Unsterblichkeit. — Dieses Unglück schreibt sich jedoch bloß daher, daß man, wie gesagt, die Frechheit bisher noch viel zu zart und kleinlaut, und lange nicht genug in's Sublime getrieben hat, weshalb ich die oben gegebenen Desperationscoups wieder in's Gedächtniß zurückrufen möchte. Ueberhaupt kann man bei dem Gedränge so vieler Competenten der Berühmtheit, nicht desperat genug verfahren, und ich will es nicht verhehlen, daß ich neulich einem jungen Scribenten, der mir klagte, er sei nunmehr schon viermal berühmt gewesen, und viermal wieder unberühmt geworden, den nicht sehr moralischen Rath gab, völlig den Gottlosen zu spielen. Er könne ja z. B., um die halbe Welt sogleich in Schrecken zu setzen, den ersten Vers im ersten Kapitel der Bücher Mosis:

„Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" angreifen, und etwa sagen: das sei nur ein altes Vorurtheil, mit dem es nichts auf sich habe. Der junge Mann wurde freilich anfangs ein wenig blaß,

fand jedoch hinterher die Sache so übel nicht, und fürchtete nur, der Setzer werde ungeduldig werden, und dergleichen lästerlich-schauerliche Hypergenialität nicht drucken wollen. — Indessen nur Courage! Die Sache macht sich am Ende doch.

31.

Der Menſch und die Stunde *).

Daß der Menſch aus Einem Stücke oder aus Einem Guſſe ſein ſolle, giebt freilich Jeder zu; es iſt nur zu beklagen, daß es ſo Wenigen gelingt, jenes Ziel zu erreichen, und daß Viele ſich gar nicht einmal darum bekümmern. Es giebt — um die Sache doch in Einer Hinſicht näher zu berühren — Jahrszeiten-Menſchen, Monats-Menſchen, Wochen-, Tage-, Nacht-, Stunden-, ja vielleicht ſogar Minuten-Menſchen. Ich kann mir ſehr wohl denken, daß man ſich vom October bis April in eine Dame verliebt, weil ſie in ſämmtlichen Abendgeſellſchaften bei Kerzenlicht, Thee und Witz ſehr angenehm erſcheint; aber bei der erſten Landpartie

---

*) Vergl. Nr. 25.

im Mai ist sie so unbeholfen und zeigt sich der Natur so entfremdet, daß sich jener Liebhaber fragt: „Ist denn das dieselbe, die so angenehm zu erzählen wußte und die Prinzessin im Tasso so schön las?“ — Bei andern Frauen ist es wieder umgekehrt, sie können sich nur im Freien bewegen, und selbst das Laufen steht ihnen wohl; aber in einem Gesellschaftszimmer erscheinen sie wie verrathen und verkauft.

Man kann ferner behaupten, daß die meisten Menschen Vormittags weniger liebenswürdig sind als Abends. Bei manchen thut die Kränklichkeit den Abbruch, andere können sich nicht so schnell in das neuerwachte Leben finden, bei andern aber herrscht um jene Zeit der rein wissenschaftliche Sinn so sehr vor, daß ihnen selbst der sonst liebste Besuch unerträglich werden kann, weil man sich doch nicht gleich von der „Analysis des Unendlichen“ unterhalten kann. Fleißige Geschäftsmänner verdienen hier die größte Entschuldigung, ja, sie würden Rechtfertigung verdienen, sobald sie sich nur gewöhnen wollten, mit edler Offenheit, die dem Menschen so wohl steht, zu erklären, sie hätten jetzt keine Zeit. Statt dessen nehmen sie aber gewöhnlich den Besuch an; brummen ihn jedoch sobald

als möglich wieder weg. Der üble Eindruck, den solche Brummer machen, ist nicht leicht zu verwischen.

Viele Menschen sind nur zu genießen, wenn sie genießen, und zwar gute Speise und Trank. Man lasse sie nur die erste Hälfte der Tischzeit in Ruhe, so kann man versichert sein, daß sie in der zweiten sich ganz plausible benehmen werden. Sollte Jemand sie um Etwas zu bitten haben, so wird er wohl thun, bis zur zweiten Flasche zu warten, indem dann die körperlichen Hemmungen der menschlichen Gutmüthigkeit, Liberalität und Großmuth weggespült zu sein pflegen.

Wallenstein hat vollkommen Recht, wenn er eines Geschlechts gedenkt, das sich nicht anders freuen kann als bei Tisch. Bei diesem Worte fühlen sich Tausende getroffen; aber sie lassen es sich gefallen, weil sie überzeugt sind, es gehe dem Nachbar eben so.

Vor dreißig oder fünfundzwanzig Jahren war unter manchen deutschen Dichtern das Sich-Anreizen und Exaltiren durch geistige Getränke, ja, sogar durch Opium zu einer so heillosen Gewohnheit geworden, daß die üblen Folgen nicht ausbleiben konnten. Jene Ueberreizten lagen Vormittags

im Bette, rafften sich Nachmittags ein wenig zusammen, schrieben Abends und gingen dann in Gesellschaft, wo eine — wenn ich mich so ausdrücken darf — geistreiche Erhitztheit und geniale Fieberhaftigkeit sich Bahn machte. Es gab manche, die den ganzen Tag unausstehlich waren, ja sich in der Unausstehlichkeit gefielen, bis sie sich endlich gegen Mitternacht auf den Gipfel ihres Lebens durch Champagner und Arrac hinaufgeschwemmt hatten. Einige dieser Jünglinge sind durch die späteren Leiden, die der Himmel dem armen Deutschland zuwog, und durch die für sie daraus folgenden Entbehrungen zu einem naturgemäßen Leben zurückgeführt und auf diese Weise gerettet worden; andere haben ihr feindliches Verhältniß zur Natur mit einem frühen Tode bezahlt. Ihre Schriften sind meistens untergegangen, weil die Verfasser gewöhnlich geistvoller sprachen als schrieben *), und selbst ihre Namen sind vergessen. — Doch wir wollen heute nicht in die Literargeschichte einlenken, sondern bei dem allgemeinen Leben bleiben, und nur noch hinzusetzen, daß nicht selten

*) Ein im Allgemeinen seltner Fall, doch damals merkwürdig auffallend, und noch nicht genug erkannt.

ein einziger Augenblick zur Entdeckung eines Charakters hinreiche. Das Jahrhundert selbst hat eine gewisse Gattung von Bildung über die ersten Klassen der Gesellschaft dergestalt verbreitet, daß sie nicht bloß wissen, was angenehm und unangenehm, löblich und unlöblich, sondern auch was in ihnen selbst gut und nicht gut oder schwach ist. Vorzüglich weit haben es in diesem Punkte manche gebildete Frauen gebracht, und es ist für viele Männer — besonders bei der großstädtischen Art des Umgangs, wie er sich gewöhnlich macht — überaus schwer, sie in der Tiefe des Herzens zu erschauen, da sie sorgsam genug jene Schwächen alle verhüllen. Es giebt Männer und Frauen, die ein ganzes Jahr lang wie die Liebenswürdigkeit selbst erscheinen können, so lang sie die Gesellschaft beherrschen; und sie beherrschen sie gewöhnlich mit solcher Feinheit und Anmuth, daß die Societät sich gern beherrschen läßt, oder es kaum merkt; — dann aber kann zuweilen ein einziges philosophisches, ästhetisches, oder moralisches Rebellenwort, oder die bloße Versäumniß der gewohnten Huldigung das ganze Liebenswürdigkeits-Gebäude über den Haufen stoßen, eben weil es nur etwas Gebautes, d. h. Gemachtes war. Manche merken auch wohl, was sie in

einer einzigen solchen Minute angerichtet haben, schnell genug, und wollen auf der Stelle wieder einlenken, aber die zurückbleibende verzerrte Miene ist nicht sogleich wieder auszuglätten.

Genug! — der Stoff ist unerschöpflich. — Uebrigens würde man mich ganz mißverstehen, wenn man mir die Absicht zutraute, die Starrheit und Steinernheit einiger alten Stoiker von neuem zu empfehlen. Das sei fern, ganz ferne! — Der Mensch ist und soll bleiben: das lebendige, sich ewig bildende, stets regsame Wesen; aber er sei wie der edle Baum, der zwar alle Jahre mit neuen Blüthen und Blättern prangt, doch in seinen Wurzeln fest steht in der treuen Erde, während der reine Aether um seinen Wipfel spielt.

32.

Kinder, Kinderlieder, Kinderfreuden.

Wenn man bittet und ermahnt, die Kinder doch ja Kinder sein zu lassen, und sie bei Leibe nicht zu Jünglingen und Jungfrauen hinaufdociren, hinaufschelten oder hinaufschmeicheln zu wollen, so wird das Gefährliche dieses Unternehmens zwar im Allgemeinen zugegeben; in der Praxis aber vergißt man die Ermahnung wieder, und versucht aus einem zehnjährigen Knaben einen zwanzigjährigen Jüngling oder gar funfzigjährigen Mann zu machen, ohne zu bedenken, daß nur der ein tüchtiger Jüngling und Mann werden kann, der ein tüchtiges Kind, und ein tüchtiger Knabe gewesen ist. — Da man schon von dem Individuum nichts weiter verlangen kann — (und es ist wahrlich recht viel) — als aus sich selbst, unter der gehörigen Leitung der Erfahrenen, das Höchste und Beste zu bil-

den, was es irgend vermag (weshalb] es auch als die größte Beleidigung gelten muß, wenn wir dem Cajus überhaupt nicht zugeben wollen, Cajus zu sein, sondern ihm zumuthen, ein Sempronius zu werden, woraus doch nur elendes Stückwerk entstehen könnte), so ist es noch unsittlicher, wenn wir von dem Kinde verlangen, es solle kein Kind sein.

Wie gesagt, das giebt man Alles obenhin zu, hat aber doch schon heimlich die Perücke fertig gemacht, die man dem armen Kleinen nach wenigen Monaten des Unterrichts aufsetzen will. Von dem Stoff und der Form eines solchen Unterrichts soll hier nicht die Rede sein, sondern ich will bloß der Unbeholfenheit gedenken — ich nehme mit Fleiß das gelindeste Wort — mit der man sich selbst in die Spiel- und Erholungsstunden der Kinder mischt. Damit die Kinder lernen, wie sie sich erholen, spielen und scherzen sollen, giebt man eine Menge Gesetze und bringt dieselben in Reime. Solcher ängstlicher Lustlieder haben wir viele hundert, vor denen alle Genien der kindlichen Heiterkeit erschreckt zurückfliehen würden, wenn sie nicht zum Glück und zu rechter Zeit das Talent des Nicht-aufmerkens hätten. Nehmen wir z. B. nur

die folgenden allgemein bekannten Zeilen, die man den Kindern zum Singen in den Mund legt, oder legte, wenn die Unterrichtsstunden aus sind:

Vollbracht ist unser Tagewerk,
Auf, laßt uns fröhlich sein!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk'
Und unserm Leib Gedeihn.

Von unserm jugendlichen Reihn
Sei Zank und Muthwill fern!
Vernünftig soll die Freude sein
Und angenehm dem Herrn.

Betrachten wir dies Lied in seinen einzelnen Zeilen: „Vollbracht ist unser Tagewerk" ein gutes Wort für den Mann, der sich nach einem wohl durcharbeiteten, angestrengten Tage am Abend den Schweiß abtrocknet; im Munde des Kindes völlig lächerlich und absurd. Das Kind hat schlechthin keine andere Tugend als die des liebenden Gehorsams, angeknüpft an die Ahnung von den göttlichen Dingen, die ihm in den ächten Religionsvorträgen, so wie in dem Verhältniß zu seinen Eltern, geweckt sein muß; aber die Liebe, die ihm begegnet, sorgt dafür, daß ihm weder zu viel noch zu wenig zugemuthet werde. — Und was wird ihm denn zugemuthet? Man erzählt ihm biblische Geschichten, und

giebt es denn irgend etwas Anziehenderes als die Historie von Abraham und Isaak, Jakob und Esau, Joseph und seinen Brüdern, von Tobias, Simson, Salomo, David u. s. w.? Ist das eine Arbeit? In gewisser Hinsicht darf das wahrhaft thätige Zuhören und Wiedergeben allerdings eine Arbeit genannt werden; aber die Freude ist bei weitem überwiegend, und ohne jene Arbeit, das heißt: ohne die thätige Aufmerksamkeit wäre auch keine Freude möglich. Man lehrt das Rechnen und Schreiben; ist das schwer? Habt ihr denn so ganz vergessen, welches Vergnügen es euch machte, zum erstenmal die Verhältnisse der Zahlen und Buchstaben zu ahnen? Und war euch nicht gar wohl zu Muthe, als sich zum erstenmal eure Abschrift der Vorschrift des Schreiblehrers sauber und nett präsentirte? War es nicht als hättet ihr ein Kunstwerk geleistet?

Man beginnt ferner das Lateinische und Französische, und hier höre ich schon im Geist den mitleidigen Jammer, den ihr für die Kinder hegt, daß man sie mit dem Auswendiglernen der Sprachformen und Vocabeln quäle. Sobald aber die Sache von dem Lehrer nur einigermaßen vernünftig getrieben wird, so ist nicht die mindeste Qual dabei, denn außer der Phantasie — die bei dem Kinde

doch nur Fröhlichkeit oder süßen Schauder giebt — ist am Morgen des Lebens, wie am Morgen des einzelnen Tages, keine Seelenkraft so frisch und so umfassend als das Gedächtniß, und wehe dem Armen, bei dem es nicht früh geübt wird!

Kommt der Knabe endlich an das Uebersetzen, so ist es ihm, als habe er einen Berg glücklich erstiegen, und jeder einzelne Satz, den er mit Hülfe des treuen Lexicons in deutscher Sprache zurückgeben kann, erscheint ihm mit Recht wie erobertes Land. — Ich will nicht weiter fortfahren, und die anderen Objecte des Unterrichts betrachten, sondern bloß im Allgemeinen erwähnen, daß jedes wohlorganisirte Kind an ihnen eine wahre Herzens- und Verstandesfreude finden müsse, so daß wir mit Sicherheit annehmen können, ein Kind, das mißvergnügt in die Schule zu gehen pflegt, sei schon kein rechtes Kind mehr *), sondern verwöhnt, verweichlicht oder moralisch invalid. — Wie aber nimmt sich nun das „Vollbracht ist unser Tagewerk" im Gesang der Kinder aus!

*) Es müßten sonst — diese einzige Ausnahme findet statt — gänzlich verkehrte Lehrer seiner warten, die es im heillosesten aller Geschäfte, das heißt: „im Freudeverderben", zur Meisterschaft gebracht hätten.

„Auf, laßt uns fröhlich sein!“ — Es ist eine Unart vieler Erwachsenen, daß sie laut verkünden, sie wollen heute, etwa von acht bis zehn Uhr, erstaunlich fröhlich sein, während sie doch endlich einmal wissen sollten, daß das bloße Versprechen, Freude zu empfinden, schon die reine Fröhlichkeit stört, und daß der Dichter vollkommen Recht hat, wenn er sagt, daß nur ein Gott die Freude auf sterbliche Wangen ruft, und wo kein Wunder geschieht, auch kein Beglückter zu sehen ist, oder — in einem andern Liede — daß, wenn nicht vom Himmel der Funken blitzt, der den Heerd in Flammen setzt, der Geist nicht feuertrunken sei und das Herz unergötzt bleibe. Aber die Erwachsenen begnügen sich nicht mit der Ankündigung ihres Entschlusses vergnügt zu sein, sondern sie machen auch noch höchst langwierige und schwerfällige Anstalten dazu, so daß das hinterher folgende sogenannte Fest sich gewöhnlich mit dem Seufzer schließt: „Gottlob, das war denn doch auch überstanden.“ Das Kind aber weiß von all' dergleichen Zurüstungen nichts, es ist froh, weil es froh ist, es kündigt nichts an, und bereitet nichts vor. Warum also nicht bloß das Alter, sondern auch die Unarten des Alters ihm gewaltsam inoculiren?

„Die Freude giebt zur Arbeit Stärk'" u. ſ. w. — Hier iſt die pure, klare — nicht etwa Proſa, ſondern hypochondriſche Philiſterei. Hier werden die geſunden, muntern Kinder noch vor dem Beginn des ſogenannten Vergnügens erinnert, daß es ihnen bloß geſtattet werde, damit ſie hinterher deſto mehr arbeiten können; man macht ſie auf den Nutzen der Freude und der Glückſeligkeit aufmerkſam, damit ſie ja recht früh zu dem kraſſeſten Nützlichkeitsprincip gelangen, und hinfort bei jedem Kräuſel- und Ballſpiel ſich ſagen können: „Dabei gedeiht der Ober- und Unterleib vortrefflich." Auch das Lachen im gehörigen Maaße iſt nicht unerlaubt, denn es reizt den Appetit und ſtärkt überhaupt die Verdauungswerkzeuge, ſo wie ſelbſt ein gelindes Weinen nicht ganz zu verbieten iſt, da es das Auge reinigt, das hinterher nur noch heller ſieht.

„Von unſern jugendlichen Reihn ſei Zank und Muthwill fern." — Zank? Nun freilich; aber der Lehrer hätte billig Sorge tragen ſollen, daß die Schüler längſt wiſſen, das Zanken ſei nicht einmal eine männliche Unart, auch nicht eine weibliche, ſondern nur eine weibiſche, und ſelbſt ein mittelmäßiger Knabe ſolle ſich zu vornehm fühlen für dergleichen Gemeinheiten, wobei jedoch nicht wieder

einzuschärfen sein möchte, was „streiten" und „kämpfen", und wie das wohl überhaupt, so lange die Welt die Welt ist, unvermeidlich sei. Doch auch der Muthwill soll sich entfernen! — Wer darf denn muthwillig sein, wenn es die Kinder nicht sein dürfen? Niemand, und die Welt mag zusehen, wie sie sich ohne fröhlich neckende Genien in dürrer Ernsthaftigkeit behilft. — Nun, wir wollen ein wenig von der Strenge ablassen, schärfen aber ein, daß der Muthwille leicht zu weit gehen kann. — Freilich kann man sich auch, nach der Versicherung erfahrener Männer, im schönsten Wein berauschen, woran aber der Wein, dieses reine, frommfröhliche Himmelsgeschenk, nicht Schuld ist. —

Ueber das Wesen des Muthwillens giebt übrigens unsere Alles ehrlich herausfagende Sprache selbst guten Bescheid, und so, denke ich, wollen wir den Muth und den Willen, den willigen Muth und den muthigen Willen, so wie selbst die damit verwandte „Wähligkeit" (welch ein genau bezeichnendes Wort!) immerhin gelten lassen.

„Vernünftig soll die Freude sein." Die starre Prose in dieser Zeile ganz bei Seite gesetzt, wollen wir bloß zu bedenken geben, es verstehe sich von selbst, daß wir die Vernunft, mit der wir Gott-

lob sämmtlich begabt sind, in keinem Augenblick unsers Lebens ganz weglegen sollen, und daß wir deshalb eben so gut von vernünftigem Essen und Trinken, vernünftigem Schlafen, Waschen, Tanzen u. s. w. reden könnten, als von vernünftiger Freude, und daß diese Ausdrücke alle zwar ganz richtig seien, nur über alle Gebühr überflüssig und langweilig, wie etwa als wenn Jemand sagen wollte: „ich, der Vernünftige, ziehe mir die Stiefel an, oder: ich ziehe sie mir auf eine vernünftige Weise an.“ — Die Freude soll nichts sein als eben — freudig, und der Lehrer wird billig Sorge tragen, daß die Kinder längst wissen, die wahre Freude zeige sich immer nur in der Form des ächten, unverkünstelten Anstands.

„Und angenehm dem Herrn.“ Ganz recht, denn nur der gute und gottinnige Mensch kann sich wahrhaft freuen, aber jene kalte, trockene Bemerkung nach der vorangegangenen altklugen, medizinisch-ökonomischen, wird keinen Nutzen stiften, sondern eher den Witz der Kinder herausfordern, der hier so nahe liegt, daß ich ihn nicht näher zu bezeichnen brauche.

Ist es aber wol der Mühe werth, sich so lange bei einem Kindergedicht aufzuhalten? — An diesem

einzelnen Gedicht ist wenig gelegen, und ohne Zweifel hat es der Verfasser sehr gut damit gemeint; aber die Ansichten, die dasselbe und hundert und wieder hundert andre vortragen, dieses poetisch-polizeiliche, unberufene Einmischen in die harmlose Kinderfreude, diese süßlächelnde Pedanterie u. s. w., das Alles verdient gar sehr, bekämpft zu werden. Ueberhaupt ist es wol nur sehr wenigen Erwachsenen gegeben, wahre Lieder für Kinder zu machen, wie etwa Matthias Claudius sie dichten konnte. Gebt ihr ihnen aber trockene und altkluge, so werden sie die kürzeste Recension liefern, d. h. sie werden gähnen, und wie stolz ihr euch auch gebärden möget, so werdet ihr doch einräumen müssen, daß über ein Kinderlied die Kinder die erste Stimme haben, obwohl ihnen freilich keine Literaturzeitung zu Gebote steht, ihr Urtheil zu vertausendfältigen. —

Unsere Vorfahren ließen die Kinder sich ihre Gedichte selber machen, und man muß es den Kindern nachsagen, daß sie sich gut genug zu helfen wußten. Sie eigneten sich theils einige alte Volkslieder an, die sie im Bereich ihrer Stadt oder ihres Dorfes gehört hatten, oder nahmen nur einzelne Strophen, die ihnen besonders zusagten, her-

aus, oder verarbeiteten dieſelben zu Moſaik und verbanden ſie mit ihren eigenen Reimen. Dieſe letzteren von Kindern gedichteten Kinderlieder ſind ohne Zweifel unzählig, und viele hunderte entſtanden mit dem Tage, und endeten mit ihm, manche aber ſind doch auch erhalten, und noch viele Kinder bedienen ſich ihrer oft auf eine überraſchende Weiſe ſingend oder „abzählend.“ Ausgezeichnete Dichter und Literatoren, von Arnim, Brentano, die Brüder Grimm u. a. haben davon geſammelt, was ſich ihnen als bedeutſam bot, und da der Undank überhaupt ein ſchlechtes Vergnügen ſein muß, ſo wollen wir im Gegentheil uns recht herzlich und dankbar darüber freuen. Die guten Kinder jener alten Zeit, die eben, als Kinder, mit der Logik und Philoſophie, mit den klaſſiſchen Griechen und mit den neuern romantiſchen Poeten, mit Hermanns und Apels Metrik begreiflicherweiſe gänzlich unbekannt waren, dichteten munter darauf los, wie etwa jener ungenirte Maler von Ubeda malte, von dem uns Cervantes erzählt, er habe, wenn man ihn fragte, „was er eigentlich mache?“ ruhig geantwortet: „was daraus wird.“ So brachten denn die Kinder allerdings oft ſehr wunderliches Zeug zu

Markte, überschwengliche Albernheiten und köstlich blühenden Unsinn. Aber was ist es denn nun mehr? Lasset sie immer ihr „Maikäfer flieg" ruhig singen, sie verlangen gar nicht, daß ihr es für ein von allen Musen geglättetes Meisterstück erklärt, und wenn sie nach dem phantastischen:

Hohe, hohe Dorne,
Wer sitzt in dem Korne? u. s. w.

oder nach dem anfänglich auf Zartheit ausgehenden:

„Hohe, hohe Weide,
Wir spinnen klare Seide" u. s. w.

bei ihren Spielen „abzählen", so zittert deshalb nicht gleich für ihr Seelenheil oder für ihren Verstand, sondern erinnert euch lieber an Goethe's lustigen Ausspruch (in den Venedischen Epigrammen) man könne nicht immer mit Gewißheit sagen, ob ein Epigramm „auch gut sei," weil man nicht wisse, was sich der Verfasser, „der Schalk, dabei gedacht." Es ist besonders hübsch, daß gerade Goethe hier den guten Kindern zu Hülfe kommt, Er, dem wohl noch Niemand stete und höchste Besonnenheit abzusprechen gewagt hat. —

Es ist bekannt, daß einmal die geschätzte Bürgermeisters-Tochter in einer kleinen Stadt, um ihren Freundinnen Schillers „Würde der Frauen" zu empfehlen, die Sache folgendergestalt vortrug: „Ehret der Frauen ihr Flechten und Weben! heimliche Rosen! o irdisches Leben! Flechten der Liebe beglücken das Land," worüber die ganze Gesellschaft entzückt staunte. Könnten wir es wol über das Herz bringen, diese sonst ohne Zweifel sehr ehrsame und anmuthige Jungfer deshalb für verrückt zu erklären, weil sie Verrücktes vortrug und sich daran ergötzte? Glaubt mir, es giebt noch unzählige Menschen in allen Ländern, die von den schönsten Gedichten nichts weiter genießen als einzelne Worte und Klänge, mit denen sie dann ihre eigenen oft verworrenen, aber angenehmen Phantasien verweben, so wie es auch andere giebt, die einen gewissen pomphaften Unsinn in klingenden Reimen für völlig erlaubt oder gar löblich halten. Die Poesie ist ihnen eine gute Mutter, die selbst ein phantastisch-tolles Kind, das sonst nirgends ein Unterkommen finden würde, nicht verschmäht, sondern lächelnd in die Arme schließt. — — Sollen wir nun milde sein, sogar gegen diese Erwachsenen; wie viel

mehr gegen die Kinder, daß sie sich an jener wunderlichen Mosaik ihrer Lieder ergötzen!

Fasse ich endlich Alles zusammen, was dieser kleine Aufsatz will, so würde der Spruch etwa also lauten: Seid streng gegen eure Kinder; aber liebend, lasset sie tüchtig arbeiten; aber überzeugt sie auch, daß die reine Freude am Arbeiten erst den Menschen zum Menschen mache, so wie die Faulheit auf thierischen Sinn hindeutet, dem allein im dumpfen trägen Hinstarren wohl sein könne, Selbst heiter zeigt ihnen dann, daß das Leben keine Zwangsanstalt, kein Zuchthaus und keine Galeerenstrafe ist, sondern daß es, ein edles gotterfülltes Kunstwerk, in fröhlichem Zusammenwirken aller Kräfte seine Bedeutung und seinen Lohn findet. Stört die Freude der Kinder nicht, — es ist nichts leichter als einem Kinde Freude zu machen, aber auch leider nichts leichter als dieselbe zu unterbrechen und nach und nach zu zerstören, denn das Kind hat von den tausend Waffen, die wir Erwachsenen in Kunst, Wissenschaft, Erfahrung u. s. w. finden, keine einzige. Es hat nichts als sein kleines unbeschütztes, nacktes Herz, das wir eben so leicht erheben, als zu Boden schlagen können. — Und wenn ihr das bedenkt, so legt euch

auch die unendlich ernste Frage vor: Was habt ihr wohl einem Kinde als Ersatz zu bieten für eine verderbte Freude, oder gar für eine durch euren Irrthum oder Eigensinn entblätterte, gesenkte, verdunkelte und vertrauerte Jugend? —

33.

Häuslichkeit und Unhäuslichkeit.

Es gab eine Zeit, in welcher die deutschen Prediger, populären Schriftsteller und gebildeten Sprecher in den Gesellschaften das Landleben für das einzige Heil der Menschen erklärten, weshalb auch jeder redliche Romanencharakter sich am Schlusse ein Rittergut oder doch kleines Bauerngut kaufte, welches er im Nothfall mit seiner lieben jungen Frau selbst bestellte, wobei nicht genug gerühmt werden konnte, wie wohl sich das Paar bei dieser Lebensart befände, wogegen sich allerdings nichts einwenden läßt. Das Stadtleben aber wurde als durchaus gefährlich und verdrießlich bald gehaßt, bald verachtet, und am übelsten waren sämmtliche Dichter auf die Hofleute zu sprechen, die nebst den Präsidenten und Vicekanzlern mit sichern Schritten dem ewigen Verderben entgegen gingen. Verwandt mit

dieſer Richtung war die ſtete Erhebung der Häuslichkeit, und die Roman- und Schauſpieldichter konnten gar kein Ende finden, dieſe Tugend zu empfehlen. Nichts wurde mehr gerühmt, als wenn ein Edler im Schlafrock und Pantoffeln gern zu Hauſe blieb; auch ward ihm, nach der Hochzeit wenigſtens, eine friſchgewaſchene Nachtmütze als wohlverdiente Zierde verſtattet. Ein tugendhafter Freund kam Abends in demſelben Coſtüm zum Beſuch, was die trefflichen Einwohner des Dörfchens natürlich nicht im mindeſten befremdete, und ſo ſaßen die Lieben wohlgemuth zuſammen und ſprachen über die Kienraupe und Bonaparte, über Acazienpflanzungen und die Unſterblichkeit der Seele. Faſt alle Abend wurden ferner in den Schauſpielhäuſern vor viel hundert Zuſchauern, — die doch ſämmtlich hatten ihr Haus verlaſſen müſſen, um der dramatiſchen Predigt beizuwohnen — von der ſchönen Häuslichkeit geredet, und Spanier und Deutſche, Engländer und Franzoſen, Kamtſchadalen und Peruaner: Alle vereinigten ſich in Anbetung des ſtillen Abendſterns der Häuslichkeit, ja, ſelbſt ſolche Stände, die bekanntlich nicht immer recht häuslich ſein können, z. B. Geſandte, Krieger u. ſ. w., rühmten nichts ſo ſehr als die Häus-

lichkeit. Man meinte es gut, vergaß aber gänzlich, daß die Häuslichkeit nur dann zu einer Tugend werden könne, wenn der Mann zuvor seine Kräfte dem Staate, oder irgend einer andern umfassenden Idee widmet, denn ohne Staat giebt es eigentlich auch kein rechtes Haus, und wer das Leben da draußen auf dem Markte und im Felde scheuen wollte, dessen Häuslichkeit würde nur eine andre Form der Weichlichkeit sein.

Es ist aber mit dem deutschen Publikum eine eigene Sache. Hat es sich einige Jahre in solchen halb wahren, halb löblichen Gefühlen übernommen, und gleichsam trunken gemacht, so folgt, wie in der physischen Welt, Ermattung und Ekel, von wo aus der Schritt in das entgegengesetzte Extrem nur zu leicht ist. Eine gewaltigere Zeit hat uns mahnend zugesprochen, und es will seitdem mit der idyllischen Häuslichkeit leider nicht mehr recht fort. Die zarten und kühnen Liebenden, die ehedem sehr löblich versicherten, sie wollten mit der kleinsten Hütte, und einem Gärtchen daneben, bei Milch und Brodt völlig zufrieden sein, sind zwar gewiß nicht aus dem deutschen Leben verschwunden, wol aber aus den Romanen und Schauspielen; von der Häuslichkeit ist gar die Rede nicht mehr, sie ist

im eigentlichſten Sinne abſchmäckig geworden, und da die meiſten Herren und Damen jetzt Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends bis etwa Mitternacht ausſchreiten und aushüpfen, ſo würde es wie Satyre klingen, wenn wir noch neue Auflagen, etwa von Stark's häuslichen Gemälden und ähnlichen Schriften, veranſtalten wollten. Indeſſen wird die Sache ernſthaft, und wenn es ſo fortgeht, ſo iſt — wie ich ſchon früher einmal ſorglich andeutete — vorauszuſagen, es werde auch mit der Unhäuslichkeit nicht lange mehr beſtehen; denn wenn alle Leute ausgehen, ſo findet zuletzt Niemand mehr den Andern zu Hauſe, was nothwendig unangenehme Scenen veranlaſſen würde. In dieſem Falle wüßte ich keinen andern Rath, als daß ſich die Hälfte in tugendhafter Verzweiflung entſchlöſſe, zu Hauſe zu bleiben, damit nur die Beſucher und die Beſucherinnen könnten empfangen werden. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß man ſich wechſelsweiſe Opfer brächte, wie etwa in guten Haushaltungen die erwachſenen fleißigen Töchter die Küchen- und Haushaltungswoche Reih' um gehen laſſen.

Ende des erſten Bändchens.

Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Iserlohn, 1831.

Bei W. Langewiesche.

Inhalt.

	Seite
34. Sprechen und schreiben	1
35. Der Pseudo-Elias und die gelehrte Dame	6
36. Schlafpredigt	11
37. Leib und Seele	21
38. Ist Berlin eine einzige Stadt?	28
39. Scherze der deutschen Sprache	34
A. Kuckuck	34
B. Dahingestelltes	36
C. Sich haben	37
D. Ein gemachter Mann	38
E. Ueberschwänglich	39
F. Gesetzt	39
G. Sich gehen lassen	41
H. Bei Leibe nicht	44
I. Behaupten	44
K. Aussehen	45
L. Muth	45
M. Verzweifeln	46
40. Ermahnung zur Billigkeit im Urtheil über Deutschland	49
41. Der deutsche Roman	55
42. Was wollte Philipp II. und was erreichte er?	59
43. Uebersehenes, doch nicht zu Uebersehendes	65
44. Das seltsame Amt	69
45. Leiden und Leben	74
46. Gesundheit und Krankheit — Leben und Tod	78

Seite
47. Erstarrung in Lieblingsworten . . . 81
48. Vergessen und Vergessen werden . . . 83
49. Gefährliches 85
50. Geistige Lebensluft. 87
51. Deutsche Sprichwörter 90
52. Ein altgriechisches Sprichwort betreffend . 92
53. Die Krankheit. (In historischer Beziehung.) . 94
54. Das Zuhören und das Gespräch . . . 96
55. Forcirte Mittelmäßigkeit 98
56. Der unfruchtbare Seufzer 101
57. Unglückskinder 104
58. Der Spaß 106
59. Ungesellige Geselligkeit 109
60. Erinnerung an Nicolaus Peucker . . . 125
61. Kleinere Fragmente. (a bis r) . . . 145
62. Die Correcturen der „ruhenden Wälder" . 159
63. Päpstliche Thränen 166
64. Unerfreuliche Redensarten 175
65. Sterben und erben 178
66. Goethe's Nichtantwörten 182
67. Abermals vom großen Kurfürsten . . 185
68. Sprachverwirrung 190
69. Freude an der Natur 192
70. Das deutsche Clima betreffend . . . 194
71. Religiöse Andeutungen. Erster Abschnitt. . 199
72. Religiöse Andeutungen. Zweiter Abschnitt. . 210
73. Morgen- und Abendgefühl 216
74. Deutsche Geschichte angehend . . . 220
75. Philister und Nichtphilister 225
76. Das ärgerliche Lied 230
77. Erholung 234
78. Unterkommen — Treue — Seele . . . 240

34.

Sprechen und schreiben.

(Briefe und für den Druck bestimmte Werke.)

„Er schreibt gut, spricht aber schlecht, oder schweigt wol gar gänzlich in gesellschaftlichen Kreisen.“ — Wie oft ist dieser Vorwurf in Deutschland zu hören, und wie jämmerlich klingt er! Ist es doch, als hätte sich der Autor in seinen Büchern rein ausgegeben, und habe nichts weiter zu verschenken; oder es ist jene heillose Trägheit schuld, die von geselliger Bildung nichts wissen *will* und in der Gesellschaft nur einen indifferenten Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen findet u. s. w. — Wenn dieser Vorwurf jetzt etwas seltener geworden ist, so verdanken wir es größtentheils den *Frauen*, die seit etwa einem halben Jahrhundert, besonders aber seit etwa dreißig Jahren, mehr Einfluß als sonst auf die Gesellschaften bewiesen haben, und von den

Männern, welche wirklich etwas Geistreiches geben können, auch eine menschlich verständliche, gemüthlich geistreiche Unterhaltung verlangen. Das hat ohne Zweifel viel Gutes gewirkt, doch wünschte ich, daß sie darin noch weiter gingen, strenger würden und im Nothfall selbst aufreizende Satyre nicht scheuten, um einen solchen Mann zu wecken, der ein Privilegium langweilig zu sein, in der Menge oder Berühmtheit seiner Schriften zu finden glaubt. „Leset nur" — scheint er zu sagen — „im Meusel nach, was ich geleistet habe; aber zu conversiren habe ich nicht Lust. Was ich gebe, muß gedruckt werden, sonst gebe ich nichts."

Indessen hat die neuere Zeit auch Beispiele vom Gegentheile aufzuzeigen. Wir haben treffliche Redner auf dem Katheder und angenehme witzige Gesellschafter, die aber zuweilen wie gelähmt erscheinen, wenn sie die Feder ergreifen. Nicht als hätten sie sich in Gesellschaften ausgegeben, sondern weil sie, fast krank, des geselligen Reizes bedürfen, um sich mitzutheilen, so daß sie auch wohl monatelang eine wahre Abneigung gegen Dinte, Feder und Papier empfinden. Das lebendige, klingende Wort geht ihnen über Alles, und sie sprechen ihr Genie dergestalt aus, daß die Zuhörer zuweilen durch

einen einzigen Abend den trefflichſten Stoff für Romane, Dramen und vermiſchte Schriften, wie von oben herab empfangen, während die armen Sprecher ſelbſt am andern Tage zu nichts weniger Luſt haben als aufzuſchreiben, was ſie geſtern mitgetheilt.

Noch Andere verbrauchen den größten Theil ihrer Kraft für Briefe, denn ſie fühlen ſich in ihrer ganzen Weſenheit nur durch den Gedanken an irgend einen beſtimmten Freund oder Freundin angeregt. Dieſe Eigenheit („Fehler" möchte ich es nicht gern nennen) iſt eine ächt deutſche, und findet ſich inſonderheit bei — gewiſſen großen, aber häufig mißverſtandenen Schriftſtellern, die zuletzt wol gar reſigniren, in der Mitwelt ein Publikum oder eine Gemeinde zu finden, — z. B. bei Hamann, der durch ſeine trefflichen Briefe weit mehr gewirkt hat, als durch ſeine tiefſinnigen, zuweilen aber auch unenthüllbar dunkeln, während ſeines Lebens gedruckten Schriften. Die jetzige Mittheilung jener Briefe verdient deshalb unſern doppelten Dank, weil durch ſie auch über jene Schriften ſich neues Licht verbreitet. Selbſt F. H. Jacobi, ſo viel Schönes und Lehrreiches auch ſeine gedruckten Schriften enthalten, iſt kein geborener Schriftſteller, wohl aber

ein geborener Briefschreiber, und zwar vom ersten Range *); wenigstens weiß ich weder im Woldemar noch im Allwill irgend eine Partie zu nennen, die sich mit dem herrlichen, feurig-beredten Briefe vergleichen ließe, den er an Wieland schrieb, um ihn zum Verständnisse zu Goethe's Clavigo zu zwingen. Solche Briefe sind wahrhafte Bereicherungen unserer Literatur, und wir dürfen uns ihrer auch mit gutem Gewissen erfreuen, denn wenn der Nachlaß eines edlen Todten nur in rechte Hände fällt, so wird die besonnene Sonderung nicht ausbleiben. Oft ist es bei Lebzeiten eines Schriftstellers schlechthin unmöglich, sein Vortrefflichstes bekannt zu machen. Der Tod hat auch in dieser Hinsicht nicht bloß eine reinigende, sondern verklärende Kraft, und bei den Fackeln, die um die Leiche brennen, zündet sich oft auch für das Publikum ein höheres Licht zum Verständniß des Abgeschiedenen an.

Genug! Wir dürfen nicht zu ernst werden und wollen deshalb mit der erfreulichen Erinnerung schließen, daß, wie öde und leer, dürr und spröde

*) Besonders wichtig sind die Briefe von 1774 bis etwa 1804; späterhin finden sich Spuren von Altersschwäche.

auch mancher Brief iſt, den wir ſeit einigen Jahrzehenden gedruckt empfangen haben, doch ein reicher Erſatz ſich findet in andern Briefſammlungen, mit denen wir beſchenkt worden ſind. — Wie ſchade, daß das ſiebzehnte Jahrhundert und die erſte Hälfte des achtzehnten in dieſer Hinſicht ſo arm ſind! Denn wie gern würden wir vertraute Briefe von Opitz und Flemming, Dach und Logau; ja ſelbſt von Lohenſtein und Hoffmannswaldau leſen! — Doch die ruhen in Nacht.

35.

Der Pseudo-Elias und die gelehrte Dame.

(Zwei altberlinische Anekdoten.)

Im Sommer des Jahres 1692 trieb sich in Berlin ein seltsamer Abenteurer herum, der angethan mit einem langen orientalischen Kleide, einen gewaltigen Stab in der Hand, sich als den zweiten Elias verkündete, donnernd auf die Sünden des Volks schalt, und doch von den Almosen lebte, die er von demselben erpreßte. Am Tage hielt er sich gewöhnlich auf dem Nicolaikirchhof auf, im Schatten einer großen Linde vor dem Hause des Predigers und Magisters Schade, wo er theils predigte, theils schrieb. Er richtete seinen Eifer ganz besonders gegen den Besitzer jener Linde, einen der ausgezeichnetsten und furchtlosesten Prediger der Hauptstadt, so wie nicht minder gegen Philipp Jakob Spener, dessen bloßer Name jede nähere Be-

zeichnung überflüssig macht, und schalt sie in seiner wunderlichen Sprache für Heuchler und Babels-Bauer, die nicht recht durchbrechen und den Fuchs nicht beißen wollten. Diese Männer waren zu sanft, die Hülfe der Obrigkeit gegen den Schreier anzurufen, und schwiegen mit oft erprobter Geduld; daß aber auch die Polizei eine ähnliche bewies, muß billig befremden. Um diese Zeit kam ein junger Mann, Nicolaus Lange *), ein gelehrter und frommer, aber frischer und muthiger Theologe, nach Berlin, und nahm Wohnung im Hause seines Freundes Schade. Er war sehr bald über den Abenteurer einig, ging am andern Morgen früh vor das Haus, ergriff ihn mit starkem Arm, und setzte ihn im Holzstalle nieder. Hier hielt er ihm zuvörderst eine kurze und erbauliche Predigt, des Inhalts, es sei ganz wider Gottes Willen, sein Brod in solchem Eigensinn und Müßiggang zu essen, und er werde ihm hoffentlich danken, daß er ihm augenblicklich Beschäftigung gebe, die er auch freundlich mit ihm

*) Das ganze Leben dieses Mannes ist wahrhaft anziehend und liefert manche gute Data zur Culturgeschichte; doch hat die größere, obwohl nicht erfreulichere Berühmtheit seines Bruders Joachim nur selten auf den kraftvoll bescheidenen Nicolaus blicken lassen.

theilen wolle. Holzsägen sei etwas Nützliches, auch Ergötzliches; das wollten sie sogleich anfangen, und zwar für's erste drei Stunden lang. Dem jungen starken Manne war nicht zu widersprechen und so mußte der allgefürchtete Prophet die Säge handhaben. Während dessen rief er oftmals stöhnend aus: „Ei, der Prophet Elias muß Holz sägen, der Prophet Elias soll Holz sägen! O tempora! o mores!“ Lange aber redete ihm immer ernstlich zu: „Fort, fort, mein Freund, hier ist nicht Zeit zu stöhnen, nur frisch gearbeitet! Der erste Elias ist kein Müßiggänger und Faullenzer gewesen, warum wollte es denn der zweite besser haben?“ — Da sie so von acht bis elf Uhr gearbeitet hatten, sprach Lange: „Nun, mein Freund, wir haben mit einander heute gearbeitet, jetzt ist uns vergönnt, auch einen Bissen Brod mit einander zu essen.“ Bei Tische hielt er ihm noch einige stattliche Reden vom „unordentlichen Leben und Betruge des Fleisches,“ und entließ ihn dann mit der Versicherung, falls er ihn jemals wieder unter der Linde müßig sähe, werde er ihn augenblicklich zum Holzsägen in's Haus holen. Der Abenteurer zeigte einen so unerhörten Abscheu vor dieser, so wie vor jeder andern Arbeit, daß er noch an demselben Tage nicht bloß seinen bisheri-

gen Standort auf dem Kirchhofe, sondern auch die Stadt selbst verließ, um sein Glück wo anders zu suchen.

Auch das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert sind bekanntlich nicht arm gewesen an ähnlichen verkehrten Menschen, die ihre phantastische Richtung oder müßiggängerische Schwärmerei als etwas Religiöses und Bedeutsames gelten lassen wollten; leider aber hat man sie nur selten zwingen können, die Axt, den Spaten oder die Holzsäge zu ergreifen.

Aber auch im Verhältniß zu der vornehmen Welt zeigte sich Lange stets muthig und consequent in seinen Ansichten. Es glänzte nämlich um jene Zeit in Berlin eine Frau, die durch wirkliche auffallende Kenntnisse in der Theologie, anziehende Beredtsamkeit und gesellige Talente allgemeine Bewunderung erregte, und da vollends ihr Leben als einfach und fromm erschien, so waren die Stimmen der Verehrung über sie allgemein. Indessen lebte sie, man weiß nicht warum, von ihrem Ehemanne entfernt; und dieser einzige Umstand war für L. genug. Auch er ward bald näher mit ihr bekannt, und da sie ihn schätzen mußte, fragte sie ihn einst, was er von den Wegen halte, auf denen er sie

wandeln sähe. Lange erwiederte eben so treuherzig als altväterlich höflich: „Ich würde noch zehnmal mehr von Ihro Wohlgeboren halten, wenn sich dieselben bei Ihrem Manne in L. aufhielten und ihm zu rechter Zeit seine Küche und Wäsche besorgten.“ So einfach und scheinbar recht prosaisch sprach der Mann, der sich sein ganzes Leben hindurch als einen wahrhaft frommen, aber auch gründlich unterrichteten Glaubenshelden zeigte, doch eben deshalb von hochtönenden Worten kein Freund war.

36.

Schlafpredigt.

Jean Paul hat bekanntlich einen witzig fröhlichen Aufsatz über die Kunst einzuschlafen, mitgetheilt. Einige seiner Mittel sind bewährt; andere aber gleichen den Mitteln gegen die Zahnschmerzen, denen man bekanntlich nachsagt, sie seien alle recht gut; helfen aber nichts. Worauf hier Alles ankommt, auch nach J. P's. Meinung, ist: sich selber Langeweile zu machen, — was jedoch leider für die guten und gebildeten Menschen oft überaus schwer hält, indem gerade die ächte philosophische und poetische Bildung überall Leben weckt und entlockt; Leben aber ist nie langweilig, außer für den Unsittlichen und Dummen. Deshalb darf man auch unbedenklich sagen, daß das Leben jedes Einzelnen gerade so interessant, und gerade so kurzweilig sei, als er es mache und verdiene. Wir können

selbst auf einer wüsten Insel, zwar die höchsten Schmerzen, z. B. der Sehnsucht, empfinden; aber Langeweile nicht, wenn wir nicht selbst etwa einen traurigen Vorrath davon mit herumtragen. Um also Langeweile zu empfinden, müssen wir an Andere denken, denen die Kunst Langeweile zu geben, beiwohnt; denn meines Erachtens können überhaupt nur Menschen Langeweile machen, nicht die Natur, weder im Großen noch im Einzelnen. An sich ist selbst die Lüneburger Haide nicht langweilig, und wir verbinden dieses Beiwort nur mit ihr, weil wir vielleicht aus der Erfahrung wissen, daß wir — doch immer durch unsere Schuld — daselbst verdrießlich wurden über den Aschermittwoch, den die Natur dort zu feiern scheint, oder weil ein Anderer uns mit dieser Empfindung ansteckte, oder weil wir überhaupt ahnen, es könne uns wohl dergleichen Gefühl überkommen. Dasselbe gilt von den Einzelnheiten und Reichen der Natur, Thieren, Pflanzen, Steinen, die uns nicht eigentlich Langeweile machen können, wenn wir sie nicht selbst aus eigenen Mitteln hinzufügen. Es bleiben deshalb, wie gesagt, nur einige Klassen von Menschen übrig, die uns damit zu versorgen im Stande sind, und wir müssen, um einzuschlafen, an dergleichen Per-

sonen denken. Hier treten aber wieder besondere Schwierigkeiten ein. Das Sittengesetz verbietet, irgend einen Menschen als bloßes Mittel zu unsern Zwecken zu gebrauchen, und es würde weder dem Dichter Cajus noch dem Philosophen Titus sonderlich behagen, wenn er erführe, daß wir ihn im Stillen und ganz auf unsre eigne Hand als schlafbringenden Genius nutzten. Wir werden deshalb diese Ungebühr im wachenden Zustande so viel als möglich wieder gut zu machen haben, und zwar durch verdoppelte Zuneigung als Mensch zum Menschen.

Ferner ist abermals zu bedenken, daß der gute und gebildete Mensch gerade am seltensten Langeweile hat. Ein schwankender Begriff, ein ohnmächtiger Irrthum, eine verkehrte Anschauung u. s. w. sind zwar im Allgemeinen wohl geeignet, jenes gewünschte Gefühl hervorzubringen; jener Mann aber ist leider stets geschäftig, das Schwankende sicher zu stellen, den Irrthum in seinen Folgen bedeutend zu finden u. s. w., und so vereitelt er selbst die besten schlafbringenden Mittel. Man mag ihm die prächtigst-dümmsten Gedanken mittheilen, wobei ein minder Humaner herrlich einschliefe, oder gar einschnarchte; er weiß Alles zu beziehen, und ergötzt sich königlich. Das wäre nun gar schön und ihm wohl

zu gönnen, doch die armen wachen, munteren Augen bitten um Schlaf; der kommt aber nun einmal nicht, wenn man sich ergötzt.

Wird vollends der Gedanke an den Menschen rege, der jene Irrthümer u. s. w. äußert, so stellt sich auch gleich die Menschenliebe, das Mitleid und der Wunsch ihm zu helfen ein, und wir können dann aus unbequemer Tugendhaftigkeit nicht schlafen. Hätten wir uns vollends Härte gegen ihn vorzuwerfen, so lassen wieder die verwünschten Gewissensbisse die Augen nicht zufallen.

So ist auch der Umstand gar schlimm, daß sich die meiste Langeweile, die uns geboten wird, mit einigem moralischen oder physischen Ekel zu verbinden pflegt, bei dem natürlich kein Schlaf kommen kann. Doch ist freilich, wie ich wenigstens im Vorbeigehn berühren will, jedes Denken an den Schlaf nachtheilig, es müßte sonst ein höchst schläfriges, träumerisches sein, zu dessen Erwerbung ein ganz eigenes Talent gehört, das nur wenigen auserwählten und liebenswürdigen — Schlafmützen eigen ist.

Doch ich spanne den Hahn zu lang, es ist Zeit abzudrücken, das heißt: zur Hauptsache zu kommen. Die ganze Untersuchung theilt sich in die zwei Fra-

gen: „Wie muß die Langeweile beſchaffen ſein, die auf den Beinamen einer officinellen Anſpruch machen darf?“ und zweitens: „wer kann ſie geben?“ Es muß eine gewiſſe ehrbare, mäßige, harmloſe Langeweile ſein, ſie darf nicht das mindeſte Aufregende haben, ſondern vielmehr ſo etwas Auflöſendes, gelinde Mattigkeit Erzeugendes, Wiegendes, Summendes, Lullendes. In einer gewiſſen Gattung von Philiſtergeſellſchaften wird ſelbſt der Witzigſte aller Witzigen matt, und der unſchätzbare Friedensrichter Schaal ſteht gewiſſermaßen als Sieger vor dem bis dahin unbeſiegten Ritter. Dieſer kann in Gegenwart eines ſolchen Mannes — den ein werther Freund mit Recht einſt den Normalphiliſter nannte — mit ſeinem Humor gar nicht aufkommen. Er fühlt ſich wie gelähmt, und es tröſtet ihn bloß der Gedanke, mit welcher Luſt er einſt dem Prinzen von Schaal erzählen will; aber einzuſchlafen iſt bei dieſem ſtets beweglichen, munter hüpfenden Philiſter nicht möglich; das geht höchſtens bei den dämelnden, lallenden, pipenden Geſellen, die er um ſich verſammelt.

Ich will es nur geſtehen, um die eben berührte zweite Frage noch feſter zu erfaſſen, mir ſind faſt alle lebendige Menſchen, und hätten auch manche

von ihnen noch so viel Großes in der Langweiligkeit geleistet, viel zu interessant, um im Gedanken an sie einschlafen zu können; doch erlaube ich mir in Nothfällen, an gewisse wüste, matt hinglotzende Gesichter zu denken, und kann den guten Erfolg rühmen. Das sicherste aber ist dennoch immer das Reich der — Todten, d. h. der todten Skribenten, und zwar solcher, die wenigstens ein halbes Jahrhundert schon vom Katheder oder der Kanzel, oder wo sie sonst am häufigsten waren, hinweggenommen sind. Dieser bloße Gedanke rührt gewiß manche Leser, wie z. B. mich, und ich bitte deshalb inständigst, sich ja nichts Grausames dabei zu imaginiren; denn warum sollten wir nicht ohne alle Gewissensbisse an ein altes, herrlich langweiliges Buch, das vor neunzig oder hundert Jahren erschienen ist, und dessen berühmten Verfasser denken können, um aus ihm ein nöthiges Kopfkissen zu machen?

So kann ich z. B. dem gewiß nicht ohne Grund berühmten und in mancher Hinsicht verdienstvollen Rektor Magnificus Gottsched nicht genug danken für seine Anweisung zur kritischen Dichtkunst, für seine Gedichte und einige seiner anderen Werke, denn die Langeweile, die sie hervorbringen, ist ganz jene ersehnte ehrbare, mäßige, einlullende u. s. w.

Es ist hier wahrlich nicht auf einen längst verwaschenen Scherz abgesehen, sondern mein völliger Ernst mit dieser Notiz, und ich hoffe auf den Dank aller meiner schwer einschlummernden Leidensgefährten, daß ich ihnen in diesem Autor einen trefflichen Arzt anempfehle. In hypochondrischen Stunden habe ich mir allerdings auch wol Vorwürfe gemacht, daß ich ihn so brauche, allein ich endete doch jedesmal mit der Betrachtung, der theure Mann werde gewiß jetzt in höheren Sphären seine kritische Dichtkunst längst vergessen haben, oder, falls man ihn daran erinnern sollte, sich mit schöner Milde — die man ja bei einem Seligen voraussetzen darf — freuen, auf diese neue Weise armen Leuten zu nützen.

Aber das bloße Denken an langweilige Sachen hilft nicht genug. Es muß zu einem Bilde werden. Wir müssen uns genau ausmalen, wie z. B. der genannte Mann früh Morgens mit dem seligen Bewußtsein aufsteht, in seinem „sterbenden Cato" eine Tragödie geliefert zu haben, die jede Regel beobachtet hat, so daß selbst die Regelgeber erschrecken müssen, was sie angerichtet. Dann kleidet er sich mit würdevollem Anstand in bauschigen Sammt und knisternde Seide, ziert das kolossale

Haupt mit einer (durch Goethe unsterblich gewordenen) stattlichen Perücke *), und wandelt langsam in den Hörsaal, um den Grafen, Baronen und reichen Banquiers-Söhnen mit unermüdlichem Edelmuth und erhabener Langwierigkeit zu verkünden, was es eigentlich für eine Bewandtniß habe mit den schönen Wissenschaften und insonderheit der Poesie, wie er bedauert, daß eine allzugroße Bescheidenheit ihm nicht verstatte, sich selbst als den Wiederbringer der goldenen Zeit zu nennen, obwohl er nichts dagegen habe, wenn man so gütig sein wolle, es zu glauben u. s. w. Bilder der einzelnen Zuhörer können wechseln, doch thut man am besten, sie mit starrer Ehrerbietigkeit und stummer Hingebung, bei etwas geöffnetem Mund, auszumalen. Nur vergesse man nicht bei ihnen das vortrefflich langweilige Costüm der Jahre 1730, 40 ff., wogegen unsre heutigen beweglich flüchtigen Fracks ein wahrer Jammer sind, weil sie schon um ihrer Schwänzelei willen den ganzen Schlaf verderben. Ueberhaupt kann der Schlafsuchende nicht vorsichtig genug sein, denn ein einziges ungehöriges interes-

*) Vergl. in Goethe's Leben den Besuch des jungen Dichters bei dem kritischen Altvater.

fantes Bild vermag den ſchon halb und halb in die Wellen des Schlummers Verſenkten wieder aufzuregen. Kommt uns z. B. die Frau Gottſched in die Quere, und denken wir uns, wie ſie in einem finſtern Verſchlag neben dem Auditorium knieend zuhört, um ſich des Gemahls Weisheit gleichfalls zu eigen zu machen, und zwar, wie ſie dies aus Liebe thut, ſo rührt uns das herzlich. Wir malen das Bild wohl gar weiter aus, bis die Morgenſonne uns in die verwachten Augen ſcheint.

Zum Schluß nur noch zwei Worte: Wir haben ſo viele Bücher über das Leben im wachenden Zuſtand; über den Schlaf aber, der doch (um jetzt nur das Oberflächlichſte, Hiſtoriſche von ihm zu ſagen) ein Dritttheil des ganzen Lebens einnimmt, ſo wie über den Traum, an den wir doch nicht ohne geheimen Schauder und nicht ohne poetiſche Fröhlichkeit denken ſollten, iſt Vergleichungsweiſe höchſt wenig zu Tage gefördert. Wer das Tiefſte, Rührendſte, Süßeſte und Furchtbarſte über den Schlaf leſen will, leſe Shakſpeare, der, wie es ſcheint, mit einer beſondern Liebe dieſen Gegenſtand in den mannigfaltigſten Beziehungen ausgeſprochen hat. Man denke nur z. B. an Heinrich IV., Th. 2, an Othello, und vor Allem an Macbeth, wo die bloßen

Worte „Macbeth hat den Schlaf ermordet und soll nun nie wieder schlafen", wie die Tuba tönen, von der es heißt: mirum spargens sonum etc. Doch ich will schnell abbrechen, denn wer in einer Schlafpredigt von Shakspeare spricht, zerstört unwiederbringlich den schönen Erfolg, den er für sich und die Leser davon hofft. Weit zweckmäßiger ist es, sich für die bevorstehenden langen Herbst- und Winternächte um Trost, das heißt, um einige Mohnkörner zu bemühn, und der würdigen Zubereiter derselben zu gedenken, denn nicht bloß der Arzt, welcher das Recept verschreibt, sondern auch der Apotheker, der die Arznei mischt, verdient unsern Dank.

37.

Leib und Seele.

In hundert Predigten wird geseufzt, oder falls etwa Abraham a S. Clara der Verfasser ist, lustig bitter gewitzelt, daß der Mensch so unermüdlich für seinen Körper sorgt. Ehe wir aber seufzen und witzeln, sollen wir bedenken, daß es in jedem Falle übel gethan sei, sich mit seinem Körper zu überwerfen, oder ihn mit Gleichgültigkeit zu behandeln, denn er ist keineswegs ein Pudermantel oder ein Redoutenanzug der Seele, sondern ihr ewiger Begleiter, um den sie — gern oder ungern — sich wol bekümmern muß. Auch ist es gewiß sehr bedeutsam, daß der größte aller Menschenkenner, William Shakspeare, um sogleich einen Theil des Elendes seines Hamlet zu zeigen, ihn, wenn wir ihn zum erstenmal sich selbst allein gegenüber erblikken, ausrufen läßt: „O schmölze doch dies allzufeste

Fleisch!“ u. s. w. Indessen soll doch in jedem Falle die Seele die unumschränkte Herrin bleiben, und so erregt es allerdings eine besondere Empfindung, wenn wir sehen, wie die Menschen endlos für ihren Körper sorgen. Der Weise wie der Thor, der Kluge wie der Dummkopf, zeigen sich in der Kunst des Essens und des Trinkens zwar keineswegs gleichmäßig, allein das Verständniß derselben ist doch allen, wie durch eine Zaubermacht, aufgegangen. Auch der Phantasie- und Gemüthloseste zeigt sich beim Essen fast inbrünstig und andächtig, und ist er nur erst einmal über den Hunger weg, so offenbart er z. B. in der Art, wie er Chocolade oder Suppe genießt, wie er den Löffel beim Genuß derselben zu handhaben weiß, ein Talent, das, weil es zu den lauten Geheimnissen gehört, noch bei weitem nicht Anerkennung genug gefunden hat. Mit welcher innigen und zärtlichen Miene wird gewöhnlich ein leckerer und wohlzubereiteter Braten begrüßt! mit welcher ehrwürdigen Klugheit erforscht man, an welcher Stelle wol der reinste Wohlgeschmack sich bieten werde! und mit welchem besonnenen Aufgebot der Sinne und des Verstandes wird endlich der Genuß der wohlzerschnittenen Speise durchgeführt und vollendet! — Niemand wird ungeduldig, und

Niemand läßt sich die Freude nehmen, die gegebene Nothwendigkeit des Essens zur selbstgewollten Freiheit zu erheben! Mit Ironie zu speisen wagen wol nur Wenige, und wenn sie auch allenfalls zugeben, daß erst dann der Genuß vollständig sein werde, so scheint ihnen doch das Unternehmen zu weit aussehend, und für den Augenblick gefährlich, weshalb auch die meisten Menschen beim Essen einen gewissen edlen Ernst zeigen, gleichsam als wollten sie mit schönem Doppelsinn andeuten: „Spaß apart!" Mir sind auch schon Viele vorgekommen, die selbst den harmlosesten Scherz über das Essen für eine Art von Sünde gehalten haben, weshalb ich mich auch schon längst zu dem bessern Ernste (von dem ich hier eine Probe gegeben) gewandt habe. —

Diese Gedanken führen zu folgenden: Ueber die Undankbarkeit der Menschen ist von jeher, zuweilen auch wol von den Undankbaren selbst, geklagt worden, und es haben sogar einige aus Desperation behauptet, der Mensch verstehe sich nun einmal nicht recht auf die Dankbarkeit, und solle deshalb diese Tugend andern Creaturen überlassen. Goethe dagegen verlangt, daß man sich selbst diese Tugend anerziehen und angewöhnen solle wobei er aus seinem eigenen Leben ein zweckdienliches Beispiel giebt:

Sei dem aber auch wie ihm wolle; in Einem Puncte sind fast alle Menschen mehr oder weniger dankbar, ich meine für den Arzt des Leibes; wenn auch nicht immer in der baaren Bezahlung, doch im Herzen und der Erinnerung. Was dabei Löbliches ist, soll durchaus auch mit Lobe anerkannt werden; hier aber möge bloß von dem Factum die Rede sein, daß es in dieser Hinsicht Niemand besser habe als der Arzt. Sei er auch sonst, wie er wolle, kann er nur dem Patienten die alte selige Eßlust wieder verschaffen so begrüßt ihn am andern Tag ein Gesicht voll der zärtlichsten Dankbarkeit, man küßt wohl gar die Stirn, die ein so wundervolles Mittel ausgedacht, und streichelt die Hand, die den Puls zu fühlen und das Recipe zu schreiben verstand. Er hat dem Leibe geholfen; was will man mehr? Von der Seele soll man kein besonderes Aufheben machen. Das zeigt sich häufig genug in der Art, wie wir die Lehrer behandeln. Es mag ein guter Mann gewesen sein, der das Griechische und Lateinische in unsern Knabenkopf hineingebracht hat, ja, wir müssen ihm nachsagen, er hat sich nicht damit begnügt, sondern uns sogar mit Ideen bestürmt, die, weil sie wirklich sein Ernst waren, nicht übel hätten in uns zünden können, so

daß wir zum Leben und zur Liebe tauglich werden mochten. Recht wohl! Aber was ist es denn nun mehr? Der gute alte Conrector hat alle Quartal sein Schulgeld richtig empfangen, und ist mir recht, so wurde ihm auch etwas Weniges vom Osterkuchen übersandt, damit der gelehrte Pedant doch auch einmal erfahre, was gut schmeckt. Dabei aber muß es sein Bewenden haben, und es wäre ja eine verwünschte Prätension, wenn ich mich noch fernerhin mit weitläufigem Dankgefühl sollte in Unkosten setzen.

Aber nicht bloß die Lehrer, sondern auch alle Geistbringer, selbst auch die ergötzlichsten, stehn tief unter dem appetitbringenden Arzte. Selbst der vortrefflichste Gesellschafter, der den stehenden Societäts- und Conversationssumpf nicht bloß zu regen, sondern auch zu reinigen, und den anmuthigst spielenden Wellenschlag hervorzuzaubern vermag; — willkommen ist er gewiß, und man mag den Mann ganz wohl leiden; nur mit dem Hausdoctor soll er sich nicht messen wollen. Denn hat der nicht vorher seine Pflicht gethan, oder gar der Koch die Mittagssuppe versalzen, was hilft dann alles Abendconversationssalz? u. s. w.

Auch die äußerliche Bildung des Körpers wird

meistens der Bildung des Geistes weit vorgezogen, und schon ein altdeutscher Dichter, Christian Gryphius, behauptet, daß weit mehr geschätzt sei, wer den Fuß als wer den Kopf zurecht setze. Recht hat der Mann vielleicht, aber klagen hätte er nicht sollen; doch dürfen wir ihm verzeihen, weil er ein Schulrector war, dem vielleicht die Sache nahe genug lag. Indeß hätte er bedenken sollen, daß, wenn wir die Füße recht zu setzen verstehn, wir auch in der Metrik etwas Ersprießliches gewonnen haben.

Vielleicht ruft hier irgend ein ermüdeter Leser aus: „Ach, das sind alte Geschichten!" — Ich erwiedre, daß sie vielleicht noch weit älter sind als man glaubt, es scheint mir aber nicht viel darauf anzukommen, ob eine Wahrheit seit Adams Zeit oder seit vorgestern gäng und gebe sei. Sie giebt doch immer Stoff zum Nachdenken, nur bitte ich: nicht zum wehmüthigen, sondern zum erfrischenden und ermunternden, daß es, wo möglich, einmal — besser werde.

Nachschrift. Ein sehr bedenklicher Freund, der dieses Fragment im Manuscript las, meinte, es könne wol gar mißverstanden werden. Ich fiel dabei wie aus den Wolken, oder vielmehr in eine trübe Novemberwolke hinein, und konnte nur die

bestimmteste Versicherung geben, daß es mir nie in den Sinn kommen könne, auch nur mit einer halben Sylbe irgend einen Arzt zu kränken, und daß vollends in der Verehrung für einen ächten, erfahrenen und liebevollen Arzt Niemand in der Welt mehr Respect haben könne als ich. Jener Freund gab freilich zu, „das sei Alles klar genug, allein gerade *weil* es so sehr deutlich sei (setzte er dann mit mehr als Hamletischer trüber Bitterkeit hinzu), würden es einige Leser am liebsten mißverstehen.“— Wer wollte aber auf solche traurige Unkentöne hören?

38.

Ist Berlin eine einzige Stadt?

Ohne Zweifel ist sie es nicht bloß durch den Befehl Friedrichs des Ersten (vom Jahre 1709), sondern durch die Hauptidee, auf der sie ruht, der leuchtendste Punkt eines jugendlich blühenden und herrliche Früchte tragenden Staates zu sein. Berlin weiß, daß, wie schön und heiter auch seine äußere Gestaltung ist, es dennoch nicht wetteifern könne an Pracht und Reichthum mit London und Paris, es weiß aber auch nicht minder, daß ihm eine weit größere Aufgabe geworden: „die Hauptstadt des reinen Protestantismus" zu sein, ein Gedanke, der, wie mich dünkt, selbst den Leichtsinnigen auf eine bedeutende Weise anregen könnte. Wir wollen immerhin ein wenig lächeln, wenn wir sehen, daß unsere tüchtigen Väter selbst mit den Buchstaben des Namens Berolinum spielten und die sinnvollen

Worte: Orbi lumen herausbrachten, die denn auch — damit der Witz ja nicht umkomme — in dem Knopf eines Kirchthurms aufbewahrt wurden. Haben wir aber gelächelt, so werden wir auch nicht minder mit heiterm Ernst bedenken, daß jene durch Buchstabenwechsel herausgebrachten Worte allerdings das Ziel Berlins sind, und daß man wahrlich in frühern Zeiten nicht würde gewagt haben, bei der Weihe eines Kirchthurms einen bloßen Scherz zu treiben. Jahrhunderte hatte Berlin gestanden, zwar in unscheinbarer Gestalt, doch als Residenz mächtiger Kurfürsten; so gern man aber auch von jeher mit Worten und Namen spielte, und so leicht auch jenes Orbi lumen jedem Spieler in die Hand fallen mußte, so hatte doch Niemand gewagt, damit in vollem Ernste früher hervorzutreten, als unter der Regierung des großen Kurfürsten.

Wohl hat man ihn schon oft den Begründer des preußischen Staats genannt, doch scheint nicht immer bedacht worden zu sein, wie unendlich viel diese Worte bedeuten. Hier galt es nicht, einzelne Provinzen durch das Schwerdt und andere Machtgebote nothdürftig aneinander zu reihen; solche Scheinschöpfungen fallen bei dem ersten Sturm auseinander und selbst kein großer Karl vermag das Unver-

einbare zusammen zu halten; hier galt es, eine eben so einfache als große Idee zu erfassen, durch welche allein eine wahrhaft lebendige Vereinigung möglich wird. Diese Idee ist leicht auszusprechen: „Reiner, d. h. auf positiver göttlicher Offenbarung ruhender, aber alle äußere Gewalt und Menschensatzung abweisender Protestantismus, Wissenschaft und Kriegerehre.“ Solche Gedanken hält der philosophischste Denker fest, wie der einfachste Bauer, der feinste und gewandteste Staatsmann, wie der harmloseste und treuherzigste Handarbeiter, der sich mit gerechtem Stolz als den freien Bürger eines so begründeten Staates betrachtet: denn diese Gedanken kann die Schule nicht geben, wol aber mag sie jeder Mensch, der ein vollständiger Mensch ist — (und eine solche schöne Aufgabe wird doch wol Niemand von sich ablehnen wollen) — in sich selbst erzeugen und zu eigner unerschöpflicher Freude entwickeln. Daß aber Friedrich Wilhelm der Große diese Idee während seiner ganzen achtundvierzigjährigen Regierung in der That und Wahrheit aus sich selbst erzeugt und auf derselben den jungen Staat erbaut habe, ist keinem Zweifel unterworfen, und wahrlich von außen her kam ihm wenig Hülfe. Er mußte mit gewaltiger Anstrengung und Mühe

kämpfen und ringen sein Lebelang, und war nicht selten auf die Tugenden der Geduld und des Wartens verwiesen, eine Tugend, die dem Helden gewiß am schwersten wird, ihm aber auch ganz besonders wohl ansteht. Es war ihm nicht zu erlassen, damit jene große Idee nicht bloß blitzähnlich den Staat durchzucke, sondern wahres Leben und Dauerbarkeit gewinne. Wie sich das bewährt hat, darüber spricht die Geschichte deutlich genug; wo aber ein wahrer Staat ist, kann es auch an einer Hauptstadt nicht fehlen, und Berlin hat sich dieser Ehre stets würdig gezeigt.

Wo kommt denn aber die seltsame Ueberschrift dieses kleinen Aufsatzes her? Berlin ist von dem ersten geringen Anfange eines Fischerdorfes oder Fleckens oder Städtchens (wie man will) nach und nach, und zu Zeiten sehr langsam, zu der großen und herrlichen Hauptstadt geworden, als welche wir sie jetzt erblicken, und es ist Allen bekannt, daß sie eigentlich aus fünf, in sehr verschiedenen Perioden gebauten Städten besteht, die, wie bereits oben erwähnt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch eine fürstliche Verordnung unter dem Gesammtnamen „Berlin" vereinigt wurden. Diese Städte waren schon viel früher in jeder Hauptsache,

die den Staat selbst angeht, völlig einig; aber in mancher andern Beziehung und Richtung sehr verschieden; — und sollten sie es nicht noch sein? Es kann wie bloßer Scherz klingen, und doch ist es mehr als solcher, wenn ich die bescheidne Frage thue: Wehet nicht in der Gegend des Brandenburger und Potsdamer Thores eine andere geistige Luft als am Cotbuser und Schlesischen Thore? Und könnte nicht etwa gar ein Humorist fragen: Sagt man nicht häufig zu dem, was unweit des Leipziger und Belle-Alliance-Platzes bejaht wird, am Bernauer Thore ein entschiednes Nein? Ist nicht die lange Brücke ein auch in geistiger Hinsicht sehr bedeutender Abschnitt? Und kann es nicht Einem, der etwa ein Vierteljahr bloß unter den Linden gewandelt wäre, nur dort conversirt hätte, und plötzlich in die nicht minder lebendigen Gespräche der Königsstraße versetzt würde, vorkommen, als sei er mehrere Meilen gereis't? Ließe sich nicht sogar — den Schein der Pedanterie müßte man nicht achten — von einer Thesis, Antithesis und Synthesis des Berolinismus in Berlin reden? Und könnte man nicht wenigstens obenhin die Bezirke angeben, in denen die bestimmtesten Richtungen des berlinischen Geistes anzutreffen sind? — — Wer diesen

Gedanken ausführen wollte, müßte liebevollen Ernst mit heiterm Scherz vereinigen, und ja nicht vergessen, vorher die Geschichte Berlins tüchtig zu studiren. In jedem Falle würde ihn Berlin gern lesen, denn unmöglich könnte die liebe Stadt damit unzufrieden sein, daß man sie in so mannigfaltiger Hinsicht interessant findet.

Ich selbst will nur auf das herrliche Wahrzeichen der Stadt, auf die Statue des großen Kurfürsten hindeuten, der vom Rosse herab so kräftig kühn, und doch so liebevoll herabschaut, als wenn er sagen wollte: „Disputirt immerhin über tausend Einzelnheiten und streitet darüber so lebhaft als ihr wollt; das erhält frisch und munter; in der Hauptsache als gute Preußen seid ihr doch alle einig.“ — Damit aber der Fürst auch alle Gegenden der Stadt übersehn könne, erzählt die Sage, daß er häufig um Mitternacht sein Roß wende und zuweilen auch ausreite.

Ein geheimnißvoller Volksglaube läßt den großen Friedrich Barbarossa schon eine Reihe von Jahrhunderten nur schlummern und nicht todt sein; die bescheidnere Poesie stellt den großen Begründer des neuern Staats nur als wach um Mitternacht dar.

39.

Scherze der deutschen Sprache*).

A. Kuckuk.

Kein Thier spielt in der deutschen Sprache oder Sprechweise eine so merkwürdige, obwohl nicht selten ungünstige Rolle als der Kuckuk. Der bloße Name mit einem Ausrufungszeichen hinterher ist ein Fluch, und wenn der „Teufel" und der „Henker" die beiden schlimmsten Personen sind, die einen Menschen „holen" können, so folgt unmittelbar auf diese der Kuckuk, der bei seinen schwachen Kräften doch unmöglich so viele unangenehme Leute und Sachen wird fortbringen können als man ihm zumuthet. „Geh zum Kuckuk!" sagt man nur,

*) Vielleicht hätte ich schreiben dürfen: „Scherzende Ernsthaftigkeiten und ernsthafte Scherze der deutschen Sprache," doch wird ein so langer und seltsamer Titel wol am besten nur als Anmerkung vorgeschlagen.

wenn man mit einem Menſchen nichts mehr anzufangen weiß, und „des Kuckuks werden" ſcheint einen ſonderbar luſtig jämmerlichen Zuſtand anzudeuten, weil dieſe Rede häufig in der Form eines desperaten Optativs erſcheint: „ich möchte gleich des Kuckuks werden!" — — Die Ausdrücke: „Was Kuckuk!" „Ei der Kuckuk!" ſind vielleicht nicht ohne geheimnißvoll tiefe Nebenbegriffe, und „Kuckuk noch einmal!" (in Niederſachſen nicht ungewöhnlich) ſcheint mir der Superlativus aller Kuckuksreden zu ſein.

Bei ſolcher Ungunſt, die das arme Thierchen drückt, iſt jedoch auch ſchöner Troſt für daſſelbe vorhanden. Seit Jahrhunderten haben die deutſchen Liebenden ihn „in der ſchönſten Zeit des Jahres" als einen prophetiſchen Vogel angeſprochen, unſer deutſcher Geſangesmeiſter hat ihn mit in ſeinen Triumphwagen genommen und mit Recht von guten Sängern und Sängerinnen verlangt, daß ſie das coucou mit Grazie in infinitum ſingen ſollen. Wie wird der eitle Vogel ſich jemals ſo großer Ehre würdig machen? Zeigt er ſich etwa um deswillen ſo ſelten öffentlich? und will er nur durch Töne, nicht durch Geſtalt ſiegen? — Aber auch vor dieſer Apotheoſe iſt in Deutſchland ſeine große Wiſ-

senschaft nie in Zweifel gezogen worden, denn wenn die Menschen mit schöner sokratischer Ironie ihr Nichtwissen eingestehen, erklären sie doch mit Aufrichtigkeit und Entschiedenheit: „das weiß der Kuckuk!" — Wo er das Alles her hat, das weiß abermals wieder bloß der Kuckuk, denn wir armen Menschen müssen es uns mit unserm Wissen zuweilen recht sauer werden lassen.

B. Dahin Gestelltes.

In Deutschland hört man seit Jahrhunderten vielleicht keinen Ausdruck so häufig als den: „wir wollen es dahin gestellt sein lassen." Gutmüthig genug zeigt sich allerdings der Deutsche, der also redet, denn er will den andern nicht geniren, der es vermuthlich sehr gern sieht, wenn man die Sache bereits als hingestellt betrachtet. Aber auch bequem, ja träge beweis't sich, wer häufig jenen Ausdruck braucht, denn er will sich selber gleichfalls nicht mit der Frage bemühn, ob er auch eine Sache dahin gestellt sein lassen *darf*, da sie doch wol oft weder gestellt sein möchte, noch *recht* stehen kann.

Endlich liegt noch, wie mich dünkt, eine eigene angenehme Myſtik in dem Ausdruck: „dahin geſtellt.“ Wohin denn? Darauf giebt es keine Antwort, und doch kann es uns vielleicht ergötzen, einen wirklichen Raum zu denken, wo alles ſeit Jahrtauſenden Unausgemachte hingeſtellt worden iſt. — Welch eine luſtig-traurige, ernſthaft-närriſche, durch und durch wunderliche Polterkammer, viele tauſend Quadratmeilen groß, ſtellt ſich hier unſerer Phantaſie dar! — Wann werden wir hier einmal durchgreifende Muſterung halten können!

C. Sich haben.

„Faſſe Dich,“ ſagt der Deutſche bedeutungsvoll, gleichſam als könne die Sorge, Unruhe und Angſt den Menſchen nur im zerſtreueten, ungeſammelten Zuſtande treffen. „Raffe Dich zuſammen“ deutet ſchon auf nahe Gefahr, weshalb zur Raſchheit im Sich-Sammeln ermuntert wird. — „Sich haben“ iſt ein nicht minder kühner Ausdruck, und wir verſtehen ihn am beſten, wenn wir uns das „Sich-faſſen“ zurückrufen, denn wenn wir uns ganz haben, ſind wir gefaßt.

Wie aber dem tüchtigsten Ernst der lustigste Scherz am nächsten steht, so hat er auch mit dem „Sich haben" ein merkwürdiges Spiel getrieben, indem er dadurch den entgegengesetzten Begriff des „Außer-sich-seins" bezeichnet, besonders wenn dieses sich auf eine übertriebene heftige oder affectirte Weise darstellt. Redensarten wie „haben Sie sich doch nicht so!" „sie hatte sich erschrecklich" oder gar „das Gehabe" verfehlen im Munde der munter neckenden Menge ihre Wirkung nie, und machen sich vorzüglich curios, wenn man sie streng in das Französische übersetzt.

D. Ein gemachter Mann.

Ein treffliches Wort, um auszudrücken, dieser Mann sei nicht mit Freiheit entstanden, habe sich nicht mit Freiheit ausgebildet, sondern sei eben — nur gemacht worden.

E. Ueberſchwänglich.

Ein wahrhaft maleriſcher Ausdruck, um Ueberfülle, Ungeordentheit, Verworrenheit, Renomirerei und Oſtentation der Kraft zu bezeichnen. Das Gegentheil würde „Unterkriechlich" ſein, ein Wort, das ich ſchon früher als zweckmäßig vorſchlug, und ſeitdem auch habe zuweilen gebraucht gefunden. Wir haben leider der unterkriechlichen Menſchen, Schriftſteller, Gedanken u. ſ. w. ſo viele in der Welt, daß wir das Wort nicht verſchmähen dürfen. Die ſchöne Mitte zwiſchen beiden würde als „zur Anmuth zurückgekehrte Kraft" zu bezeichnen ſein.

F. Geſetzt.

War bei dem gemachten Manne die Ironie unſrer Sprache offenkundig, ſo tritt ſie gegen den „geſetzten" Mann leiſer auf. Es enthält der Ausdruck ohne Zweifel ein Lob, aber ein bedingtes, das doch ein wenig an den Beiſchmack von Philiſterhaftigkeit erinnert, der ſich bei der alſo gelobten Perſon findet. Ein geſetzter Mann deutet wenig-

stens nebenbei auf eine gewisse Passivität, denn er ist „gesetzt worden" (bekanntlich braucht man es auch von dem unfreiwilligsten „Sitzen" im Gefängniß). Ueberhaupt ist das Wort „sitzen" im gewöhnlichen Leben, ja selbst in der klassischen lutherischen Bibelsprache für die Ironie und die Satyre günstig, so wie für den Lakonismus einer Strafrede, z. B. „wo die Spötter sitzen." — Dagegen wird das Wort „stehen" fast immer im kraftreichen und edlen Sinne gebraucht, z. B. „er steht dafür ein", „er ist standhaft", „er steht seinen Mann." Wie unendlich lächerlich würde es klingen „er sitzt seinen Mann." — Ferner „sich stellen" zur ernsten Entscheidung u. s. w. Hierher gehört nicht minder das Wort „Schriftsteller", welches von deutscher Solidität und Uebersolidität zeugt. Es soll eine Schrift „gestellt" werden können, deshalb darf sie nicht zu — dünn sein, was sowohl für den Buchbinder als für den Bibliothekar unangenehm ist.

G. Sich gehen laſſen.

Anders iſt es mit dem „gehen", wo, wie bei aller Bewegung, viele Veränderungen in der Bedeutung erſcheinen können. Sehr bemerkenswerth iſt das: Sich gehen laſſen.

Als Frau von Stael die deutſche Sprache ſtudirte — wie weit es die geiſtreiche Frau darin gebracht hat, laſſe ich dahin geſtellt ſein — erregte, wie man ſagt, die obige Redensart ihre beſondere Aufmerkſamkeit, und ſie gefiel ihr im Ernſt und im Scherz ſo wohl, daß ſie dieſelbe mit genialem Uebermuth durch se laisser aller überſetzen, und auch in Frankreich einführen wollte. Ob dieſer Ausdruck in ihren neuern Schriften vorkomme, weiß ich nicht gewiß, doch bezweifle ich es, weil man ſonſt vermuthlich von einigen — Todesfällen herkömmlich ſprach-correcter franzöſiſcher Kritiker hätte hören müſſen, indem ſie einem ſolchen Schreck ſchwerlich würden gewachſen geweſen ſein. Die Gräfin von Genlis würde vielleicht ein ganzes Buch über den neuen Greuel geſchrieben haben, den ihre romantiſche Feindin angerichtet, und ſo mag es denn wol von Seiten der Frau von Stael bei einem bloß

mündlichen Halb=Ernst und Halb=Scherz geblieben sein.

Die Bedeutung jener Redensart ist übrigens leicht zu finden. Um sich gehn lassen zu können, muß man überhaupt gehn können, und wenn wir das völlig verstehn, brauchen wir auch nicht mehr sorgsam auf die Bewegung unsrer Füße zu *sehn*, was ja ein Tänzer ohnehin nie *darf*. Ist deshalb die Kraft gesichert, oder gar, wie oben gesagt, zur Anmuth geworden, so ist das sich gehn lassen *dürfen* der schönste Lohn früher edler Anstrengungen; und der reingebildete geniale Mensch ist nie liebenswürdiger als wenn er sich gehn läßt. Wie selten aber ist eine solche Erscheinung, und wie oft dagegen das Sich=Gehnlassen bei Leuten, die billig erst recht anfangen sollten gehn zu lernen! Was daraus folgt, ist gewöhnlich — (unsre Sprache schont nie, wenn sie nicht schonen *will*, und malt durch Klang auch das Widrige) — „Tölpelei" und „Rekelei." Wollen wir ein Beispiel, so bietet sich uns der unsterbliche Polonius im Hamlet. Nimmt sich dieser wunderliche und verwunderliche alte Herr tüchtig zusammen, so geht Alles leidlich — z. B.

in einigen Audienzen beim Könige *), wo er sich mit einer mäßigen Anzahl von Worten begnügt, — und wie er seinem Sohn die Reiseermahnungen giebt, mit denen er gewiß schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten geglänzt hat. Wie aber, wenn er sich einmal nicht zusammennimmt? wenn er auch einmal es sich bequem macht, und sich gehen lassen will? Wie bricht dann die unbeholfene Tölpelei hervor! besonders gegen die holde Ophelia, bei der er sich am wenigsten genirt, z. B. „ja Sprenkel für die Drossel! —" „Denkt nur, ihr seid ein dummes Ding!" u. s. w. — Dann hascht er auch nach Wortspielen, wie „Betragen", „ohne Ertrag" u. s. w., hat aber das Mißgeschick, daß das Wort mit ihm spielt. Als er vollends in der Freude über die vermeinte Entdeckung von Hamlets Wahnsinn, in der zweiten Audienz beim Könige sich gehn lassen will, geräth er in die ergötzlichsten Abgeschmacktheiten hinein, z. B. „Euer edler Sohn ist toll; 's ist wahr! 's ist schade, und schade, daß es wahr ist," wobei einem unwillkührlich das plattdeutsche Wort „sich verheddern" (ursprünglich vom

*) Doch bleibt er auch hier zuweilen in den Wortschlingen hängen.

Flachs gebraucht) einfällt. Für Leute, wie P., ist gerade der Zwang nothwendig, und sie sollen sich bei Leibe nicht gehn lassen.

H. Bei Leibe nicht.

Indem ich eben das Wort „bei Leibe nicht" niederschreibe, zeigt die deutsche Sprache schon wieder ihre Scherzhaftigkeit, und zwar so offen, daß ich nur darauf hinzudeuten brauche, indem sie nämlich häufig „bei Leibe nicht" sagt, wo sie im Ernste meint, „bei Seele nicht." Ohne Zweifel weiß sie recht gut, was sie mit dieser einfachsten aller Satyren will.

I. Behaupten.

Der Accent steht auf dem „Haupt", wie im Leben, so in unsrer Sprache; auch ist hoffentlich bekannt, daß, um etwas zu behaupten, ein „Haupt" das nothwendigste Requisit ist. Dasselbe gilt von

„beherzigen" und „sich zu Herzen nehmen," zu dessen Realisirung ein Herz unerlaßlich ist. —

K. Aussehn.

Wir fragen selten: „wie ist das Gesicht des Menschen?" sondern öfter und besser: „wie sieht er aus?" Das heißt: Welche Seele sieht aus dem ganzen äußern Wesen heraus? Um dies zu erkennen, bedarf es der Besonnenheit des Verstandes, des künstlerischen Talents und der Liebe. Ohne diese ist selbst der höchste Fleiß, die scheinbar reichste Erfahrung u. s. w. unnütz, und von hundert Physiognomikern möchten wol kaum zehn diesen Namen verdienen. Nur dem Geiste kann der Geist erscheinen, hier hilft keine Lorgnette.

L. Muth.

Endlich erlaube ich mir noch, zu wiederholen, worauf ich bereits in früheren Schriften hindeutete, daß kein Wort der deutschen Sprache so lieb zu sein

ſcheint, und ſo häufig zuſammengeſetzt auftritt, um gewiſſe bedeutende Seelenzuſtände und Eigenſchaften, ſo wie ihre Uebergänge und Verſchmelzungen zu bezeichnen, als das Kernwort „Muth.“ Allein, und in ſeiner derben Einſylbigkeit bedeutet es, dünkt mich, etwas mehr als der hüpfende Amphibrachys courage, und in der Zuſammenſetzung mit Groß=, Klein=, Lang=, Hoch= u. ſ. w. ſpielt es eine der wichtigſten Rollen in den Charakterzeichnungen. Hierher gehört auch „Wehmuth“ d. h. ein Muth, welchem weh geworden iſt, weshalb es auch nur in dieſem beſſern Sinn ſollte gebraucht werden, denn die Wehe=Empfindung der Weichlichkeit gehört hier gar nicht her.

M. Verzweifeln.

Nicht minder kraftvoll, ja furchtbar iſt das Wort Verzweifeln, welches mehr zu bedeuten ſcheint als desperare und despérer. Dies zeigt nur einen Mangel an Hoffnung, von dem es dahin geſtellt bleibt, wie lange er dauert, während jenes andeu=

tet, daß man durch Zweifeln zuletzt um allen innern Halt gekommen iſt. Auch wiſſen wir ſämmtlich, daß ſich der Teufel nur mit dem Zweifel reimt, weshalb es wohlgethan iſt, ihn nicht leicht an das Ende einer Zeile zu ſtellen, eine Warnung, die auch für alle Lebenszeilen gelten mag. Der franzöſiſche Diable iſt dagegen mit der reichſten Schleppe von Reimen verſehn, und vielleicht ſchon um deswillen luſtiger und weniger gefährlich als der deutſche Teufel, der dafür mehr Tiefſinn und Witz hat. Nicht bloß bei Goethe — der freilich den höchſten Preis in der Darſtellung deſſelben gewonnen hat — ſondern ſchon ſehr früh in alten deutſchen Dramen, die vergeſſen ſind, und nicht vergeſſen ſein ſollten *).

„Doch wo gerathe ich hin?" — Mit dieſem ſchönen Ausruf rathen alte Lehrbücher der Beredtſamkeit dem Schriftſteller und Redner, ſich ſelbſt zu

*) Die wenigſten derſelben, oder faſt gar keine ſind gedruckt, da die frühern deutſchen Theaterunternehmer mit ihren Stücken ſehr geheimnißvoll umgingen. Nur in den Händen der Puppenkomödienſpieler befinden ſich noch manche; doch freilich oft verändert und verwäſſert.

unterbrechen, wenn er sich vor dem Tadel schützen will, er sei ein wenig von der Landstraße, die sein Stoff ihn führen sollte, abgewichen, und so will ich recht gern in dieser Noth zu der obigen Exclamation meine Zuflucht nehmen.

40.

Ermahnung zur Billigkeit im Urtheil über Deutschland.

Unter den Requisiten des Dichters und Historikers ist die Heiterkeit ohne Zweifel eines der hauptsächlichsten. Nicht bloß ein trübes Auge sieht falsch, sondern auch ein scharfes, sobald die Seele, die durch dasselbe schaut, für den Moment nicht wohlgestimmt oder gar übellaunig ist. Dies Mißgeschick ist selbst einem unsrer größten Dichter zuweilen begegnet, z. B. neuerdings in der Vorrede zur Insel Felsenburg, in welcher die armen Deutschen sehr übel wegkommen. Sie sind verbauert schon seit der Hussiten-Periode. Zur Zeit und nach der Zeit des Reformationskrieges wurden unzählige widerliche Bücher geschrieben, und schon seit vielen Jahrhunderten, besonders aber seit dem dreißigjährigen Kriege, haben die Deutschen einen sehr verdorbenen

Geschmack am Ekelhaften und Gemeinen u. s. w. Alle diese Urtheile lassen sich nicht bloß hören, sondern auch vertheidigen, und es sollte mir nicht darauf ankommen, hundert und wieder hundert Belege dafür zu finden, oder vielmehr ich habe sie längst gefunden und in meinen literarhistorischen Schriften gar manches hierher Gehörige angeführt. Ganz unumwunden, denn der Himmel bewahre uns vor einem Patriotismus, der die Wahrheit, auch die für uns schmerzlichste, verhüllen wollte. Indessen steht es doch nicht ganz so schlimm, als es jene Vorrede gemacht hat, — und wie zahlreich auch die einzelnen Belege sein mögen, und wie schlimm sie lauten: allgemeine Folgerungen können nicht zugegeben werden. Wie gräßlich auch die Hussitenkriege wüthen mochten; daß ein solcher bei uns entstehen konnte, zeigt von einer bedeutenden Geistestiefe, die andern Nationen um jene Zeit fehlte; sie ward irre geleitet, und nun folgten freilich jene unseligen Kämpfe, bei denen ganz das schwere Wort gilt, daß, wenn die Kugel los ist aus dem Laufe, wir sie nicht mehr regieren können; die Erinnyen ergreifen und führen sie, um den Frevel zu rächen, tückisch den ärgsten Weg. Dasselbe gilt von den Reformationskriegen, so wie von

dem schlimmsten aller Kämpfe, dem dreißigjährigen (oder vielmehr fünf und dreißigjährigen), dessen entsetzliches Walten und noch entsetzlichere Folgen (das gänzliche Hinsinken aller heitern Bildung) vielleicht von keinem Geschichtschreiber so unumwunden ausgesprochen ist, als von mir in der Geschichte des großen Kurfürsten, so wie in den angeführten literarhistorischen Schriften. Ich erwähne dieses Umstandes und muß desselben erwähnen, um den bei der deutschen Vergeßlichkeit leicht möglichen Einwurf, als wolle ich nur aus Vaterlandsliebe nicht recht mit der Sprache heraus, auf immer abzuweisen.

Wie aber, wenn wir die Sache also betrachteten: Das Größeste und Herrlichste: der reine gotterfüllte Geist zeigte sich in keinem Lande der Erde so mächtig als gerade in Deutschland, und zwar in jenen angeführten Momenten; wenn aber das Göttliche von Menschen vertheidigt und von Menschen bekämpft wird, die dann irdische Waffen zur Hand nehmen, so mischen sich nach und nach wilde und gefährliche Leidenschaften ein, wie es sich von der menschlichen Natur erwarten läßt. Niemand aber übt die Tugend wie die — Sünde so gründlich als der Deutsche; und so mußte er auch die

letzte theuerer bezahlen, als irgend ein anderes Volk. Doch eben um seiner Gründlichkeit willen verlor er auch nach dem Westphälischen Frieden nur die größere politische Bedeutsamkeit und die heitere Bildung. — Sehr schwere Verluste; doch nicht unersetzlich; aber er verlor nicht die Wissenschaft und Religion, sondern vertiefte sich nur immer mehr in ihnen, und in Beziehung auf die Poesie ward er nach und nach, einseitig zwar, doch dafür im hohen Grade ausgezeichnet im Lyrischen und Epigrammatischen *).

Es giebt Schooßkinder des Glücks, und als solche wollen wir in Hinsicht des Glanzes ihrer früheren Literatur die Engländer und Franzosen betrachten. Wir Deutschen gehören nicht zu dieser Zahl, sondern gleichen eher jenen Kindern, die vom liebend ernsten Vater am strengsten behandelt werden, weil das Beste aus ihnen werden soll. Wenn wir sündigen, werden wir nicht bloß augenblicklich bestraft, sondern müssen die Folgen leiden bis in's dritte oder vierte Glied. Ist es aber billig, daß

*) Man vergesse nicht, daß Opitz und Flemming, Gryphius, Logau u. s. w. selbst während jenes Krieges Unsterbliches dichteten.

wir auch jetzt noch den einzelnen Jammer jener Folgen, nachdem wir Ursach und Wirkung überschauen können, so hart bezeichnen als jener Dichter sie mit nackten Worten bezeichnet hat? Können wir verlangen, daß die Deutschen auf den Trümmern ihrer verbrannten Häuser augenblicklich großartig beruhigende Tragödien, romantische Lustspiele und allseitige Bildung verkündende Romane schreiben sollten? — und mögen wir nicht allenfalls uns trösten, daß sie, wie gesagt, in der Lyrik und Epigrammatik die Ersten wurden? — ein Urtheil, dem Niemand widersprechen wird, der (wie z. B. unser trefflicher Forscher Tieck) deutsche Literaturgeschichte genau kennt und ihrer Lichtmomente sich erfreut. Endlich aber möchte ich auch fragen: Kann man wohl die größeste That seit den ersten christlichen Zeiten: „die Reformation" zu theuer bezahlen? und ist nicht diese in ihren Wirkungen wahrhaftig ewige That ein Glanzpunkt in unsrer Geschichte, gegen den aller andere Glanz fremder Nationen zurücktreten muß? Nur wer über die Bedeutung dieser unerschöpflich großen Begebenheit ganz einig ist, wird die Geschichte der Deutschen während der letzten Jahrhunderte gerecht und billig beurtheilen, ja er wird in ihr nicht bloß Trost

für die Vergangenheit, sondern die schönste und sicherste Hoffnung für die Zukunft erblicken. Bleiben wir aber auch bloß bei der Vergangenheit stehen, so dürfen wir zu behaupten wagen, daß das Herrlichste in der Literatur sich unmittelbar an die Reformation knüpft, und daß wir ohne dieselbe keinen Shakspeare, keinen Lessing und keinen Goethe in ihrer ganzen Herrlichkeit haben könnten. Lasset nur diesen letzten sonnenklar hervortretenden Gedanken recht einheimisch unter uns werden, und es wird gar manches zu harte Urtheil über Deutschland verschwinden, sollte es auch an Stoff zu anderweitigen gerechten Strafpredigten an Hunderte, Tausende und Hunderttausende von Deutschen nie fehlen.

41.

Der deutsche Roman *).

Manche unsrer neuern Romanendichter nähern sich durch ihre materielle Fülle und die sogenannten historischen Ausschweifungen nach allen Seiten hin, den frühern deutschen Romanen aus dem siebzehnten Jahrhundert und der ersten Hälfte des achtzehnten. Diese erscheinen oft wie große Polterkammern, oder, wenn das Glück gut ist, wie antiquirte Raritätencabinette, in denen man wol auf ein Stündchen verweilen mag, doch freilich nicht gern länger. Unsere Vorfahren hatten es in ihren Romanen besonders mit der Politik zu thun, die sie größtentheils aus Amelot de la Houssaie geschöpft, (obwohl er gegen Niemanden gröber war, als ge-

*) Geschrieben 1824.

gen die Deutschen); sie erzählten ferner gern von Indien, besonders von dem weniger bekannten jenseits des Ganges, von japanischen Sitten und Gebräuchen, und seit dem Entsatz von Wien (1683) erschien nicht leicht ein Roman (im gewöhnlichen Leben sagte man: „eine Romaine"), in dem nicht Christensklaven auftreten, deren trauriges Leben beschrieben wird. Da ferner das arme Vaterland sehr häufig an Pestkrankheiten litt (es verlor z. B. Wien und die Umgegend im Jahr 1679 innerhalb fünf Monate über 80,000 Menschen an dieser furchtbaren Krankheit), so nahmen die Romanschreiber häufig Gelegenheit, davon zu erzählen, und die Gutmüthigsten theilten sämmtliche Recepte dagegen mit, die sie irgend hatten auftreiben können.

Die neueren Romanschreiber sind freilich viel vornehmer geworden, aber jenen materiellen Reichthum, der in tieferer Hinsicht wahre Armuth ist, theilen manche mit ihren Vorgängern. Wenn nur das Materielle interessant scheint, z. B. der Bauernkrieg, der dreißigjährige u. s. w., oder wenn die Situationen so angethan sind, daß auch die stumpfsten Nerven davon angegriffen werden, so sind sie meistens schon zufrieden, vergessen aber dabei, daß jede mit Gründlichkeit erzählte Kriminalgeschichte,

die doch auf den Charakter eines poetiſchen Kunſtwerks keinen Anſpruch macht, bei weitem beſſer ſei, als ihr Roman.

Meines Erachtens iſt für den deutſchen Roman nur in der Tiefe der Charakteriſtik, in dem Witz der Situationen, ſei dieſer nun tragiſch oder komiſch, ſo wie in der einfachſten Handlung und in der genauen innigen Darſtellung der Liebe — das rechte Heil zu finden. Dies allein iſt wahrhaft deutſch, und wenn wir uns etwa auf Prunk und Pracht nicht ſonderlich verſtehen, ſo iſt das leicht zu verſchmerzen, ſo lange wir jenes haben und feſthalten. Wollt ihr ein Beiſpiel, ſo nenne ich Jean Pauls Siebenkäs. Was findet ihr hier? Einen Marktflecken und die Umgegend im Strahl des Frühherbſtes und im Regenſchauer des Novembers, einen ſchriftſtellernden Advocaten, der den Muth hat, in der Saarawüſte ſeines Lebens ein herrlicher Satyriker zu ſein, einen Silhouetten ſchneidenden, tiefſinnigen und muthwilligen Humoriſten, eine fegende und bohnende, marternde, ſchöne Frau, einen in jeder Wurzel und Ader pedantiſchen und doch in der Vollſtändigkeit ſeiner Geſinnung höchſt anziehenden Schulrath u. ſ. w. nebſt der Göttin Penia, welche durch ſämmtliche Theile hindurch

geht, und wie hart sie scheinen möge, doch auch durch ihre ernste Nähe viel Gutes und Schönes hervorruft. — Und das ist Alles; aber es war ein Dichter, ein ächter deutscher Dichter, welcher daraus ein Ganzes bildete, das noch lange leben wird, wenn schon längst fünf und neunzig Hundertel der deutschen Romane des neunzehnten Jahrhunderts ihren schnellern oder langsamern Weg zum finstern Hause der Vergessenheit durchwandelt haben werden.

42.

Was wollte Philipp II., und was erreichte er?

Man darf sagen, daß alle größere geistige Richtungen, die, falls die Macht gegeben ist, sich auch in großen Thaten nach außen hin äußern, wie wir sie seit den letzten drei Jahrhunderten gesehen haben, sich in ihren Anfangspunkten an die unerschöpflich bedeutungsvolle, von Deutschland ausgegangene Reformation knüpfen, es sei nun, daß man derselben anhing oder sie weiter zu führen versuchte, oder — daß man sie bekämpfen wollte. Diesen Satz zu entwickeln, bedürfte es ohne Zweifel eines ausführlichen Buches, das freilich ein recht nützliches werden könnte; hier begnüge ich mich indeß, nur darauf hinzudeuten, was wohl dabei herauskomme, wenn man sich ihr mit völliger Feindseligkeit gegenüber stellt, wobei

gewiß jedem Leser sogleich der spanische Philipp II. einfällt. Ein gewisses Maaß von Geist und Kenntnissen, Consequenz, Beharrlichkeit, äußerlicher Würde ist ihm zu nichts Gedeihlichem geworden, weil seinem Herzen die Liebe und seinem Geiste die Fähigkeit fehlte, die belebende Idee des Jahrhunderts klar aufzufassen und sich mit ihr zu befreunden. Da er sich aber herausnahm, die großartige Sphinx, deren beglückendes Räthsel er nicht lösen konnte, feindlich anzufallen, so wandte sie sich mit ganzer Macht gegen ihn, und zwar langsam, damit die Blicke Europa's auf dem blutigen Opfer verweilen konnten, das sie sich auswählte.

Wer war jemals unglücklicher als er? Betrachtet ihn, von welcher Seite ihr wollt. — Als Mensch? Er hatte sich längst gewöhnt, seine menschlichen Gefühle unter die Herrschaft der Satzung zu stellen, und wenn ihn ja einmal eine ächte Herzensempfindung überraschte, so konnte sie ihn nur betrüben. — Als Ehemann? Wer Liebe will, gebe sie; Philipp konnte das nicht, und ward auf diese Weise von steten Zweifeln zerrissen. — Als Vater? Wer einen schönen fruchtbaren Acker gänzlich verwahrlost, oder gar selbst mit Dornen und Disteln bepflanzt, der wundre sich nicht, wenn sie wuchernd

gedeihen. Dann tritt der Jammer in der grellſten Geſtalt ein, und Philipp trug zuletzt nichts weiter davon als „blutige Hände.“ — Als König? Alle ſeine Plane mißlangen, denn ſie waren gegen das Höchſte im Menſchen gerichtet. Die Schätze Amerika's dienten zu nichts, als ſeine Feinde zu bereichern. Seine Flotten, wie ſie das Meer noch nie geſehen, zertrümmerte eine höhere Hand, und der Fürſt, in deſſen Staaten die Sonne nie unterging, verarmte zuletzt mit ſeinen Unterthanen dergeſtalt, daß er ein Gegenſtand der ſchmerzlichſten Theilnahme hätte genannt werden können, — wenn er ſelbſt ſich nicht früher ein ſolches Gefühl ſtets unterſagt hätte. Dem Haſſe mochte er begegnen können; wie aber, wenn er ſich ſagen mußte, daß mitunter wol gar die eiſigſte Kälte an deſſen Stelle trat? Auch die eifrigſten Anhänger der frühern kirchlichen Lehre konnten *ihm nicht* beiſtimmen, da er zur Bekämpfung der neuern ein Inquiſitionsgericht aufſtellte, das jedem noch nicht gänzlich befangenen Blicke unendlich gefährlicher erſcheinen mußte, als irgend eine auch nur denkbare neue Lehre, wenn ſie ſich nur nicht unmittelbar in die Politik miſchte, was die deutſche Reformation be-

kanntlich stets vermied. Und sollte nicht er selbst, der so streng auf seine königliche Würde hielt, zuweilen gefühlt haben, wie sehr seine Souverainetät durch jenes Gericht verletzt wurde? Denn ähnliche frevelhafte Worte, wie sie Schiller seinem Großinquisitor in den Mund legt:

„Stünd' ich nicht heute so vor Ihnen —
Beim lebendigen Gott!
Sie wären morgen so vor mir gestanden."

mögen nicht selten sein Ohr berührt haben.

Die einzige Einwendung, die hier etwa gemacht werden könnte, wäre, daß ihm doch wenigstens die Erwerbung Portugals gelungen sei; aber welch ein trauriger Ersatz für den Abfall der Niederlande! und wie ungenügend die ganze Unternehmung! Doch auch dieser Umstand hätte noch einigermaßen verhüllt oder verschmerzt werden können, wäre nur irgend ein reeller Gewinn von dieser Erwerbung abzusehn gewesen, und hätte sich nur irgend Dauer des Besitzes hoffen lassen! Aber das innerlich und äußerlich, durch Charakter und Neigung entschieden Getrennte kann nicht wahrhaft vereinigt werden, und Philipp, dem es in den Stunden der kühleren Betrachtung, wenn die selbst-

süchtigen Leidenschaften ihn einmal verließen, an einem deutlichen Urtheile nicht fehlte, erkannte gewiß selbst sehr genau, daß, wenn er auch Portugal mit seinen Truppen besetzen ließ, es darum doch nicht eigentlich sein war.

Aber selbst im Tode zeigte sich noch das böse Schicksal seines Lebens, denn dieser Tod ist ein wahrhaft entsetzlicher zu nennen. Es schien, als mißgönne die Natur dem eisernen Fürsten die Ruhe im Eskurial, nach der er sich oft gesehnt hatte, und als solle er, der so vielen Jammer bereitet hatte, diese Qualen selbst jetzt auf dem Krankenlager empfinden. Man möchte sagen, sein Tod war ein langer, langsamer, schauerlich gedehnter Tod, und selbst die Diener, die noch vor dem sterbenden Machthaber zitterten, wagten es dennoch bald, ihn zu verlassen, weil sie den in jeder Hinsicht verletzenden Anblick nicht mehr zu ertragen vermochten. Nur die Liebe würde bei ihm und um ihn ausgehalten haben, weil sie Alles erträgt; wie wenig Liebe aber hatte er sich erworben, zu dem der Großinquisitor gräßlich belehrend sprechen darf, wie es in der deutschen Tragödie lautet: „Menschen sind für Sie nur Zahlen."

Ich setze kein Wort weiter hinzu, denn die Geschichte selbst, von der ich hier nur die leisesten Umrisse gegeben habe, spricht deutlich genug. Sie hat der scharfen Pfeile viele in ihrem Köcher, aber sie zeigt auch, wo der Balsam für die Wunden zu finden ist.

43.

Ueberſehenes, doch nicht zu Ueberſehendes.

In der Geſchichte Friedrichs I., Königs in Preußen, iſt bisher faſt immer die kluge und edle Weiſe unbeachtet geblieben, mit welcher er dem eiſernen Karl XII. zu begegnen wußte. Wie leicht war dieſer nach ſeinem faſt wunderähnlichen Siege bei Narva zu beleidigen; wie leicht aber auch durch etwanige Schüchternheit zum Uebermuth zu reizen! — Friedrich ſah deutlich ein, daß er, als Bundesgenoß des Kaiſers, beim ſpaniſchen Erbfolgekriege, keinen neuen Krieg über ſein Reich bringen dürfe, und daß die Schonung deſſelben jetzt ſeine heiligſte Pflicht ſei. Wie trefflich er den Schwedenkönig zu behandeln wußte, zeigt deutlich die kurze und bündige Neutralitätsacte, die er im Jahr 1704 mit ihm abſchloß. Sie war für beide Theile ehrenvoll,

denn Karl ehrte das preußische Volk, dessen edles Heer, oder doch der bei weitem größte Theil desselben fern von der Heimath in Italien und Deutschland gegen Ludwig XIV. focht. Wie bewährte sich hier die Klugheit des deutschen Fürsten, denn als bald darauf Karl mit seinen unüberwundenen und unüberwindlich scheinenden Schaaren ganz Sachsen überschwemmte und mit methodischer Strenge aussog, herrschte in Brandenburg und Pommern der tiefste Friede, und kein Schwede berührte die Gränzen dieser Länder.

Nicht minder bedeutend, ja fast noch bedeutender ist der Plan, den Friedrich nach der Schlacht bei Pultava und bei Karls höchstem Unglück zu dessen Gunsten faßte. Die Könige von Polen und Dänemark besuchten Friedrichen selbst (Jul. 1709), um ihn zur Verbindung mit ihnen gegen den beinah schon zerschmettert scheinenden Karl unter den vortheilhaftesten Bedingungen einzuladen. Vergeblich. — Friedrich bezog sich auf jene Acte und die Heiligkeit des gegebenen Wortes, an welchem jede Beredtsamkeit von der andren Seite scheiterte.

Noch mehr: Er hielt es jetzt für seine erste Pflicht, auf die beispiellos wachsende Macht Peters von Rußland aufmerksam zu machen, denn

gegen dieſe thue es Noth wachſam zu ſein. Es gelang ihm ſogar, den Stanislaus Lescinsky zur Thronentſagung für Auguſt von Sachſen zu bewegen, um dann, in Verbindung mit dieſem, für Karl einen dem geſammten Europa vortheilhaften Frieden von Petern zu erringen. Dieſer Plan aber ſcheiterte an Karls Starrheit, der Frieden und Freundſchaft mit Auguſt ſchlechthin ablehnte, von ſeinen Planen keinen einzigen aufgeben, und, weil er durchaus gar nichts an Petern verlieren wollte, zuletzt faſt Alles verlor. — Aber auch ſo Großes gewollt zu haben (bei ſehr begreiflicher perſönlicher Abneigung gegen den felſenartig abgeſchloſſenen Karl), macht dem Preußiſchen Könige wahre Ehre.

Iſt aber dieſe ganze Angelegenheit documentirt? Ich weiß es nicht, ja ich geſtehe, daß ich ſie nur bei Voltaire blos obenhin und halb und halb angedeutet gefunden habe. Dieſe Autorität iſt allerdings ſchwach, und der Leichtſinn, mit welchem er manche Partien der Geſchichte behandelt, iſt weltkundig. Erwägen wir aber auf der andern Seite, daß ihm bei der Abfaſſung ſeines Werks alle nöthige Archive offen ſtanden, und daß er jene Notiz, ſelbſt bei flüchtiger Anſicht weniger Schriften in franzöſiſcher Sprache — (alſo mit der größ-

ten Bequemlichkeit) — haben konnte, so gewinnt die Sache doch an Glaubwürdigkeit, so wie er denn auch gar kein Interesse hatte, den ersten Preußischen König besonders zu rühmen, der ohnehin in seiner Geschichte Karls nur sehr selten vorkommt.

Das tiefe Stillschweigen deutscher Historiker aus jener Zeit über die ganze Angelegenheit entscheidet nichts. An Darstellung eines historischen Charakters ist bei ihnen nicht zu denken, denn theils vermochten sie es nicht, theils wagten sie es nicht. Die arme Germania gleicht in solchen Schriften der Niobe (in dem verloren gegangenen Trauerspiele des Aeschylus), die vor Jammer nicht mehr reden konnte, weshalb der Chor es übernahm, für sie die Klagen auszusprechen und auszusingen. Für diesen Chor aber giebt die — Regensburger Reichsversammlung, die freilich genug sprach und schrieb, keinen hinlänglichen Ersatz.

In jedem Falle scheint mir die ganze Sache wichtig genug, um sie in Anregung zu bringen, und um nähere Belehrung, falls sie sich überhaupt geben läßt, zu bitten, die gewiß den meisten Lesern willkommen sein würde. Einem guten Preußen ist nichts unwichtig, was die Geschichte Preußens angeht.

44.

Das seltsame Amt.

Der Böhmische Graf, Franz Anton von Spork, gewann im Jahre 1695 zu Carlsbad in einem Spiel mit Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen, die Summe von vierzehnhundert Ducaten. Da er ohnehin sehr begütert war, so machte er sich ein Gewissen, diese beträchtliche Summe zu gewöhnlichen Zwecken zu verwenden, sondern ließ dafür auf einem seiner Güter, Malleschau im Czaßlauer Kreise, auf einem, die schönste und weiteste Aussicht bietenden, bis dahin aber ganz unbepflanzten Berge, seinem Lieblingsheiligen, Johannes dem Täufer, eine Kapelle bauen, und stellte dabei drei Eremiten an, über deren Amtspflichten nichts weiter zu vernehmen ist, als daß sie eben eremitisch leben, und wo möglich — denn es ward nur gewünscht — in weißen Kleidern einher gehen sollten;

doch fügte man späterhin die billige Hoffnung hinzu, daß sie für den Grafen beten würden. Für diese Geschäfte empfingen sie jährlich an Besoldung 300 Rthlr., nicht aber an Geld, das sie vermuthlich zu berühren nicht würdigen sollten, sondern an Victualien, die jedoch der Graf mit großer Liberalität für sie berechnete, und wenn wir auch leider in dem Lebensmittelverzeichniß den Wein vermissen, so beruhigt uns doch die beträchtliche Quantität Bier, daß es den werthen Einsiedlern in ihren mühevollen Geschäften nicht an gehöriger Leibesstärkung gebrach. Der Graf betrieb den Bau der Kapelle und des Eremitoriums mit solchem Eifer, daß er bereits im Jahr 1697 die Einweihung mit fürstlicher Pracht vollziehen konnte. Er ließ dabei über zwanzigtausend Menschen, welche aus der Umgegend herbei geströmt waren, speisen und mit Medaillen und frommen Büchern beschenken. Bei einem solchen Gedränge konnte es freilich nicht ganz ohne Verletzung abgehen, und wirklich fielen auch dabei dreißig Personen in Ohnmacht, worüber jedoch der erste Erzähler dieser Historie, der pseudonyme „Gottwalt Cäsar von Stillenau, der Wahrheit-liebenden Gesellschaft Mitglied," nur behaglich lächelt, indem er versichert, jene Personen

allesammt seien „durch die Kraft des Weins bald wieder erquicket und ohne allen Nachtheil der Gesundheit zurecht gebracht worden.“ — Ob sich die drei bereits angestellten Eremiten bei diesem Feste, das ihre Einsamkeit unterbrach, mit dem gehörigen Menagement benommen haben, wird nicht erzählt; doch hoffen wir das Beste.

Auch in den nächstfolgenden Jahren wurde dieser Festtag (der 24. Jun.) mit gleicher Pracht gefeiert; am glänzendsten aber 1700. Der Graf war in diesem Jubeljahr selbst nach Rom gereist, und hatte dort vierundzwanzigtausend Rosenkränze nebst einer noch größern Anzahl von Medaillen, welche sämmtlich der Papst geweiht hatte, für schwere Kosten aufgekauft, und vertheilte sie jetzt an seine Unterthanen, die jedoch auch außer jenen geistlichen Geschenken mit leiblicher — Nahrung reichlich bedacht wurden. So ging denn Alles glücklich, doch nur bis in dieses vierte Jahr. Der Graf sah sich veranlaßt, Malleschau zu verkaufen; wie groß aber sein Eifer für die Erhaltung jener Anstalt war, zeigt sich deutlich, indem er nicht nur dem Käufer die Erhaltung derselben zur heiligen Pflicht machte, sondern auch deshalb 20,000 Thaler an der Kaufsumme großmüthig erließ. Allein trotz aller dieser

Sorgfalt war es ihm nicht möglich, den Käufer zu ähnlichem Eifer zu entzünden. Das Fest unterblieb gänzlich; die Lieferungen an die armen Eremiten wurden immer spärlicher, so daß diese zuletzt einen wahren Abscheu vor ihrem so schöne Aussicht bietenden Berge, so wie vor der sonst recht angenehmen Einsamkeit bekamen, und sich endlich mißmüthig auf und davon machten. Der Graf betrübte sich darüber von ganzem Herzen, und obwohl schon sonst in die lästigsten Prozesse verwickelt, fing er über diesen Gegenstand einen neuen an, der aber, sich mehrere Jahre hinschleppend, ihm nichts brachte als Kummer und Herzeleid. Ja, er erlebte sogar im Jahr 1710 den großen Verdruß, daß, als das Gut abermals verkauft ward, seiner Stiftung auch nicht mit einem Worte in dem neuen Contract gedacht wurde. Jetzt ging der Prozeß mit vermehrter Hitze fort; doch ohne glückliche Aussicht, bis sich endlich 1717 zwei Priester von dem sogenannten „kalten Berge" bei Wien, in Prag einfanden, um ihren Orden auch in Böhmen einzuführen. Konnte irgend jemand die verwickelte Sache schlichten, so waren es diese klugen Väter, und um die Käufer des Gutes zu strafen, schenkte der Graf diesen Geistlichen alle seine Rechte an die gesammte

Fundation, worauf jene nach Wien zurückgingen, um mit ihren Oberen sich zu berathen. — Was weiter sich ereignet, kann ich leider nicht sagen, denn als im Jahr 1720 das „Leben des Grafen" (in dessen eigener Buchdruckerei) erschien, war der Ausgang noch nicht entschieden, und es wäre wohl der Mühe werth, wenn ein Näherunterrichteter die Sache zum Schluß brächte.

Vielleicht erwarten einige Leser, daß ich nun nach Aesopischer Weise hinzusetzen werde: „Diese Erzählung lehrt" u. s. w. Mir scheint es jedoch unnöthig, da dieses U. s. w. sich jeder selbst gar leicht gehörig wird ausfüllen können.

45.

Leiden und Leben.

Wir dürfen mit Recht von den Dichtern verlangen, daß ihre aufgestellten menschlichen Charaktere leiden und leben, und daß wir dieses Leiden und Leben auch zu sehen bekommen. Dagegen haben manche der erhabensten und in ihrer Sphäre vortrefflichsten Dichter nicht selten gefehlt. Niemand weiß genau zu sagen, wie z. B. Posa aussieht, denn er hat keine lebendige, vollständige Physiognomie, sondern ist nur der Träger eines edlen Urtheils und tief philosophischen Begriffs. Bei Shakspeare ist das Leben der Seele und des Leibes in den aufgestellten Personen immer ein dynamisch vereintes, und ob wir sie gleich, wie natürlich, immer nur in bestimmten Situationen erblicken, so können wir sie uns doch in allen Lagen des Lebens denken. Ich mag mir recht wohl vorstellen, wie Hamlet in

einem philosophischen Collegium in Wittenberg sich einen guten Platz besorgen läßt, denn als ein bekanntlich etwas fetter Jüngling will er nicht stehen, welches auch der Professor aus Respect vor dem Dänischen Prinzen nimmermehr würde zugegeben haben. Ich kann mir ferner vorstellen, daß er des Morgens früh unfreundlich erwacht, ungern Fechtübungen anstellt (obwohl er zuletzt etwas darin leistet), wie er sehr wenige, aber leckere Schüsseln genießt und sie mit Metaphysik würzt u. s. w.; aber ich kann mir nicht denken, daß dieser Posa, der bloße Aushauch einer edlen, tief denkenden Seele, jemals Speise zu sich nimmt. — Setzt ihm die köstlichsten Fasanen und den ehrbarsten Rinderbraten vor, er wird ihn verschmähen und verschmähen müssen, denn der bloße Begriffsrepräsentant hat weder Hände noch Magen, und kann weder essen noch trinken.

Haben wir uns nun mit diesem kleinen leichten Wort an die edlen Geister gewandt, die, weil sie über den Geist den Körper fast ganz vergessen, sich nach und nach wol gar mit der ganzen sinnlichen Natur überwerfen können, so möchten wir jetzt weder kleine noch große Worte, sondern lieber Flammen nehmen, um die Pseudo-Poeten zu strafen,

in deren Werken über dem Leiden das Leben verloren gegangen ist. Wir haben jetzt eine Unzahl von Dramen- und Novellendichtern, in deren Werken nicht nur der Geist fast ganz fehlt, sondern auch ausdrücklich als eine unpoetische Einseitigkeit bekämpft wird. Hier erscheinen dann wahrhaft triumphirend die Anti-Hamlets und die Anti-Posa's, die nichts mit Andacht und Inbrunst treiben als — das Essen, bei welchem Geschäft sie auch gewöhnlich von den Dichtern abgezeichnet werden. Diese machen es sich so ungebührlich bequem, daß sie nicht einmal geistige Caricaturen zu geben vermögen, sondern am liebsten nur körperliche Zerrbilder, bei denen sie lediglich mit einem ungeheuern Federwisch in den seit Jahrhunderten offenstehenden Romanenfarbentopf tauchen dürfen, und das Gemälde malt sich dann von selbst.

Unglücklicherweise aber müssen nach altem Herkommen die jungen Helden und Heldinnen des Romans schön und geistreich sein, und das ist schon schwerer zu malen. Da man jedoch durchaus nichts Schweres haben will, so hat man auf Hülfe gedacht, und dieselbe ohne alle Mühe gefunden. Die Mädchen gleichen den Engeln, und es fehlen ihnen nur die Flügel; doch trinken sie zum Glück auch

Champagner, und zeigen dabei eine Reihe köſtlicher Perlenzähne. Die Zeichnung ihrer Schönheit iſt ſomit vollendet. Sie ſagen „Väterchen“ und „Onkelchen“, folglich ſind ſie naiv, ſchenken einem Bauerkinde ſechs oder ſechszehn Groſchen, folglich ſind ſie edel, ſagen einem kühlgeſinnten oder gar froſtigen Geheimenrath Unarten, folglich haben ſie Geiſt. — In der Zeichnung der Jünglinge geht es nicht minder bequem zu. Jugend und Heldenmuth wohnt auf ihren Geſichtern, aber auch ein leiſer Anhauch von Wehmuth, ſie ſind alſo ſchön und intereſſant. Sie verſtehen italieniſch, engliſch und — denn das koſtet den Poeten nichts — ſo viel Sprachen als man irgend verlangt, folglich ſind ſie gebildet. Der Poet, der dergleichen Charakteriſtiken im Halbſchlummer machen kann, iſt natürlich noch viel gebildeter, und freut ſich deſſen mit ſtolzer Beſcheidenheit, und derjenige Theil des Publikums, von dem geſchrieben ſteht: „iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt“, flicht ihnen gern Lorbeerkränze.

46.

Gesundheit und Krankheit — Leben und Tod.

Der wahre ästhetische Kritiker ist zuvörderst selbst Dichter, sodann in gewisser Hinsicht auch Arzt, der sich deshalb auf die philosophische Semiotik und Pathologie wohl verstehen muß. Die erste Frage an ein Buch ist immer, ob es überhaupt lebe oder todt sei. Mit dem Ausspruche: „es ist todt" soll man sich ja die gehörige Zeit nehmen, denn es giebt nichts Unbilligeres, als über einen bloßen Scheintod einen — öffentlichen Todtenschein auszustellen. Auf der andern Seite aber lasse man sich auch durch kein Scheinleben verführen, an ein wahres Leben der Leiche zu glauben, sollte diese auch

geſchmückt und geſchminkt daliegen oder als pomphafte Mumie erſcheinen.

Das Leben eines Buches iſt jedoch bekanntlich, wie das Leben eines Menſchen, von gar verſchiedener Art. Man iſt geſund, oder krank; aber es gibt keine objective, ſondern nur eine individuelle Geſundheit, und auch der geſundeſte Nireus wird nie ein geſunder Achill, viel weniger noch ein geſunder Therſites ein geſunder Diomedes werden. Daſſelbe gilt von der Krankheit, die ſich z. B. ſehr wohl mit intereſſanter tiefer Myſtik (wie zuweilen bei Novalis), mit Witz und Härte (wie bei Swift), mit ſittlicher Grazie (wie bei dem — oft genannten und ſelten gekannten Gellert), aber auch oft genug mit weichlicher Klagluſt oder menſchenfeindlicher Starrheit u. ſ. w. vereinigen kann. — Es giebt auch Krankheiten vor Ueberkraft, ſo wie vor Ueberſchwäche, ja ſogar Unpäßlichkeiten, die (wie nun einmal die Zeit angethan iſt) faſt Jeder überſtehen muß, oder auch ſeltnere und vornehmere, z. B. ein metaphyſiſches und ein hyperpoetiſches Blatterngift, das bei manchen ſehr tüchtigen Naturen einmal zum Durchbruch zu kommen pflegt u. ſ. w.

Man ſieht: es würde nicht ſchwer ſein, ein

Büchelchen zu schreiben über die verschiedenen Arten der Gesundheit und Krankheit der Autoren und der Bücher; doch bleibe das dem günstigen Leser selbst überlassen, falls er es zu schreiben Lust hat.

47.

Erstarrung in Lieblingsworten.

Unter den gefährlichen Eigenheiten mancher sonst wohlgesinnten und wohlausgestatteten Schriftsteller ist eine der gefährlichsten: das Festhalten gewisser Lieblingsausdrücke, an deren Klang sie sich zuletzt so gewöhnen, daß sie schlechthin nicht ohne dieselben fertig werden können, wie etwa ein Nervenschwacher nur ungern ohne Balsambüchschen ausgeht. — Wir lachen mit Recht über Sancho Pansa, der nicht ohne das Geleit und Geläut von Sprichwörtern aller Art, die sich zuweilen überstürzen und gegen sein Wissen und Willen unter einander bekämpfen, auskommen kann; aber wie viel Ergötzliches läßt sich dabei denken! und wie viel Ergötzliches denkt der vortreffliche „Statthalter in Hoffnung" selbst dabei! Wir dagegen haben Redner genug, die, wie gesagt, nicht bloß in einzelnen Re-

deformen und Sätzen erstarrt sind, sondern sogar in einzelnen Lieblingswörtern, z. B. „gemüthlich," „anmuthig" u. s. w., die durch ewige Wiederholungen zuletzt um allen Gehalt kommen müssen, selbst zum Nachtheil derer, die jene Lieblingswörter zu rechter Zeit und an rechter Stelle gebrauchen. — Wollt ihr mehr Belege? Ihr findet sie so häufig, daß ich euch wahrlich nicht suchen zu helfen brauche.

48.

Vergessen und Vergessenwerden.

Wenn alle Mittel, Bescheidenheit und Demuth zu erwecken, fehlschlagen, so wird doch Eines noch helfen. Der Gedanke nämlich: wie viel Tage, Wochen oder Monate sollten wol nöthig sein, um den zu hoffenden Schmerz über deinen einstmaligen Verlust zu lindern und endlich nebst deinem Andenken ganz zu verwischen? — Prinz Hamlet erklärt Anfangs zwei Monate für einen zu kleinen Zeitraum, weil man in demselben kaum die Schuhe verbraucht habe, in denen man der Leiche folge, indessen zeigt er auch hier, daß er sich mehr auf die Wittenberger Metaphysik als auf das praktische Leben verstehe, indem er sonst würde gewußt haben, daß dergleichen Schmerz und dergleichen Schuhe meistens schon in der nächsten Woche nicht mehr gebraucht zu werden pflegen. Späterhin drückt er sich noch

bei weitem bitterer aus, vergißt aber dabei, daß es ziemlich einerlei ist, wenn man einmal ganz vergessen werden soll, ob dieses in zwei Stunden, Monaten, oder Jahren geschieht.

Indessen ist die Bescheidenheit, die aus diesem trüben isolirten Gedanken hervorgehen könnte, gewiß nicht die rechte, eben so wenig die Gottesfurcht eine ächte genannt werden könnte, die sich nur in der Furcht vor den Höllenstrafen zeigte. Das Beste ist immer: sich zu erinnern, daß Ewigkeit nur in göttlicher Liebe wohnen könne, und daß, was wir einmal im tiefsten Herzen liebend getragen haben, nie aus demselben heraus könne, auch wenn es irdisch nicht mehr schlägt, und daß dies bei Andern in Beziehung auf uns derselbe Fall sein werde. Liebe Du nur, so wirst Du geliebt, und zwar ewig, denn in der Liebe ist nur ein „Ist", und das „war" und „wird sein" sind in dem „Ist."

Selbst in Hinsicht unsrer Schriften dürfen wir Gutes und Gerechtes hoffen. Untergehen wird, was nicht aus Liebe hervorgegangen ist; was aber aus ihr geboren ist, muß dauernd sein wie sie.

49.

Gefährliches.

Vor gewissen Dingen kann mir ordentlich bange werden, z. B. wenn jemand, der dreißig Jahre lang weder recht zum Leben noch recht zur Kunst gekommen ist, ausruft: „Wartet nur noch ein paar Jahre, dann soll Alles recht angehn!“ O Guter, wenn Du Dich nicht augenblicklich entschließen kannst, als Mensch und Künstler mit Freiheit zu wirken; möge auch das Leben in diesem Augenblicke gestaltet sein wie es wolle, so wird keine Zeit darin eine Aenderung hervor bringen. Jene Jahre werden vorübergehen, und, weil Du sie nicht rein durchlebt hast, so wirst Du Dich an ihrem Schlusse um Vieles älter befinden, und keineswegs mit jener Kraft versehen sein, auf die Du jetzt hoffest.

Wir sollen nicht sagen: „Morgen will ich leben,“ denn nichts ist unser als die Gegenwart. Das

wußten bekanntlich schon die Alten und haben es oft sehr geistreich ausgesprochen. Daß uns aber die Zeit sein solle wie Ewigkeit, und die Ewigkeit wie Zeit, das wissen wir nur durch göttliche Offenbarung.

Ferner kann mir recht bange werden, wenn Einer zu milde ist, d. h. wenn er gern tugendhafter sein möchte als — tugendhaft, und dadurch die höchste Anmuth des Menschen, die Milde, zur Caricatur macht. Er kann es dabei sehr gut meinen (und ich nehme an, daß er es so meine); aber es gedeiht nicht, und der Uebergang von Uebermilde zur Härte ist dann sehr nahe. Mit lydischen Flöten- und welschen Guitarrentönen kommen wir nicht immer durch die Welt; es sind mitunter auch Hörnertöne und Trompetenstöße nöthig.

50.

Geistige Lebensluft.

Der Grundirrthum der meisten Menschen in Beziehung auf die Religion besteht darin, daß sie dieselbe zwar als etwas höchst Vortreffliches und Nothwendiges, doch Einzelnes betrachten. Sie vergessen ganz oder wissen überhaupt nicht, daß die Religion das den ganzen Menschen in allen seinen Wurzeln und Adern durchdringende Prinzip und die eigentliche Lebensluft sein muß, in der er allein athmen soll. Sie gehen in die Kirche und sind daselbst wirklich andächtig, und wenn sie zurückgehen, hören sie gern, wenn man anerkennt, daß sie vermuthlich andächtig gewesen sind. Sie verlangen zwar nicht eigentlich Lob dafür, aber sie wollen doch gleichsam die Sache zu Buche bringen, daß sie — verzeihet das trübe aber ganz passende Wort — eine Privatstunde in den göttlichen Dingen

mit guter Aufmerksamkeit genommen haben. Wirklich leuchtet auch der Erfolg noch über den ganzen Sonntag Vormittag und vorzüglich über das bessere .... Sonntagsessen hinüber, bei dem es gewöhnlich ohne allen Zank und Hader still und angenehm zugeht. Nachmittags verliert sich diese Stimmung, und Abends im Theater oder in der ästhetischen Theegesellschaft, wo ein neuer Almanach gelesen wird, weiß man kaum mehr, wovon am Morgen die Rede war, so wie man auch Montag früh sich nicht mehr erinnert, was am vorigen Abend gespielt oder gelesen ward. Keinem fällt ein, wie glücklich er sein würde, wenn er jene Stimmung der Sonntagsfrühe sich bewahren könnte, und wie sein Genuß an Theater, Spatzierengehen, Lektüre u. s. w. sich erst recht erhöhen würde.

Ohne Zweifel stehen viele Menschen höher als die oben bezeichneten, aber auch unter diesen finden sich manche, bei denen doch immer jener Vergleich mit der „Privatstunde" seine Richtigkeit hat, nur daß sie dieselbe mit etwas mehr Geist und Anstrengung nehmen. Indeß ist auch damit nur wenig gewonnen. Hören wir auch mit noch so großem Eifer bei einem trefflichen Lehrer ein Privatissimum über die schönste Sprache, die griechische, dennoch

wird dieselbe nie unser völliges Eigenthum werden, weil wir nicht in ihr denken, reden, lieben und beten. — — Und was will ich denn nun mit diesem Fragment? Nichts als den einfachsten Satz aufstellen, daß die Religion für den geistigen Menschen gerade so unentbehrlich sei, als das Athemholen für das physische Leben. Ohne Licht und Luft können wir nicht existiren; ohne Religion können wir freilich noch fortathmen, aber das eigentliche Leben ist ohne jene wahre Lebensluft nicht möglich.

51.

Deutsche Sprichwörter.

Zu den Werken, die vorhanden sein sollten und nicht sind, wäre besonders ein großes pragmatisch-historisches über europäische und besonders deutsche Sprichwörter höchst wünschenswerth. Man braucht dergleichen nur auszusprechen, um jeden Leser auf seiner Seite zu haben. Was Agricola im sechszehnten, und Zinkgraf im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts für diesen Zweck gethan, ist jedem Literaturfreunde bekannt; was aber ist für diesen Zweck geschehen seit etwa zweihundert Jahren? Manches Einzelne, aber ein umfassendes, ausführliches Werk, sollte es sich auch nur auf Deutschland beschränken, fehlt, so viel ich weiß, gänzlich. — Sind wir etwa zu vornehm geworden, um des Volkes Weisheit und Unweisheit eine genauere Aufmerksamkeit zu widmen? Davor bewahre uns der

Himmel. Oder sind wir etwa in das dürre Stoppelfeld unserer gewöhnlichen Bücherredensarten so verliebt, daß wir von dem mannigfaltigen und oft wunderlich blühenden Sprachwald der deutschen Nation nichts mehr wissen wollen? Ich hoffe nicht, daß es so übel steht, sondern glaube, daß es nur die großen Schwierigkeiten sind, welche bis dahin abgehalten haben; doch sollten eben diese Schwierigkeiten die Lust vermehren.

52.

Ein altgriechisches Sprichwort betreffend.

Treffliche Con- und Subrectoren pflegen wol allzulebhafte und redselige Quartaner beschämend zu fragen: „Warum gab die Natur dem Menschen zwei Ohren und nur Einen Mund?“ worauf der arme Junge mit niedergeschlagenen Augen, sich selbst den Stab brechend, antwortet: „Um uns zu erinnern, daß wir mehr hören als reden sollen.“ Der Lehrer erzählt dann zum Ueberfluß, daß dieser Gedanke, der fast zur sprichwörtlichen Redensart geworden, etwa 2000 Jahre alt sei, und lächelt dabei siegend. Schreiber dieses hat einmal als unbefangener Knabe von etwa zehn Jahren einen sonst geliebten Lehrer in Mißmuth und Verlegenheit gesetzt durch die Gegenbemerkung: „Wenn nun aber alle Menschen jenem Befehle der Natur folgen;

wie kriegt man denn so viel zu hören?" — Guter alter Magister, es thut mir herzlich leid, daß ich dich damals, wenn auch nur auf einen Augenblick, genirte; aber ich gestehe, daß ich auch noch heut zu Tage meinen kindlichen Einwurf nicht ganz Unrecht finde.

53.

Die Krankheit.

(In historischer Beziehung.)

In der Geschichte der alten und neuern Welt, wie sie sich in den Biographien der einzelnen Helden, Gelehrten, Dichter u. s. w. offenbart, erscheint immer nur Leben, Gesinnung, Wort, That und Tod; selten oder nie Krankheit. — Bleiben wir nur in den letzten Jahrhunderten in Beziehung auf Deutschland stehen, und fragen: „Was hatte die Krankheit mit Luther und Buggenhagen, mit Jonas und Mathesius, mit Opitz und Flemming, Gryphius und Logau zu schaffen? Wenig oder gar nichts. Man wurde nur einmal krank, und starb dann. Der gefeiertste Dichter Deutschlands, Opitz, ein wohlbegüterter und von Fürsten und Freunden wohlbehüteter Mann, wurde, wie bekannt, in Danzig bloß durch den schrecklichen Anblick eines pest-

kranken Bettlers fieberhaft ergriffen, und sogleich bereitete er sich zum Tode. Es fiel ihm gar nicht ein, zu einem Arzte zu schicken, obwohl eine Stadt wie Danzig gewiß tüchtige Aerzte hatte. Nur ein Geistlicher ward gerufen, mit dem er sich über den Zustand seiner Seele berieth. Noch wunderbarer steht es mit Flemming, der in der ganzen Jugendkraft seines herrlichen Lebens von einem ihm bisher unbekannten körperlichen Leiden befallen wurde. Auch er war weit entfernt, an die Möglichkeit einer Genesung durch ärztliche Hülfe — und noch dazu in dem großen reichen Hamburg — zu glauben, sondern mit seltner Sicherheit und Fröhlichkeit wandte er nur seine letzte Kraft an, sich selbst in einem ewigen Sonett den nie verwelkenden Lorbeer vorauszusagen. — Sich selbst! d. h. der höchsten Macht, die ihn so reich ausgerüstet hatte! — Wie anders in den neuesten Zeiten! Gellert hatte nach zurückgelegter Knabenzeit auch nicht einen gesunden Tag, Herder erhielt sich in den letzten Jahren nur schmerzlich im Leben, das für ihn allen Genuß verloren hatte, und Schiller rang anderthalb Decennien seines kurzen Lebens nur mit höchster Mühe und Sorgfalt dem Tode ab.

54.

Das Zuhören und das Gespräch.

Bei dem ruhigen Charakter der Deutschen sollte man erwarten, daß das wichtige Talent zuzuhören bei ihnen werde häufig sein; es ist aber leider nicht der Fall, indem sie meistens, noch während der Andere spricht, schon daran denken, was sie antworten wollen. Wie ist aber eine gute Antwort möglich, wenn man nicht recht zugehört hat? Ist auch hier die monologische Natur der meisten deutschen Denker — denn bei Nichtdenkern versteht es sich von selbst, daß sie weder hören noch reden können — die traurige Veranlassung, daß wir so selten ein Gespräch vernehmen? Gehen wir aber noch tiefer, so finden wir den häufigen Mangel an Menschenliebe als die Urquelle auch dieses Uebels, denn recht hört man nur die an, die man liebt,

oder, mit fieberhafter Anstrengung, die man haßt. Bei den Franzosen finden sich manche erträgliche Surrogate der Menschenliebe: Höflichkeit, Artigkeit, Lebenslust und Neugier, die bei uns (mit Ausnahme der Neugier) seltener gefunden werden. Aber die Strafe bleibt nicht aus. — Wie unbeholfen und träge ist meistens unser Dialog! Und wie selten verstehn wir einen Charakter im Dialog zu zeichnen, was uns in den Monologen weit besser gelingt.

Kein gebildeter Mensch wird läugnen, daß die tiefsinnigsten Philosophen Deutsche waren; wie aber, wenn diese trefflichen Männer die dialogische Form versuchten?! Steht nicht hier Friedrich Jacobi fast allein als rühmliche Ausnahme? — Denkt nur, um ein schlagend trauriges Beispiel anzuführen, an den geist- und kenntnißreichen Herder, wie oft versuchte er die dialogische Form! und ist es nicht wahrhaft schmerzlich, zu sehen, daß es ihm mit jedem Lebensjahre nur immer mehr mißglückte?

55.

Forcirte Mittelmäßigkeit.

Mit einer gewissen Bonhommie, mäßigem Scherz, erträglichem Styl, kann man es in Deutschland weit bringen, und viele hundert Romane und Erzählungen schreiben, — die sich — lesen lassen. Es ist kleine, blanke Silbermünze, die man im Leben oft und gern braucht. — Wie aber, wenn einmal ein solcher Schriftsteller bei sich selbst denkt: „Du willst nun auch zur Abwechselung einen trefflichen, gediegenen Roman geben.“ Da bietet sich ihm denn gewöhnlich Form und Inhalt des Wilhelm Meister; Graf und Gräfin, Baron und Baronin, reiche Kaufmannssöhne u. s. w., erscheinen in hergebracht vornehmen und etwas verwickelten Verhältnissen, ein überaus aufgeklärter, tugendhafter Geistlicher geht durch, ist überall ge-

schäftig, ermahnt und tröstet, trägt aber auch Briefe und intriguirt nach Gelegenheit. Die poetische Hauptsache bleiben jedoch immer die Maler und Musici, bei denen der Verfasser sämmtliche hergebrachte Sonderbarkeiten und Bizarrerien nach Herzenslust anbringen kann, nur Schade, daß sie sich dieselben am Ende abgewöhnen, weil der Dichter glaubt, in einem klassischen Romane müsse das so sein, in so weit es nur irgend möglich ist. Leider erfährt aber der Dichter etwa nach einem halben Jahre, man habe einen solchen Roman viel langweiliger gefunden, als früher bloß lustige; er wird verdrießlich, ihn gereut die größere Mühe, er steigt wieder in den alten Kahn, um sich und seine Leser nach gewohnter Weise zu schaukeln.

Die Sache scheint lustig, hat jedoch ihre sehr trübe Seite. Wahrhaft ernst kann ein Dichter nur sein, wenn er die gehörige Tiefe und innere sichere Deutlichkeit hat. Will er aber dennoch einmal klassisch ernsthaft sein, so geht es, wie es gehen kann. So ist z. B. die wahre Leichtigkeit eines vornehmen Charakters nicht zu schildern, ohne sie innerlich selbst zu empfinden, und sie wird im gewöhnlichen Fall bald zu leicht, bald zu seicht, bald zu gewöhnlich und engbrüstig erscheinen. Die Sit-

tenlehre wird bald zu lax und oben hinaus, bald ängstlich und mönchisch werden, die Kunstgespräche gehen die ausgefahrne Heerstraße, und wollen die Leere durch gewöhnlichen Kaffeehaus-Witz ausfüllen, die Liebesscenen sind zu wortreich und zu ideenarm u. s. w.

Claudite jam rivos —

56.

Der unfruchtbare Seufzer.

„Ach es ist nichts natürlicher als die Sonne anzubeten.“ Dieser Seufzer, bald so, bald anders ausgedrückt, kommt gewiß in hundert Comödien und Romanen der Deutschen vor, und stammt aus einer Zeit, wo unsere Bühnen wenigstens alle vierzehn Tage einmal den Brama-Dienst der Bewohner der Ufer des Ganges, und die Peruanische Vergötterung der Sonne den entzückten Elb-, Spree- und Donau-Ufer-Bewohnern nahe brachten. So gab es auch in Frankreich einmal eine Zeit, wo durch Voltaire's seltsamen Enthusiasmus für China, das Parterre sich veranlaßt fühlte, auch ein wenig chinesisch zu thun. Dafür waren wir doch besser daran, denn wer würde nicht die lammartig sanften Peruaner und die sinnig-ahnungsvollen In-

dier den seit Jahrtausenden aller Perfectibilität Hohn sprechenden Chinesen vorziehen? —

Daß aber ein solcher Seufzer, wie der, mit dem dies Fragment begann, jemals unter den denkenden Deutschen möglich geworden ist, muß nicht bloß befremden, sondern betrüben. Ich will hier nicht weitläufig anführen, daß bereits Leibnitz, Kant und Fichte mit der siegreichsten Klarheit gezeigt haben, wie niedrig und unfruchtbar der Standpunkt ist, auf welchem allein man so seufzen kann, denn es ist zu hoffen, daß die meisten Leser wenigstens mit den Ergebnissen des philosophischen Denkens der großen deutschen Philosophen in Beziehung auf die göttlichen Dinge vertraut sein werden, weshalb ich mir alle Citate erlassen kann. Ich selbst möchte hier nur hervorheben, was so oft vergessen wird, daß alles Irdisch-sichtbare, so herrlich es auch sei, das göttliche Wesen uns nicht so deutlich ahnen lassen könne, als irgend ein großer Gedanke, oder irgend eine reine Tugend in der Seele des Menschen. Wer z. B. die einzige Zeile des Pylades:

„Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte!"

oder „die Geduld" der Prinzessin im Tasso, für durchaus wahr zu erkennen im Stande ist, der

vermag auch die Idee der Freundschaft und der edlen Duldkraft überhaupt zu erfassen, und im Besitze dieses Vermögens wird er sich nach und nach auch zur Idee des göttlichen Wesens aufschwingen, aus welchem allein diese reinen Flammen entspringen können.

Man könnte darüber ein Buch schreiben, und vielleicht ein recht nützliches, doch mag auch ein einzelnes Fragment anregen.

57.

Unglückskinder.

Unsre Vorfahren waren überzeugt, daß Gott die am meisten liebe, die er am meisten leiden lasse, und in alten Kirchenliedern ist oft von der Ruthe die Rede, welche er häufig und gern schwinge; in einem derselben erinnere ich mich sogar gelesen zu haben:

„Gott vom Himmel rufet froh:
Meine Kinder stäup' ich so."

Gewiß ist, daß es Menschen giebt, denen, wie Jean Paul sagt, von frühster Kindheit an, das Butterbrodt öfter aus der Hand fällt, und leider jedesmal auf die Butterseite, Menschen (möchte ich fortfahren), die jedesmal heiser werden, wenn sie sollen eine Rede halten, und denen, wenn sie bei Hofe erscheinen sollen, gewiß jedesmal der Galanteriedegen zwischen die Beine kommt. Andern geht auch nicht der kleinste Fehler frei durch, man läßt ihnen

nicht das Geringste hingehen, wobei mir z. B. ein recht wackerer Gelehrter einfällt, der einmal vor geraumer Zeit sein ganzes irdisches Glück, das ihm schon sehr nahe war, verscherzte, weil er in einer sonst wohlgeschriebenen lateinischen Dissertation anderthalb unklassische Zeilen sich hatte entwischen lassen, die, wenn auch nicht gerade Küchenlatein, doch einen etwas komischen Germanismus enthielten. In hunderttausend andern Fällen hätte man die Sache übersehen oder schweigend beseitigt; hier wurden sie zu einem Bonmot benutzt, das bald von Munde zu Munde ging und zu zwanzig andern wohlfeilen Späßen Gelegenheit gab. Das Amt erhielt ein Anderer, der in jeder Hinsicht tief unter dem Belachten stand. Das Geschick des Letztern blieb sich immer gleich, und obwohl jetzt dreißig oder zwei und dreißig Jahre seitdem verflossen sind, so sind dennoch jene Späße nicht verhallt, sondern gleichsam wie ein Erbstück vom Vater auf den Sohn übergegangen.

58.

Der Spaß.

Ich weiß kein Volk, weder ein altes noch ein neues, das unser gutes Wort „Spaß" in seiner ganzen Bedeutung übersetzen könnte. Es ist nicht Witz, nicht Ironie, nicht Persiflage, nicht Humor nicht Laune, ja sogar auch nicht Scherz, und höchstens könnte man sagen, es sei eine bestimmte Form der Deutschen, zu scherzen; nur daß auch diese Erklärung undeutlich sein würde, indem doch jedem Scherze der Ernst gegenüber stehen muß, was bei dem Spaß *nicht* der Fall ist, oder doch nicht zu sein braucht. Dieser, so lange er waltet, kennt gar keinen Ernst, oder vielmehr: er hat ihn *beseitigt*, er ist ein ganz unschuldiger Genius; aber Genius ist wieder viel zu vornehm; also lieber: ein unschuldiger kleiner Kobold; aber bei einem Kobold denken wir uns, trotz des guten Beiworts,

immer noch ein wenig Tölpiſches oder gar Hämiſches nebſt Feueraugen, von welchem allen der Spaß nichts hat. Alſo lieber: ein gutes kleines Erdmännchen, oder bloß im Allgemeinen: ein guter kleiner Kerl, den Niemand fragt, von wannen er kommt, noch wohin er will. Die letzte Frage würde ohnehin ganz unſtatthaft ſein, denn er will eigentlich nirgends hin, ſondern iſt mit dem Momente, den er erfüllt, völlig befriedigt. Er kehrt nicht, wie der Humor, mit genialer Freiheit die Welt um, ſondern findet ſie bereits umgekehrt vor, und will ſchlechthin nicht wiſſen, daß ſie umgekehrt ſei, weshalb denn auch ſeine Sprünge kein anderes Geſetz haben, als die Welt der Träume und des phantaſtiſchen Kindesalters. Daraus folgt ſchon, daß jede Spaßmacherei unerträglich ſein muß, weil die reine Welt des Traums keine Abſicht duldet, ſo wie ferner, daß ein ächtes Kind das beſte Urtheil über einen Spaß hat, den es gewöhnlich mit dem ſchönen ſtattlichen Worte „königlicher Spaß" am beſten zu loben glaubt.

Ob es möglich ſei, eine vollſtändige Erklärung des Begriffes „Spaß" in wenigen Worten zu geben, bezweifle ich; eine Beſchreibung würde aber

viel Zeit und Raum einnehmen. Hier nur noch Ein Wort: Vor einem Kinde, das viel Witz hat, könnte ich erschrecken; aber ein Kind, das weder Spaß hat noch versteht, würde der Gegenstand des gerechtesten Mitleids sein.

59.

Ungesellige Geselligkeit *).

Wenn Jemand etwa im Jahre 1801 das Schicksal des Epimenides gehabt hätte und eingeschlafen wäre, um 1821 wieder zu erwachen, wie viel Neues würde er hier sehen und hören! Unter dem, was man ihm zu hören gäbe, ist bekanntlich viel Großes; und unter dem, was er sehen würde, manches höchst Ueberraschende; das Befremdendste aber vielleicht: — die ungesellige Geselligkeit; die wir heut zu Tage nicht selten gewahr werden. „Nicht selten," wiederhole ich, das heißt: (um auch denen, die mißverstehen wollen, die Möglichkeit eines anständigen Mißverstehen könnens abzuschneiden) — „oft," aber nicht „immer."

Es ruht auf manchen Gesellschaften der neue-

*) Geschrieben 1821.

sten Zeit ein Fluch, gegen dessen Schrecken alle Fatalitäten der neuesten Schicksalstragödien kurzweilige Späße sind, und den wir vielleicht am besten beschwören, wenn wir jene Societäten ein wenig näher betrachten, und mit kurzen Worten zu bezeichnen suchen. Von den eigentlich gemeinen Gesellschaften will ich gar nichts sagen, denn vor ihnen kann sich der Sittlichvornehme leicht in Acht nehmen, nichts von jenen, wo man sich zusammensetzt mit der von allen Seiten gegebenen und benutzten Erlaubniß, so ungenirt, d. h. so langweilig und seicht zu sein, als einem jeden beliebt; denn an dergleichen Greuel auch nur zu denken, ist schon zu peinlich. Auch nichts von den Kreisen, in denen weniger die Denk- als Eßwerkzeuge vonnöthen sind; auch nichts von den leider recht zahlreichen, wo man bald nach der zweiten Tasse Thee sich einander gleichsam hieroglyphisch sagt: „Zu sprechen ist mit Euch allen doch nichts, darum setzt Euch nur schnell an den Spieltisch, wo Eure innere Leere weniger gefährlich wird. Späterhin beim Abendbraten und etwa nach dem neunten Glase Wein, werdet Ihr vielleicht schon eher menschlich genießbar werden.“

Hier werde also nur auf manche von den Ge-

ſellſchaften hingedeutet, in denen Karten und Eſſen nicht die Hauptrolle ſpielen, und in denen wirklich geſprochen wird. Da ſind zuvörderſt zu nennen: die Schreier, ein überaus zahlreiches Heer von furchtbaren Menſchen, die man eintheilen könnte in die phyſiſchen und moraliſchen Schreier, woraus denn die Syntheſis der geiſtig-körperlich-lauten hervorgeht. Es iſt etwas Köſtliches um eine wohltönende Stimme, in deren bloßen Klange wir ſchon die Seele erkennen, und mit wenigen Ausnahmen werdet ihr bei den Gebildeten einen mäßigen, zuweilen leiſen, aber deutlichen Ton wahrnehmen. Der Lebenden zu geſchweigen, will ich hier nur eines edlen Todten gedenken, und zwar Friedrich Heinrichs Jacobi, in deſſen Stimme, ſo wie in ſeinem ganzen Weſen, ruhige Entſchiedenheit, zur Gelindigkeit gewordene Kraft und anmuthige Heiterkeit ſich ausſprach. Dergleichen ſieht man jetzt ſelten; wohl aber das Gegentheil. Hat ſo ein „haarbuſchiger Geſelle" etwa vorgeſtern beim Nachtiſch einen Halb- oder Viertel-Gedanken erhaſcht, ſo hören wir ihn heute in Ohrzerreißenden Tönen denſelben vortragen. Wehe dem Gebildeten, der etwa mit gelinder Stimme gründliche Einwürfe dagegen macht; der Geſell ſchreit ihn nieder, unter-

bricht ihn in der Mitte eines Satzes und wiederholt seinen eigenen auf zwanzigerlei Weise, von denen jede einzelne schon hinreichend wäre, ihn als einen pausbackigen hohlen Lärmer zu bezeichnen. Was ist nun dabei zu machen? — Erwiedert ihm nichts, sondern hebt ihn in Gedanken schnell als eine für die Posse brauchbare Maske auf die lustige Jahrmarktsbühne. Ich habe dieses Experiment nicht selten mit Genuß durchgeführt, allein es giebt jetzt leider jener Masken zu viele, und meine unsichtbare Privatbühne wird doch fast zu voll, so daß ich jetzt nur noch für die seltensten Exemplare jener Kreischer, Schreier und Brüller Raum habe. Das Allertraurigste dabei ist, daß manche von diesen überlauten Leuten ihre Unart für — recht deutsch halten, da sie doch höchstens alt-thrazisch genannt werden kann.

Ferner ist Klage zu führen über die häufige Geschiedenheit der Frauen von den Männern. Es giebt unter den letzteren manche sonst geistreiche, die das Mißgeschick leiden, mit Frauen kaum reden zu können, und, wenn sie ja müssen, mit seltsamer Aengstlichkeit nach Stoff irre umher tasten, und in wenigen Minuten das neuliche Hagelwetter mit der jüngsten deutschen Literatur, Napoleons Tod

mit dem neuen Theater abwechseln lassen. Um solches Unglück zu vermeiden, pflegen sie sich auch durch eine überaus rasche, tiefe, kreisende Verbeugung mit dem ganzen Damenzimmer ein für allemal abzufinden, rennen dann in das Nebenzimmer, wo sie gewöhnlich irgend einen sanften rauchenden Mann mit beiden Händen festhalten, der ihnen stehen muß, bis zur Abendtafel gerufen wird. Wenn nun die verlassenen Frauen, die sich denn doch wahrhaftig sehnen nach geist- und gemüthvoller Unterhaltung, und die, wenigstens zum Theil, bloß deshalb in Gesellschaft gehen, um einen höhern Pulsschlag in ihr Leben zu bringen, dessen sehr nützliche und ehrenwerthe Geschäfte doch mitunter etwas Mechanisches und deshalb Lähmendes haben, wenn, sage ich, diese Frauen während dessen von Putz und Band reden, oder einige von ihnen zu bunten, grellen Klätschereien ihre Zuflucht nehmen, werden wir uns wol sehr wundern dürfen? Und wäre es nicht billiger, wenn wir einen Theil der Schuld auf uns nähmen? Wahrlich, wenn sie sich mit einigen Spöttereien über einen bedeutenden Theil der Männer-Gesellschaft im Nebenzimmer die Zeit vertreiben, so haben sie nicht sehr unrecht.

Und was sprechen nun die Männer? — d. h.

um es noch einmal zum Ueberflusse zu sagen, „ziemlich viele", „nicht alle" (denn der herrlichen Ausnahmen giebt es Gottlob überall) — was sprechen jene viele? Ueber Politik mit Heftigkeit und Leidenschaft, oder bitter giftig, je nachdem das letzte Zeitungsblatt, oft die einzige Quelle ihres Wissens, sie heute gestimmt hat. — Soll ich mit Einem Worte sagen, wie ich es meine, so verhehle ich die Ueberzeugung nicht, daß von hundert politischen Gesprächen, welche in Deutschland geführt werden, neunzig nur dazu dienen, Sprecher und Hörer zu verstimmen. Wohl hat die Zeit gar manches Verstimmende, aber um so eifriger sollten wir uns deshalb umsehen nach einer festen wissenschaftlichen Säule, die nie wankt, und andächtig horchen auf die Orakel der Geschichte. Es soll sich Niemand schämen, bei Thucydides und Tacitus in die Schule zu gehen, von ihnen geht ein jeder beschenkt nach Hause, und auch, was er längst durch sich selbst gewußt, wird doppelt klar und fest in dem Läuterungsfeuer dieser herrlichen Alten, die unter andern guten Eigenschaften auch die besitzen, keinen Ultra, er sei es auf welcher Seite er wolle, zu dulden.

Oder ihr sprecht über die Literatur, und hier bedürfte ich eines überweiten Raumes, wenn ich

alle die unerquicklichen und unersprießlichen Arten anführen wollte, in denen ihr solche Rede führt; nur Weniges will ich andeuten. Einige von euch haben sich gänzlich mit der Gegenwart verfeindet, und schelten, um sich die Zeit zu vertreiben, auf alles Neuere, oft ohne es gelesen zu haben. Andere, ernster und tiefer, hassen mit Recht die mannigfaltigen Verzerrungen und Verkehrtheiten der neuen Literatur, kommen aber dadurch, einseitig, unglücklich und ungerecht, zu dem Gedanken, es sei wol überhaupt mit der ganzen deutschen Poesie so ziemlich am Ende. Andere, flacher, wissen nur Bescheid um die neuesten Tragödien und Komödien, denn sie lesen kaum mehr, sondern gehen nur noch in's Theater, woher es denn auch wol kommen mag, daß z. B. über die Ahnfrau mehr gesprochen und geschrieben worden ist, als — über Herders Cid. Andere haben sich fest hinein gerannt in zwei oder drei ästhetische Gedanken, und in zwei oder drei Lieblinge, oft auch nur in Einen; aus dieser Enge können sie nun nicht heraus, alles Andere ist ihnen eine Thorheit, und sie vermögen es nicht zu erkennen. Ich erinnere mich eines sonst wohlgesinnten und verständigen Mannes, der aus leidenschaftlicher Liebe für die Flöte sämmt-

liche andere musikalische Instrumente gern vernichtet hätte. Wenn wir über einen solchen lachen, sollten wir es weniger dürfen über einen Mann, der etwa außer Klopstock, oder außer Schiller, Niemanden anerkennen will? Wie wenig kennt er jene vortrefflichen Männer, wenn er sie durch dergleichen thörichte Abgötterei zu ehren glaubt! Denken wir uns nun zwei solche, auf entgegenstehende Punkte fest gerannte und gebannte Männer in Einem Zimmer gegen einander kämpfend, so werden wir — Gott danken, daß wir sie uns jetzt nur denken, aber nicht hören. Sicher aber ist Niemand, daß das Geschick ihn nicht zwinge, solchen Verhandlungen auch gelegentlich mit beizuwohnen, und man thut wohl, sich darauf gefaßt zu machen.

Daß viele von euch Goethen sehr rühmen, ist bekannt genug, und ich würde mich noch mehr darüber freuen, als ich thue, wenn ihr nur mehr von ihm — lernen wolltet, von ihm, der uns Alle sehr viel Vortreffliches lehren könnte, und auch Manche wirklich gelehrt hat. Aber wie ihr es treibt, ist es oft ein wahres Wunder, daß ihr ihn liebt, ja es ist mir zuweilen, wenn ich Einige von euch ihn rühmen höre, als sprächet ihr von einem ganz Andern, als dem Dichter des Tasso und Egmont.

Dieſer wahre Goethe iſt ein ſcharfſinnig klarer, überſchauender Mann, der ſchon als Knabe nach allſeitiger Bildung ſtrebte. Zu ſeinen vielen vortrefflichen Eigenſchaften gehört auch die, daß er jedes Talent, ſelbſt das kleine, gern anerkennt, und Jeden gelten läßt, was er wirklich gilt; ihr aber habt gewöhnlich nur zwei Worte, mit denen ſich eure Kritik befaßt: „Göttlich" und „abſcheulich," „erhaben" oder „gemein." Er iſt ruhig; ihr ſeid erhitzt. Er iſt deutlich genau, ausführlich und das Poſitive gebend; ihr ſprudelt höchſtens ein paar Fragmente heraus, aus denen nichts weiter hervorgeht, als daß ihr mit dem und dem unzufrieden und überhaupt ſehr verdrießlich ſeid, in welcher Verdrießlichkeit allein, um es nur gerade heraus zu ſagen, der Tod aller Poeſie liegt. Was ihr nun eigentlich Poſitives wollt, erfährt man nicht, und kann es nicht erfahren, weil ihr es ſelbſt nicht wißt. Er iſt bei allem überaus gerechten Stolze doch immer ſehr beſcheiden geweſen, und hat jeden Tadel, den er auszuſprechen genöthigt war, mit guten Gründen begleitet; ihr macht es euch bequemer, ſcheltet und lobt, und verſetzt eure Abneigung höchſtens mit einigen Schlegelſchen Bonmots, wobei aber der Name der Schlegel nicht genannt

wird, deren große Verdienste um die Kritik jetzt schon beinahe vergessen sind; bei ihm geht die Kritik, wie sie soll, aus einer klaren Idee und einer innigen Liebe hervor; bei einigen von euch .... fragt euch nur selbst einmal in einer guten Stunde, wie es mit der Klarheit eurer Idee und der Dauerhaftigkeit eurer Liebe aussieht.

Andere sprechen nur vom Theater, und zwar nicht selten auf eine Weise, daß man glauben sollte, es sei von dem höchsten Interesse der ganzen Menschheit die Rede. Ihr könnt im Streite über die Schönheit der Demoiselle X. ordentlich selber — häßlich werden, ein Opfer, das ihr der Gesellschaft wegen nicht bringen solltet, und im Streit über eine neue Oper steht ihr euch oft feindseliger gegenüber als Herrmann und Flavius. Die trennte doch die Weser; euch nur die Theemaschine, deren Ströme solche wilde Flammen nicht auslöschen können. Wirklich ist die Theaterwuth in neueren Zeiten so hoch gestiegen, daß es gar Manche giebt, die selbst das köstlichste Gespräch — und führte es Goethe und Jean Paul, Hamann und Herder zusammen, — nicht sonderlich interessiren würde, wenn sie etwa eben auf die Ausgabe des neuen Repertoirs warten, oder sie die Sorge nagt, daß zu

dem auf morgen angekündigten Ballet keine Billets mehr zu bekommen sein dürften. — Und was enthalten nun die gewöhnlichen Theatergespräche? Fast nichts, was zu hören der Mühe werth wäre. Besinnt euch nur recht, so werdet ihr finden, daß ihr das Alles schon vor zwanzig oder dreißig Jahren, oder im vorigen Monat, in voriger Woche, und vorgestern gehört habt, was man euch heute wieder zu genießen anmuthet. — Ehrt und liebt die Schauspielkunst, ehrt und liebt die guten Schauspieler und Schauspielerinnen, ehrt und liebt die guten Schauspiele und Opern: — das sollte sich immer von selbst verstehen, — aber schwatzt nicht ewig davon, und wenn ihr zuweilen davon redet, so sei es mit Geist und Anstand, und, wenn es sein kann, mit fröhlicher Laune.

Schlimm ist es, daß so Wenige von euch erzählen können, und doch erzählen wollen, wobei denn gewöhnlich das alte Wort an den Tag kommt, es habe irgendwo „eine alte Eule gesessen.“ Noch schlimmer aber ist die unendliche Trägheit, der sich Manche in der Gesellschaft hingeben, indem sie gar nicht einmal erzählen wollen. Solche Leute können in Paris und London, in Rom und Neapel gewesen sein, es hilft ihnen nichts und euch nichts, die ihr gern etwas

Hübsches von dort her hören möchtet. Fragt sie etwa eine wißbegierige Dame — denn die Männer sind meistens viel zu vornehm, um noch nach irgend Etwas zu fragen — nach der Gegend von Neapel, so antworten sie: „Himmlisch;" nach dem Theater: „Immens," nach Paris: „eine kleine Welt." Die Dame verlangte ein kleines Gemälde; ihr aber gebt durch solche wohlfeile Worte nicht einmal kleine Pinselstriche, sondern nur eine verdrießliche — Pinselausspritzung.

Die Zahl der Geselligkeits-geist-losen ist so groß, daß ich, gänzlich resignirend, sie alle aufzuzählen, nur folgende noch anführen will: Die nach Witz Haschenden, der ewig vor ihnen flieht, sie gleichen dem Knaben, der auf ungeschickte Weise Schmetterlinge verfolgt, weil er aber den Hut unbeholfen nach ihnen wirft, keinen fängt, und zuletzt schon zufrieden ist, wenn nur viel Staub in die Höhe geht. — Die Zänker, die in einer friedlichen Gesellschaft große Pein leiden, und deshalb wie ein störender Sirocco sie anwehen. — Die flachen, wehmüthig schwächlichen Enthusiasten, die sich an einem Nichts erhitzen können, einen „guten Abend" mit dem Ton des fünften Acts einer Tragödie aussprechen, und mit halbem Weinen erzäh-

len, daß ihr Bedienter gestern Abend einen halben Rausch gehabt; so wie selbiger überhaupt in ethischer und ästhetischer Rücksicht sehr zurück sei; dafür aber könne man nicht ohne Gemüthserhebung und tiefer Rührung lesen, daß der nicht sehr begüterte Bäckergesell acht leichte Groschen für die Abgebrannten gegeben habe, mit dem Motto: „die Tugend siegt.“ — Die Charakterlosen, zu denen insonderheit Die gehören, welche sich alle Woche einen andern Charakter anschaffen, mit dem sie Montags ziemlich stolziren, der aber Sonnabends sehr verwaschen und abgetragen ist. Ueber die Art, wie sie in Gesellschaft erscheinen, entscheidet gewöhnlich das letzte Buch, welches sie gelesen. Es giebt einige Damen, welche im Mai wie Gurli reden, und im November wie die Prinzessin im Tasso, wobei indessen noch immer weit mehr Angenehmes waltet, als bei den Männern, welche mit Papageno und dem Marquis Posa wechseln. — Die Sentenzensprecher, die ihr trockenes Gehirn anfeuchten mit Seneca und Jean Paul, wogegen nichts zu sagen wäre, wenn sie nur nicht leider oft genug das dort Hergeholte für ihr Eigenthum ausgeben möchten. Schöpfen sie aus sich allein, so wagen sie zu behaupten, daß ein gutes Herz nicht übel sei, wo-

gegen sich freilich nichts Erhebliches beibringen läßt. Frau von Stael erzählt, daß ihr Vater Necker solche Leute ganz besonders gehaßt und einmal versichert habe, ihm sei weit interessanter zu hören, es habe sich Jemand seinen Wagen grün anstreichen lassen, als eine mittelmäßige Sentenz. — Die Ueberzarten, in deren Gesellschaft Einem zu Muthe wird, als schwimme man in lauem süßem Wasser. Sie rudern wie Fliegen im Honig, und gehen in ihm unter; oft ist es sogar — verzeiht das Wort — nur weicher Schlamm, in dem sie waten. Von diesen Letzteren sei nicht weiter die Rede; was aber die bloß zu Süßen betrifft, so gestehe ich, daß ich oft den Wunsch gehegt, es möchte plötzlich Falstaff mit allen seinen Gesellen, oder der köstliche Narr in: „Wie es euch gefällt," oder der nicht minder köstliche in: „Was ihr wollt," in das Zimmer herein brechen, um die Gesellschaft ein wenig zu salzen.

Genug von den Mängeln; wenigstens für jetzt genug; aber ich will nicht schließen ohne Trost, obwol ich überhaupt nicht zweifle, daß die günstigen Leser ihn ohnehin in sich tragen werden. Alle jene gerügten Mängel einzelner Societäten setzen ja eben die vortreffliche Gesellschaft in Deutschland

voraus. Ueber jene kann gestritten werden, über diese nicht, denn die gute Gesellschaft existirt wie Staat und Kirche, sollten auch einzelne sichtbare Staaten und Kirchen den Wünschen nicht ganz entsprechen. Die Deutschen brauchen bloß recht zu wollen, um die vortrefflichsten Gesellschaften zu haben, denn sie besitzen jedes Talent dazu: das Talent der Liebe (das höchste von allen), der Wissenschaft, und des Humors, welcher letztere, beiläufig sei es gesagt, weit geselliger ist, als der Witz, der fast immer etwas Blitzähnliches hat, und deshalb eine gemischte Gesellschaft nicht recht zur Behaglichkeit kommen läßt. Manche Deutsche haben auch jene herrlichen Anlagen trefflich cultivirt, und man darf behaupten, daß eine deutsche gute Gesellschaft dem Ideal einer guten Gesellschaft am nächsten kommt. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist selbst so glücklich, einige solcher Gesellschaften zu kennen, an denen Theil zu nehmen ihm ein wahres Fest ist, und er hofft, daß die meisten Leser desselben Glücks genießen werden. So wollen wir denn die Sache ja nicht mit Bitterkeit betrachten, sondern, bei uns selbst anfangend, die Mängel auszurotten, mit inniger Liebe und fröhlichem Muthe streben, daß in unsern Kreisen geändert werde, was

der Aenderung bedarf, wobei wir uns aber zuvörderst vor allen Dictatormienen hüten mögen, die nichts Erfreuliches bringen, weder für den, der sie hat, noch für den, der sie anschaut. Mit heiterer Bescheidenheit wird sich die Sache am besten machen lassen.

60.

Erinnerung an Nicolaus Peucker.

Dieſen alt-berliniſchen Poeten, den vor hundert und achtzig, ſiebzig, ſechszig Jahren vielleicht jedes Kind in Berlin und Cölln an der Spree kannte, kennt jetzt wohl außer den Wenigen, die aus der brandenburgiſchen Geſchichte ein genaueres Studium machen, Niemand mehr; denn ſelbſt die deutſchen Literarhiſtoriker, wenn ſie nicht beſondere Neigung für provinzielle Merkwürdigkeiten und Curioſitäten haben, wiſſen nichts von ihm. Und doch iſt es ſo nöthig als leicht, auf ihn zu kommen! Man braucht nur die Frage aufzuwerfen: „Hatte denn die Mark und inſonderheit Berlin während der Regierung des großen Kurfürſten — bis etwa 1680 — gar keinen großen Dichter aufzuweiſen? *)

*) Der wackere Simon Dach, geb. in Memel, waltete als Mann in Königsberg, und ſcheint Oſtpreußen nie

Die Antwort lautet leider: Nein. Auch keinen vom zweiten Rang? Abermals Nein. Gar keinen? Ohne Zweifel manche im Stillen gebliebene, aber — so viel ich weiß — iſt Einer nur gedruckt und heißt Nicolaus Peucker, der Vertreter der Berliner Poeſie der damaligen Zeit. Man denke ihn ſich ja nicht, wie wir uns wohl frühere Dichter, überſchwenglich genug, zu denken oder zu phantaſiren pflegen: in freier Ungebundenheit einherſchreitend, oder gar auf

---

verlaſſen zu haben; J. v. Beſſer, bekanntlich ein geborener Kurländer, fing zwar in ſpätern Jahren ein Heldengedicht auf Friedrich Wilhelm an, kam aber nicht damit zu Stande, was wir nicht bedauern wollen, da das vorhandene Fragment prunkend-ſtarr und ohne Leben iſt. Der treffliche Staatsmann R. von Canitz widmete ſein angenehmes poetiſches Talent der Satyre, dem Liede, dem Briefe u. ſ. w. Es zeigte ſich erſt um das Jahr 1680 u. f. und ward dem größern Publikum bei des Dichters Leben (d. h. bis 1699) nicht bekannt. Noch etwas ſpäter waltete der arme, gutmüthige, leichte, aber auch höchſt wäſſerige Poet Neukirch in Berlin und richtete ſeine endloſen Lobverſe nur an Friedrich den Erſten.

Endlich iſt auch noch zu erwähnen, daß ſich nach dem Frieden von St. Germain in den letzten neun Jahren von Friedrich Wilhelms Regierung, von 1679 bis 1688, ein in jeder Hinſicht regeres Leben in Berlin zeigte, das ſich unter ſeinem Nachfolger noch vermehrte.

einem poetiſchen Triumphwagen fahrend; — er hatte nicht bloß ein bürgerliches Amt, ſondern mehrere, die von allem Phantaſtiſchen weit ablagen, er war Kammergerichtsadvocat, Stadtrichter und Rathskämmerer in Cölln an der Spree, und klagt häufig über die große Menge von Geſchäften, die ihm oft nicht erlauben wollten, Verſe zu machen, weshalb er auch manchen guten Freunden die Bitte um Scherz- und Hochzeitlieder abſchlagen müſſe. —

Daß der Dichter von einem göttlichen Anhauch beſeelt ſein müſſe, mithin die Poeſie etwas gar Großes und Herrliches ſei, daß es eine Begeiſterung gebe, die weder von dem befreundeten Garkoch dieſſeit, noch von dem mächtigen Syndikus jenſeit der „langen Brücke" hervorgerufen werden könne, wenn ſie Verſe beſtellen, und daß ſich der Poet auf ſeine eigene Hand, bei gehöriger Beihülfe der Muſen, entſchließen könne, wohl gar ein langathmiges Drama, oder epiſches Gedicht, oder einen Roman zu bilden, davon hatte Peucker gewiß keine Vorſtellung, denn alle ſeine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte. Wer die deutſchen Poeten des ſiebzehnten Jahrhunderts kennt, weiß längſt, daß in ihren Sammlungen gewöhnlich zwei Drittheile Gelegenheitsgedichte ſind, worüber wir nicht zu ſehr

schelten, sondern uns lieber des bekannten Goethischen Wortes über diese Gattung der Poesie erinnern wollen. Eines Poeten aber, der niemals ohne äußere Veranlassung gedichtet habe, entsinne ich mich nicht, und in dieser Hinsicht möchte Peucker wol ganz allein stehen. Wenn ihn der Nachbar rechts, und die Nachbarin links um ein Hochzeitlied baten, so machte er eins, sobald ihm sein Richteramt dazu die Zeit ließ. Auch auf Wiegenlieder ließ er sich ein, doch gewöhnlich nur für fürstliche Wiegen, gleich als könnten die Bürgerkinder entweder ungewiegt oder mit dem gewöhnlichen „Schlaf, Kindchen, schlaf" zur Ruhe gebracht werden. Fast alle diese Gedichte — es sind ihrer hundert — sind scherzhaften Inhalts; es scheint, als habe er sich mit dem Trüben und Traurigen nur im höchsten Nothfall und selbst mit dem Ernsthaften in seinen Reimen nur sehr ungern befaßt. So findet man bei ihm, ganz im Gegensatze seiner vielen deutschen Collegen, kaum irgend ein Leichengedicht, keine Beileids-Versicherungen, aber auch keine Glückwünsche zu Tauftagen, Magister-Promotionen u. s. w. Nur Hochzeiten gefallen ihm, und zwar lediglich der lustige Theil derselben: die Brautsuppen, die Mahlzeiten, die hergebrachten Späße, der Tanz u. s. w.,

welche Festlichkeiten damals noch durch mehrere Tage hingingen *). Auf die ernste Bedeutung eines solchen Festes läßt er sich niemals ein, und es giebt vielleicht in allen seinen Gedichten nicht eine Zeile, die man „rührend" nennen könnte, man nehme das Wort im guten oder üblen Sinn. Er weiß, daß er überall ein gern gesehener Gast ist, ein Mann, der lebt und leben läßt, Spaß versteht und machen kann, und dabei ein „Mann bei der Stadt", d. h. in Amt und Würden. Complimente macht er gar nicht (abermals im Gegensatze seiner Mitbrüder), er raisonnirt, erzählt, spaßt ganz wie ihm der Kopf steht, er ist oft derb bis zur Zuchtlosigkeit, doch dürfen wir ihn im Vergleich mit einigen seiner talentvolleren deutschen Collegen, (die sich leider noch weit öfter im Schlamm widriger Zweideutigkeiten gefielen) etwa zur Hälfte anständig nennen. Selbst von der Schönheit und den etwanigen liebenswürdigen Eigenschaften der Braut und des Bräutigams ist nie die Rede — das interessirt den

*) Befremdend und traurig ist, daß wir hier keine Volkslustbarkeiten poetisch dargestellt finden, kein Vogel- und kein Scheibenschießen, keinen Stralower Fischzug u. s. w. — Man hatte leider fast verlernt fröhlich zu sein; doch zum Glück lernte es sich bald wieder.

reimenden Philister, bei aller Gutmüthigkeit, nicht genug — auch ist bemerkenswerth, daß er niemals von dem Reichthum oder der Wohlhabenheit des Paars spricht (was er sonst gewiß gern gethan hätte), vermuthlich weil er nicht davon sprechen konnte, denn jener fürchterliche Krieg hatte Alle arm gemacht. Nirgends zeigt sich auf diesen Hochzeiten Glanz und Pracht, Alles ist einfach und schmucklos, so daß Peuckers Scherze doppelt willkommen sein mochten. Er reimt sehr leicht und fließend; leider aber auch in so hohem Grade leichtsinnig, daß er die Plattheit der Gedanken vor der Leichtigkeit der Reime kaum erkennt. Am besten oder doch leidlichsten ist er bei Beschreibungen, und von dieser Seite scheint er sogar historisch nicht unwichtig. Da er nämlich Braut und Bräutigam und deren Eltern als Individuen nie beschreibt, so schildert er desto öfter die wirthschaftlichen Beschäftigungen der Haushaltungen in jeder Zeit des Jahres, und hier sehen wir, daß sie auch in Berlin fast alle ländlicher Art waren. Es scheint, daß sämmtliche Bürgerklassen, sollten sich die Vornehmsten auch nur auf den Gartenbau beschränkt haben, sich mit Aeckern, Feldern und Weinbau praktisch beschäftigten. In diese weitläufigen Beschrei-

bungen, die nicht ohne Wahrheit sind, mischt er dann einige Lieder ein, die bald ein Hirt, bald ein Schäfer singen muß, weshalb er die Anfangszeile eines allgemein bekannten Volksliedes darüber setzt, nach dessen Melodie er es gesungen haben will. Auch dieser Punkt scheint mir nicht unwichtig, denn abgerechnet, daß wir uns über das nie verlorne und nie einzubüßende Gesangtalent der Deutschen freuen, deutet es abermals auf unsern großen Reichthum an Volksliedern hin, und zwar an solchen, die Jedermann kannte und sang. Schreiber dieses hat aus dem deutschen Volksliede schon seit einer Reihe von Jahren ein heitres Studium gemacht, dennoch muß er gestehen, daß ihm die vielleicht nicht unebenen, theils scherzhaften, theils herzrührenden Lieder: „Ach Du Herzchen schöne, in wie langer Zeit" u. s. w., „O Lesbia, du Hirtenlust", „Falscher Schäfer, ist es Recht"? „Es fing ein Schäfer an zu klagen", „Der edle Schäfer Coridon", „Doris ging in ihren Garten" u. s. w., nur in Dämmerung und Nebel vorschweben, während ihn andere gleich in der ersten Zeile als Bekannte begrüßten.

In allen diesen Beschreibungen sehen wir eine ziemlich dürftige äußere Natur, wie wir ihrer in

der Stadt gewohnt sind; aber ihre Armuth erschreckt uns nicht, denn der Fleiß steht ihr gegenüber, und wenn er sie auch nicht zwingen kann, reich zu werden, so ringt er ihr doch das Mögliche und Hinreichende ab. Der Dichter ist kein Thomson oder Kleist, seine Beschreibung der vier Jahreszeiten ist eine so praktisch-ökonomische, daß uns selbst die Anschauung der gewöhnlichsten Landarbeit nicht erlassen wird; aber die Arbeitslust, die wir hier schauen, flößt doch eine nicht geringe Theilnahme ein. Der Dichter geht so in's Detail, daß er uns die Wollschur, nebst dem Schäfer, dem Meisterknecht, dem Hammelknecht, dem Lämmerknecht, die Wintersaat und Sommersaat, zum Glück aber auch die Maienlust und Erndte schildert. Selbst die einzelnen Hervorbringungen und Gaben der Natur: die Eiche, Birke, Linde, die Johannisbeeren, Kirschen und Nüsse, so wie die eßbaren Vögel, die Krammetsvögel, Tauben u. s. w. geben, den Stoff zu ausführlichen und langen Gedichten, die dann wieder auf die zu besingende Hochzeit nach einfältig unschuldiger Weise Bezug nehmen. Die Gegenstände, die der Dichter beschreibt, mußten also sämmtlichen Gästen so nahe liegen, daß ein entschiedenes allgemeines Interesse dafür vorauszusetzen war,

was wir ohnehin dem geſelligen, viel erfahrenen Peucker völlig zutrauen dürfen. Auch die ſogenannten Bauern-Heiligen: „Heu-Hans", „Korn-Jäkel", „Haber-Barthel", Moſt-Michel", „Gänſe-Märten", „Ochſen-Drews" (Andreas), die jetzt wol manchen Flecken- und Dorfbewohnern unbekannt geworden ſind, kommen nicht bloß in dieſen Gedichten wie allbekannte gute Freunde vor, ſondern treten in eigener Perſon als Choragen und Spruchſprecher auf, und geben den Inhalt des Liedes, das oft nur durch die Ueberſchrift, die von Notaren, Advocaten u. ſ. w. ſpricht, an die Stadt erinnert.

Erſcheint uns nun in dieſen Poeſien das Peuckerſche Berlin (von 1645 bis etwa 1675) völlig als eine Landſtadt, und die Verhältniſſe der Bürger meiſt ländlich und dörflich, ſo ſehen wir doch auf der andern Seite einen tüchtigen Bürgerſtolz und eine liebevoll ſtaunende Verehrung für ihren großen Fürſten. Zwar ſind es nur ſehr ſchwache Kräfte, mit denen Peucker verſucht, Friedrich Wilhelm zu beſingen, allein ſeine Liebe und Freude ſind wenigſtens ächt, und ſo iſt gleich das Lied, mit dem die ganze Sammlung beginnt, die Bewillkommnung Friedrich Wilhelms, als er im Jahre 1650 nach viertehalbjähriger Abweſenheit, mit ſeiner treff-

lichen unvergeßlichen Gemahlin Louise von Oranien in Berlin eintraf, nicht ohne Lebendigkeit und Frischheit, kindisch und kindlich. Der ehrliche Mann will ja nichts weiter sein, als ein „Pauker", der dem Zuge vorangeht, und so wollen wir ihm sein kindisches „Bom bom bi di bi di bom bom", mit dem jede Strophe schließt, so wie selbst sein: „Dir, Dir, Dir, Dir", welches den Lerchenton nachahmen soll, der das junge Ehepaar gleichfalls begrüßt, als Aufschrei eines fröhlichen Gemüths gern verzeihen. Anziehend ist es in jedem Falle, daß selbst dem großen Fürsten ein Lied dieser Art nicht unwillkommen gewesen zu sein scheint, und daß er die deutsche Gesinnung darin nicht verkannte *). — Es klingt ohne Zweifel kindisch genug, wenn Peucker singt:

Mein Paukenschlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm komm
In's Lusthaus Deiner Märker

*) Deutsch-Märkisch ist bei Peucker Alles, und vom Französischen keine Spur. Er schreibt noch Loyse statt Louise, Uranien statt Oranien, und ist mit der Aussprache der Vocale O und U so entsetzlich ungenirt, daß er sogar einmal in einem Hochzeitgedichte „Berg" und „Sorg", „Knochen" und „Suchen" (!!) reimt.

Das Fürstliche Berlin!
Verschließ Bellonen Kercker,
Und heiß sie weiter ziehn,
Die Kriegrischen Giganten,
Hin zu den Garamanten,
Bom bom di bi di bom!

und der Schlußvers:

Mein Paukenschlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ:
Komm Churfürst mit Loysen
Weil Storch und Schwalbe kömmt
Vom Frühling eingewiesen.
Vielleicht was Wesel nimmt *)
Das bringt der Storch: darum
Kling bum di bi di bum
Das bum di bum bum bum di bi di bum,

indessen ist doch eine gewisse ehrliche Lustigkeit immer besser, als Geziertheit. — Die im gewöhnlichen Leben oft gehörte Bitte: „den guten Willen für die That zu nehmen", hat freilich einen guten Sinn

*) Prinz Wilhelm Heinrich, geb. am 11. Mai 1648, starb bereits am 20. October 1649 zu Wesel. An den folgenden Prinzen Karl Emil, (geb. 1655, gest. 1674), der als Knabe und Jüngling der Liebling seines großen Vaters wurde, hat Peucker ein Wiegenlied gerichtet, das wegen der Beschreibung des damaligen Berliner Lustgartens anziehend ist.

und wird auch nicht selten erhört; in der Poesie aber kann sie leider nicht statt finden, sonst hätten wir lauter gute poetische Thaten, denn Niemand *will* doch schlecht dichten. Jene Zeit aber, in der man eben anfing, nach dreißig Unglücksjahren ein wenig freier aufzuathmen, war dem gutgemeinten, einfältig harmlosen Scherz günstig, und der Kurfürst bezeigte Peuckern, der seit diesem Gedicht sich unter dem Namen „Pauker" gefiel, ein besonderes Wohlwollen. Davon finden sich manche Proben auch aus den spätern Jahren des Fürsten, wie des Dichters. So hatte z. B. der lustige Mann einmal in einem Hochzeitgedichte die Schranken des Wohlstandes dergestalt übertreten, daß einige Gegner, die sich entweder getroffen fühlten oder im Allgemeinen den Leichtsinn des Dichters rügen wollten, eine Klage gegen ihn einreichten, worauf der Präsident des Kammergerichts, Herr Lucius von Rahden, ihn zu zehn Thaler Strafe verurtheilte. Peucker wandte sich jedoch in einer gereimten Supplik, in welcher er sein Mißgeschick erzählt, an den Kurfürsten, der ihm sogleich in einem Rescript vom 1. Nov. 1673 die Strafe erließ. Ein andermal hatte Peucker einer großen Jagd in Grunewald zugesehen und den Fürsten in Versen um ein wildes

Schwein gebeten, worauf dieser ihm freundlich erwiederte, er möge nur die Gewährung in Reime bringen, die er, der Kurfürst, dann unterschreiben wolle, auch könne er sich nur bald mit einem Wiegenliede einstellen, da seine (zweite) Gemahlin Dorothea ihn demnächst wieder zum glücklichen Vater machen werde.

Peucker, mit Recht erfreut über diese fröhliche Antwort, kann nicht aufhören zu jubeln, wie schön es sei, für so leichte Reime durch ein wildes Schwein bezahlt zu werden; doch ist zu beklagen, daß er seine Freude nur in schlechten Versen ausdrückt, die ich nicht wagen darf, ganz mitzutheilen. Zeilen wie:

— — — — — — — Wär' ich einer von den Reichen
So vermöcht' ich auch so viel, daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau, und sollt' es auch endlich nur ein Frischlein sein,
Schafft in meine Küch und Haus, aber was ist hier zu sagen?
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir auch einmal von seinem Jagen
Etwas ab, so krieg' ich nichts von Wild-Brate in den Mund *)

*) „Die Brate" hört man auch jetzt noch zuweilen; indeß seltner in der Mark, als in Niedersachsen.

u. s. w. können selbst einen Geduldigen ungeduldig machen. Nur nicht den Kurfürsten, der nun einmal den Bittsteller leiden mochte, und es nicht ungern sah, wenn ihn dieser mit „Großgewaltiger Jäger" oder „großer Nimrod" poetisch ansprach. Peucker aber scheint Tadel zu verdienen, daß er überhaupt nicht selten von seiner Armuth redet, an die ich kaum glauben kann, da seine stattlichen Aemter geeignet waren, ihren Mann zu ernähren.

Steht es nun aber so, und ist an dem Poeten so viel, so sehr viel auszusetzen, warum unterhältst du uns von diesem Peucker und erneuerst sein Andenken? — Ich habe darauf zwei Antworten: Erstens scheint es interessant, den Mann kennen zu lernen, der gewissermaßen als Atlas gelten muß, die gesammte Berlinische Poesie vom Jahre 1640 bis 1675 zu tragen (in so weit sie sich im Drucke zeigt), und alles Einzige ist doch der Rede werth. Giebt man aber auch das nicht zu, nun dann ist er doch — ich wage das seltsame Wort — interessant wegen seiner Uninteressantheit. Das ist hier keine gewöhnliche antithetische Wendung, sondern es führt uns zweitens zu einer wichtigen und erfreulichen Betrachtung. Unter den Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts im Germanischen und Romani-

schen Europa leuchten am meisten hervor: Leopold I., Ludwig XIV. und unser Kurfürst. Für die Hoheit Leopolds als römisch-deutschen Kaisers sprach die Zeit selbst in ihrer ganzen Macht, wenn sie sich in der Gestalt des grauen Alterthums zeigt, den Glauben gleichsam befehlend, ein Cäsar sei immer erhaben und groß. Da ferner Beharrlichkeit im Wollen und Standhaftigkeit im Unglück Eigenschaften sind, denen der Deutsche eine ganz besondere Hochachtung widmet, und Leopold diese beiden Qualitäten, wenn auch mitunter in trauriger Gestalt, wirklich zeigte, so verziehen ihm die Deutschen seine anderweitigen großen Mängel und vergaßen sie zuletzt so sehr, daß es in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren seiner Regierung bei ihnen und auch bei manchen ausländischen Schriftstellern Sitte ward, den Kaiser in Prosa und Versen „den Großen" zu nennen; aber die Zeit, die, wie gesagt, sich in andrer Beziehung so günstig für ihn zeigte, bewies sich jetzt in ihrer Macht die Wahrheit zu enthüllen, und löschte mit strenger Hand den Beinamen aus, so daß, wer jetzt noch von einem Leopold dem Großen sprechen wollte, die Frage zu befürchten hätte: „Wen meinst Du?"

Noch bei weitem günstiger waren die Verhält-

niſſe, unter denen Ludwig XIV. waltete; denn Alles, was ſein großes reiches Land an Glanz und Schimmer aufweiſen konnte, umſtand ihn, und lieh ihm was es hatte: ein zahlloſes Heer, hinreißende Diplomaten, ſtets rege, mehr auf des Königs Ruhm als auf das — Sittengeſetz bedachte Miniſter, Financiers, die, nur die Gegenwart im Auge, die nothwendigen Bedürfniſſe der Zukunft vergeſſen ließen u. ſ. w., dieſe trugen ihn und ſeinen Ruhm weit hin. Vor Allem aber beinahe Alles, was das Jahrhundert an Pracht und Glanz der Rede, an Poeſie und Witz hervorgebracht hatte, war ihm gewidmet, und alle Schriftſteller, die man in und außerhalb Frankreich für die größten der Zeit hielt, wandten ihr ganzes Talent ohne Aufhören an die Verherrlichung ſeines Namens, der, von den blendendſten Strahlen umgeben, durch alle Welttheile flog. Ihn den Großen zu nennen, war zu der alltäglichſten Gewohnheit geworden, und es fiel wol keinem Franzoſen und ſelbſt nur wenigen Ausländern ein, daß ſich dies jemals ändern könnte. Und doch! wie hat es ſich geändert! Wenige Jahre nach Ludwigs Tode überſah man ſchon die unzählbaren Wunden, die ſein Ehrgeiz Frankreich geſchlagen hatte, Wunden, für die der Glanz aller ein-

zelnen Siege keinen Ersatz bieten konnte; und als noch einige Jahre oder Jahrzehende verflossen waren, ertönte jener Beiname immer seltener und seltener, bis er endlich ganz verschwand.

Und nun unser Kurfürst! Ihn umstand nur ein auserlesenes, aber kein zahlreiches Heer, kaum ein Zehntel etwa von Ludwigs Heeren, seine Feldherren, seine Staatsmänner waren größtentheils seine eigenen Schüler, und seine Financiers vermochten das Unmögliche — ihn reich zu machen — nicht, so wie er es auch nie verlangte. Aber ihn umgab auch kein einziges großes Dichter- oder Rednertalent, das seinen Ruhm hätte auf eine würdige Weise verbreiten können. Er hatte keinen Corneille, keinen Racine, keinen Moliere u. s. w., er hatte Jahrzehende in allen seinen deutschen Staaten keinen großen Geschichtschreiber, keinen Redner, keinen Sänger, der seinen Ruhm verkündigte, er hatte Niemanden — es giebt kaum ein lächerlicheres, aber auch lächerlich-rührenderes Wort: er hatte Niemanden als seinen Peucker. — Und doch! — Wer im In- und Auslande, wer hat diesem Fürsten jemals den Beinamen des Großen verweigert?

Nachschrift.

Kaum wag' ich nach dieser weltgeschichtlichen Betrachtung auf unsern wenig bedeutenden Peucker zurückzukommen; doch sind noch einige kleine Bemerkungen zur Vervollständigung seines Bildes nöthig. Sein höheres Mannesalter wurde durch Kränklichkeit getrübt, oft konnte er nur seine Gedichte in's Hochzeithaus senden, mußte aber selbst zurückbleiben, da, wie er klagt, die Gicht ihn

. . . . . Weder bei dem Tage
Noch des Nachtes lässet ruhen.

Die alten traulichen Freunde starben, und die jüngere Welt stand ihm wenig an. Seine Gegner vermehrten sich, was er selbst am besten gewußt hat, da er sich auf seinem eigenen Notariatssiegel unter dem Bildniß eines Paukers darstellen ließ, welchen zwar viele Wespen und Fliegen umschwirren, die ihn aber nicht irre machen, da er mit gewaltiger Heftigkeit darunter schlägt. Turbabor sed non perturbabor heißt die Unterschrift. Leider scheint ihm auch das Dichten zuletzt zu einem unlustigen Handwerk geworden zu sein, und es war noch ein Glück, daß er in bessern Tagen seiner Tochter die nöthige Anweisung zur Reimkunst gegeben hatte, so

daß sie ihm jetzt zuweilen mit den nöthigen Poesien aushelfen konnte. In dieser Zeit ist er auch sehr unzufrieden mit den Berlinern, daß sie seine Verse nicht — bezahlen, ja in dem Jubelliede über das empfangene Schwein heißt es — nachdem er seinen vieljährigen poetischen Fleiß gerühmt — höchst kläglich:

Aber meine Poesie hat noch keinen so bezwungen,
Daß man von der Fischerei, oder auch von einer Jagd,
Wenn's gleich das geringste wär, hätt' in meine Küch gebracht:
Nur ein Tönnchen Lübker Bier both man einstens meiner Zungen.
Das ist alles! Aber seht, bin ich nicht ein glücklich Mann?
Der mit seinen Versen kann ganze wilde Schweine fassen,
u. s. w.

Wenn aber überhaupt kein Mensch in verdrießlicher Stimmung gedeihen mag, so kann es der Dichter, oder auch nur der Reimer, am wenigsten, und es ist kein günstiges Zeichen, daß erst 27 Jahre nach seinem Tode (d. h. 1702) ein Berliner Buchhändler, Namens Pfeffer, eine Auswahl der Peuckerschen Gedichte veranstaltete, die bisher nur als fliegende Blätter umher irrten. Er gab ihr den Titel: „Nicolai Peuckers, des berühmten Cöllnischen Poeten u. s. w. Paucke von 100 sinnreichen Scherz-

gedichten" u. s. w. Voran sehen wir auf einem Blatt oben Peuckers Bildniß, gleichsam das officielle Staatsgesicht, das nicht bloß ernst, sondern sehr trübe und finster aussieht, und unten den Nachstich seines Notariatssiegels, auf dem er sich sehr seltsam leidenschaftlich gebehrdet. — Unter den Lobgedichten auf den Verfasser, die der Verleger nach alter Weise voranschickt, ist auch eines von dem trefflichen, mit Recht geehrten Sprachforscher Johann Bödiker, Rektor des Cöllnischen Gymnasiums. Daß dieser Mann ihn als Dichter viel zu sehr rühmt, kann Niemanden irre machen; desto mehr Gewicht aber hat das Lob, welches er ihm so viele Jahre nach seinem Tode, als Menschen und Bürger bringt. Diese Stimme gilt viel, und gern erinnere ich an sie zu Peuckers Ehre.

61.

Kleinere Fragmente.

---

a.

Aeußere Vornehmheit ist nichts weiter als das glückliche Talent, sich ohne alles Geräusch jeden Ueberlästigen drei oder dreihundert Schritte fern zu halten.

---

b.

Nichts ist komischer als ein Grobian, der unendlich zart behandelt sein will, aber auch nichts ist häufiger. Einem solchen kann nur innere und äußere Vornehmheit siegend begegnen.

---

c.

Die schlimmsten Barbaren sind die — frisirten und gepuderten, die sich für gebildet halten, weil sie es endlich so weit gebracht haben, die Pucelle oder den Zadig lesen zu können.

---

d.

Ein besonderes doch unerläßliches Erforderniß für einen Kritiker ist der Muth, der sich vor keiner Autorität scheuet und nichts, durchaus nichts fürchtet, als nur die Verletzung der erkannten Wahrheit. Das giebt man, wie viele gute Grundsätze, gern zu, sündigt aber sehr häufig dagegen, schon um deswillen, weil man sich die Sache nicht genau genug denkt. Es ist in der Welt nichts leichter und erfreulicher, als Ehrerbietung und Liebe für anerkannt große Dichter auszusprechen; Niemand hat etwas dagegen, und es wird bloß mit Recht gewünscht, es möge ein solches Urtheil auch geistreich ausgesprochen werden.

Anders steht es schon, wenn wir die Pflicht üben, eine alte verjährte Autorität, die sich nur auf falschen Schimmer gründete, angreifen zu müssen.

Hier bedürfen wir des Muths, denn der wahrhaft Gebildete vermeidet gern selbst den Schein des Paradoxen (nach welchem der Freche sogar haſcht), aber er beſiegt dieſe Rückſicht, und nennt das Flache flach, das Platte platt, wäre es auch ſeit einem Jahrhunderte für ehrwürdig, gründlich und tief gehalten worden.

Am allerſchwerſten aber iſt die Pflicht, das Langverkannte, Geſchmähete, Verhöhnte, Bewitzelte, ſeit Jahren oder Jahrzehenden Verlachte laut anzuerkennen und zu rühmen, ſobald wir den Werth deſſelben deutlich durchſchaut haben. In unſrer ruhigen Studierſtube werden wir freilich meinen, das wollten wir gewiß immer getroſt und munter thun; kommen wir nun aber in Geſellſchaft von etwa einem Dutzend ſchimmernder Witzbolde, oder dickhäutiger Grobiane, die ſämmtlich lachend behaupten, der wackere X, den zwei Drittel der Geſellſchaft gar nicht geleſen, oder gar nicht kennt, ſei doch ein alberner, bornirter, oder auch geradezu verrückter Menſch, ſo entſinkt Vielen der Muth, und nur ſehr Wenige vermögen ein beſtimmtes, vernehmliches Nein dazwiſchen zu ſprechen, denn es regt ſich die Furchtſamkeit oder doch der Bequemlichkeitstrieb. — Wohl dem, deſſen Gewiſſen

sich hier ganz frei fühlt: der kann wahrlich tête levée gehen!

---

e.

Vieles ertrag ich geduldig; nur nicht die Komödienoncles, wie sie die Poeten leider so gern aufstellen. Nicht minder verhaßt sind mir die Komödienneffen *), deren abgeschmackte Rohheit für Genialität erklärt wird; doch den Gräuel aller Gräuel finde ich in den jungen, reichen Komödienwittwen, die bei dem ersten Gemahl auf ein paar Jahre übel angekommen sind, dafür aber jetzt den armen Seligen in stolzer Sicherheit verhöhnen und mit Klugheit, Witz und Vorsicht einen neuen, unendlich liebenswürdigen Jüngling sich aussuchen, wobei gewöhnlich das Kammermädchen hilft. Die Art, wie die Vorsichtigkeit geübt wird, hat gewöhnlich, ohne daß die Autoren das Mindeste davon ahnen, etwas so gränzenlos Widerliches, daß man dabei

---

*) Die etwaige Frage: Wie? Alle Komödienoncles? alle Komödienneffen? u. s. w. ist sehr überflüssig, doch will ich sie gern mit „Nein, aber die meisten" ausdrücklich beantworten.

unwillkührlich an gewiſſe — mediziniſche Rathgeber erinnert wird, an die ſelbſt nur zu denken Uebelkeit erregen kann.

---

f.

Wer ſich ſelbſt am liebſten reden hört, ſollte wenigſtens in keine Geſellſchaft gehen, ſondern die Uebungen, wie Demoſthenes, am brauſenden Meeresufer anſtellen: und doch ſind dieſe Selbſtgefälligen nicht einmal conſequent, denn ſie gefallen ſich nur, wenn Andere Beifall klatſchen. Der ächte Witzige wird ſich ſelbſt allein gegenüber vielleicht am witzigſten ſein, doch läßt er auch wie billig Freunde und Freundinnen gern Theil nehmen.

---

g.

Nichts in der Welt kann die Exploſionen des Witzes ſo ſehr ſtören als ein einziges, in alltäglicher Ernſthaftigkeit erſtarrtes und gefrorenes Geſicht; auch iſt bekannt, daß die Witzigen ſich ſelbſt dann die Pönitenz anzuthun pflegen, dieſes Eine Geſicht unverwandt anzuſehen, und, ſo lange man dieſes

nicht zum Fenster hinaus oder die Treppe hinunter wirft — (was jedoch weder das Sittengesetz noch die Polizei erlaubt) — gleichen sie einer Salzsäule, von der sich das Salz nicht lösen läßt, während es sonst zum köstlichsten Gebrauch sich nutzen ließe.

h.

Unter allen Manieren gebildeter Völker höflich zu sein, ist die frühere deutsche meist die entsetzlichste, und sollte einmal ein Tyrann einem Unglücklichen zur Strafe aufgeben, sämmtliche deutsche Dedicationen an vornehme Gönner genau und mit Andacht durchzulesen, so könnte er sich vielleicht das Todesurtheil ersparen *). — Lessing, Klopstock, Goethe, Jean Paul u. a., und sodann das neunzehnte Jahrhundert haben jedoch in dieser Hinsicht Einiges verbessert.

i.

In den Geschichtbüchern über den dreißigjährigen Krieg geht der tapfere und gewiß nicht talent-

*) Manche Deutsche werden sogar vor lauter Höflichkeit grob, z. B. wenn sie sagen: „Ich meines geringen Orts."

loſe Graf Gallas, der aber, wie bekannt, das Unglück hatte, mehrere Schlachten zu verlieren, faſt unbemerkt wie ein Licht aus, und geraume Zeit habe ich nicht entdecken können, an welcher Krankheit er geſtorben iſt. Endlich erfahre ich darüber Folgendes: Er litt während des Jahres 1647 in Linz ununterbrochen an den heftigſten Zahnſchmerzen, und alle Bemühungen, dieſe Pein zu lindern, und die unglückliche Urſache derſelben herauszureißen, waren vergeblich. Als er aber einſt vom Schlafe erwachte, ward er gewahr, daß der Zahn von ſelbſt ausgefallen war, und im Munde lag. Der Barbier, wie es ſcheint, ein trübſeliger Myſtiker (ganz gegen allen modernen Barbiercharakter), betrachtet den Zahn genau, und glaubt auf demſelben eine Todtenbahre, mit einem Tuch und weißen Kreuz bedeckt, deutlich abgebildet zu ſehen. Gallas, der vorher nichts bemerkt hat, ſieht es jetzt auch, und erklärt mit Entſchiedenheit, dies Zeichen deute auf ſeinen baldigen Tod. Geſchäfte rufen ihn nach Wien, wo er kurze Zeit darauf ſtarb. — Alſo erzählt J. Ch. Männling in dem verworrenen Buch: „Auserleſenſter Curioſitäten merkwürdiger Traumtempel" u. ſ. w. 1714, und führt dabei: Engelgrav. Lucis Evangel. T. 2. Fol. 4., D. Jacobi Heimſuchung der

Stadt Gottes Leißnig, S. 3. a, und Ernsts „Confecttafel" (!) I., 573, als Gewähr leistend an, so daß man die Nachricht wol wird gelten lassen können.

Anmerkungen zu dieser traurigen Geschichte machen sich von selbst, weshalb ich keine machen will.

k.

Für den tüchtigen Menschen ist der traurigste Zustand gezwungener Müßiggang, denn was etwa Süßes in demselben liegen kann, erhält er doch nur erst durch die Freiheit, mit der wir ihn auf eine Zeitlang wählen. Das wahre süße Nichtsthun knüpft sich an das süße Alles-denken oder an das süße Alles-empfinden, bei dem Vermögen dem einzelnen Gefühl nicht zu viel Gewalt einzuräumen.

l.

Es ist vielleicht nichts gefährlicher, als ein sehr — frommes Buch zu schreiben. Wenigstens erfordert es die größte Anstrengung, um auch nicht eine einzige Secunde lang, ohne es zu wollen, mit sich selbst zu heucheln. Die Leser aber haben es dabei gut.

m.

Der einzige Troſt der Philiſter, wenn ſie von einem Genie hören, iſt: daß der M . doch eben ſo gut wie ſie — eſſen und trinken müſſe, Stiefeln braucht, und Oberröcke, und daß ſie gewöhnlich das Alles beſſer haben wie er. Sind ſie noch ſchlechter, ſo freuen ſie ſich, daß er doch wenigſtens — ſterben müſſe, wie ſie, worin ſie aber gar ſehr irren, denn er ſtirbt nicht wie ſie.

---

n.

Es giebt kaum ein mißbrauchteres Wort als „man". — Man ſagt, man meint, kann nicht ſelten überſetzt werden in „man ſagt nicht" und „man meint nicht." — Wer iſt dieſer, dieſe, und dieſes „man"? Ein Mann ſchwerlich, eine Frau auch wol nicht, meiſtens nur eine verworrene Maſſe, die weder etwas Rechtes zu denken noch zu ſagen verſteht.

---

o.

Je älter man wird, — je geheimnißvoller und bedeutsamer wird das Leben. Wir geben es auf, es ganz auszulernen, und genießen es deshalb mehr. Nur die Kindheit ist vielleicht noch reicher an Geheimnissen, doch ist sie mehr von ihnen besessen, als daß sie dieselben besitzen könnte. Vor einem musenlosen Alter schaudern wir wol alle mit Recht zurück, und ein Alter ohne Ironie lebt nur ein mechanisches Leben. Die Abneigung vor der Sentimentalität, selbst der schönsten, ist bei den Alten häufig zu finden, besonders wenn ihre Jugend in Gefühlen geschwelgt hat, und ihre zu große Liebe für die Posse ist ihnen eher zu gönnen als die für die Satyre, weil diese sich im gewöhnlichen Leben leicht in unkünstlerischen Spott und Hohn verliert. Wie gesagt: die Ironie ist ihr einziges rechtes Lebenselement, bei der Klarheit des Verstandes und Tiefe des Gefühls nicht nur bestehen können, sondern bestehen müssen, weil ohne diese gar keine wahre Ironie möglich sein würde.

(Ueber Ironie, was sie sei, und wie sie genetisch erklärt werden könne, habe ich mich in den „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen

Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (zweite, vermehrte Auflage), so wie in der „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen", Band IV., Seite 333 ff., deutlich ausgesprochen, und ich glaube nicht, hier wiederholen zu müssen, was in jenen Büchern steht, die in vielen Händen sind.)

---

p.

In dem furchtbaren Winterfeldzuge der Schweden in Norwegen unter Karl XII. erreichte einst die Kälte einer Nacht im freien Felde eine solche Stärke, daß selbst die abgehärtetsten Krieger einen mehr als gewöhnlichen Ernst zeigten. Nur die Fröhlichkeit eines siebzehnjährigen Jünglings schien unverwüstlich, indem er beim Schein der Wachtfeuer sich singend eine Bettdecke und insonderheit ein wohlgestaltetes Kopfkissen aus dem hartgefrorenen Schnee herausschnitt und zimmerte. Da lachte die ganze Schaar; nur ein alter Wachtmeister sah ernsthaft drein, so daß auch der Jüngling fragte: „Seid ihr böse, Vater?" — Und der Alte erwiederte: „Nun,

nun, als Spaß mag's hingehen, sonst aber ist es doch eine Weichlichkeit. Schäme Dich."

---

q.

Es giebt eine deutsche Mittelstadt, in der mir zu Muthe wird, als ginge ich in einem widerstandlosen lauen Wasser, das zwar einige erträglich wohlduftende Stellen hat, doch auch mehrere, von denen man das Gegentheil sagt. In andern Städten kann man sich über den Mangel an Widerstand keineswegs beklagen, ja es scheint in denselben fast nur rauher Nordwind zu wehen und das Talent, nein zu sagen, vorzuherrschen. Möge das letztere nur ja nie zur Gewohnheit werden, damit man nicht endlich auch der ruhigen Bildung überhaupt ein trauriges Nein entgegen rufe.

---

r. *)

Die gewöhnlichen Leser lassen ihre Phantasie an der Hand der gewöhnlichen belletristischen Schrift-

*) Wurde bereits 1822 geschrieben.

steller fast alle Tage auf die Weide gehn, so daß man sich an die Fütterung mit Klee erinnern dürfte.

Sagt nicht, ihr guten Leser, dies Wort sei zu bitter. Es ist es nicht und auch das bitterste würde doch schwerlich helfen, denn wer einmal des Götterbettes müde geworden ist, das die edlen Genien Deutschlands bereiten, und nach Wegwurf hascht, der wird des Wegwurfs nicht leicht müde, und an Vorrath kann es ihm nie fehlen, da sämmtliche Oster- und Michaelismessen ganze Heuwagen voll solcher Nahrung herbei führen.

Aber war es denn ehedem besser? Ohne Zweifel. Denn nehmen wir selbst die dürreste Zeit unserer Literatur vor Augen: die ersten vier Jahrzehnde des achtzehnten Jahrhunderts; was begegnet uns hier als Modelektüre? Der Dichter Günther, über den hoffentlich Niemand mehr leichtsinnig reden wird, wenn er sich erinnert: „er war ein Dichter, wenn es je einen gab.“ Ferner: „Die Insel Felsenburg,“ die bei aller Breite in der Darstellung doch fast überall eine Gesinnung und zuweilen auch Novellenpoesie zeigt. Außerdem eine Menge „Robinsone“, „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier,“ u. s. w. Das sind freilich geschmacklose Sachen, aber sie geben denn doch nicht selten bedeutenden

Stoff zum Denken, und die Verfasser schütten Alles aus, was sie je in Wissenschaften und Künsten gelernt haben, sie theilen ganze Predigten mit, übersetzen schöne Kapitel aus griechischen und römischen Autoren, berichten viel von wilden Völkern oder von den Schätzen Peru's; mit Einem Wort, sie sind tadelnswerth; doch bei weitem nicht so flach und seicht als jetzt nicht ganz wenige in unserer Literatur herumlaufen.

62.

Die Correcturen der „ruhenden Wälder."

Das gute alte Lied: „Nun ruhen alle Wälder," war bereits ein ganzes Jahrhundert, und länger noch, zur Erbauung sämmtlicher protestantischer Gemeinden in Deutschland, in allen Kirchen gesungen worden, als sich mit einemmale die Meinung erhob, es sei doch überaus lächerlich zu sagen „nun ruhen alle Wälder." Da nun die Menschen bekanntlich sehr gern lachen, so lachten sie denn auch tüchtig, und diesmal sogar mit fester Ueberzeugung, der Spaß sei lachenswerth. Zwar hätte eine einzige nähere Betrachtung den alten Paul Gerhard und seinen Ausdruck rechtfertigen können, denn wer irgend einmal mit heiterm Auge die Natur aufgefaßt hat, wird gewiß erkannt haben, daß, wie die ganze sichtbare Natur, so besonders der Wald das deutlichste Abbild der vier Tageszeiten giebt; da aber

die meisten Großstädter sich um die Natur nicht sonderlich kümmern, so wußten sie auch von den Wäldern nicht viel mehr, als daß sie eben aus leblosen Bäumen bestehen, die freilich weder wachen noch ruhen können, während es einem Landmann ganz alltäglich ist, zu denken und auch allenfalls zu sagen, daß der Wald, wenn auf seine Wipfel die Morgensonne scheint, wach werde, daß gegen Mittag sich eine schwüle Stille über ihn verbreitet, daß gegen Abend dort geheime Zauber walten im Rauschen und Flüstern des Laubes, und daß er Nachts ruhet. Im Jahr 1660 — um diese Zeit etwa wurde das Lied gedichtet — waren die Deutschen vertrauter mit der Natur und verstanden den guten Paul Gerhard recht wohl. Da man jedoch die neueren Kritiker nicht gut auf das Charakteristische des Waldes — gleichsam die lyrisch-elegische Poesie der Natur — aufmerksam machen konnte, weil sie es nicht kannten oder kennen wollten, so suchte man jetzt für den armen Berliner und Lübbener Pastor eine neue Stütze, und fand auch ohne alle Mühe die allerglänzendste, und zwar im Virgil. Dieser nüchternste, eleganteste, correcteste Normaldichter hatte nämlich in seiner Aeneide die Wälder

gleichfalls schlafen lassen *); gegen Virgil aber, den man selbst unter Ludwig XIV. als das höchste Ideal der Besonnenheit und des guten Geschmacks betrachtete, wagte sich so leicht Keiner an; und so kam denn auch das Gerhardsche Lied wieder zu einigen Ehren. Eine gewisse Scheu blieb jedoch immer, und man hätte es wegen seiner Berüchtigtheit gern dem Volke weggenommen. Das ging aber nicht so leicht, denn so zähe auch die meisten Deutschen sind, ehe sie lieben, so eifrig sind sie, wenn sie einmal lieben: es sei nun ein Lied, oder ein Buch, oder einen Menschen u. s. w. Jene ruhenden Wälder standen ein für allemal fest in der Phantasie des Volkes, dieses Gedicht hatte sich längst von den Drucklettern gleichsam abgelöst und war auf den Lippen und im Herzen des Volkes geblieben, aber eben deshalb wünschte das Volk, es auch in seinem Gesangbuche gedruckt zu sehen. Was

*) Nox erat et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, *silvaeque* et saeva quierant
Aequora — —

ja sogar:

Quum *tacet omnis ager* u. s. w.
Aeneid. IV. 521. ff.

war dabei zu machen? Man mußte den Mittelweg einschlagen und es corrigiren. Daß die Wälder und Felder ganz und gar schlafen sollten, konnte wegen des gegebenen Aergernisses nicht ferner verstattet werden; aber was lebt in Wäldern: das konnte allerdings ruhen, und diese Ruhe wurde ihm gegönnt, so daß es nunmehr heißt:

Nun ruhet in den Wäldern,
In Städten und auf Feldern
Sanft schlummernd was da lebt.

Ist dies nun eine Verbesserung? Ist dies „Nun ruhet sanft schlummernd" nicht unnütz breit? Ist dies: „was lebt in Wäldern," nicht auf pedantische Unterscheidung gerichtet, da wo gar keine Unterscheidung wallten sollte? Und sind wir nicht längst gewöhnt, uns sogar die Blumen schlafend zu denken? Ist nicht ferner die sanfte Melodie des Verses gehemmt? — Sei es eine Kleinigkeit; der harmlosen Gegenrede ist es doch werth *).

*) „Kleinigkeit" und „harmlos" — ich wiederhole diese Worte, und füge zugleich, damit es ganz unmöglich werde, diesen kleinen Aufsatz in das Mißverständniß zu ziehen, die sonst unbedeutende Notiz hinzu, daß er bereits im Herbst 1829 geschrieben wurde.

Vor einigen Jahrzehnden ſtand es jedoch weit ſchlimmer, denn man hatte ſelbſt dem guten Gerhard nicht mehr hingehen laſſen wollen, daß die ganze Welt ſchlafe, denn da man längſt zu der ſchweren Kenntniß gelangt war, daß unſere Antipoden keinesweges im Bette liegen, wenn wir die Ruhe genießen, ſo wollte man dieſes Wiſſen auch geltend machen. Welch ein Unglück wäre es, wenn ein andächtig ſingender Bürgersmann dieſen Umſtand vergeſſen, und zu einem Irrthum in der Erdkunde verführt werden ſollte. So wurde denn die ganze Welt in die halbe verwandelt, es konnte

---

Fern ſei indeß jede Ueberſchätzung des beſcheidenen Gerhard; er iſt ausgezeichnet durch rührende Erbaulichkeit und Tiefe der Geſinnung; doch zieht ihn zuweilen eine gewiſſe dunkle Schwermuth herab, der Reim macht ihm einige Mühe, und der Wortausdruck iſt nicht immer ſo wie er ſelbſt ihn mag gewünſcht haben, weshalb in dieſer Hinſicht für die Erbauung der Neueren durch ſeine Lieder eine gewiſſe gelinde Nachhülfe wünſchenswerth iſt. Ganz vortrefflich iſt er nur dann, wenn er aus der tiefſten Tiefe ſeiner ſtets edel kämpfenden Seele die Empfindung ausſtrömen läßt, z. B. in den allbekannten Zeilen:

Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein u. ſ. w.

nunmehr mit gutem Gewissen gesungen werden, und wenn etwa ein junger Mensch fragte, „weshalb nur die halbe Welt?“ so knüpfte sein würdiger Lehrer daran die schönsten naturhistorischen und geographischen Bemerkungen.

Ueberhaupt liebte man sehr, an die religiöse Erbauung wissenschaftliche Notizen zu knüpfen, wobei es denn freilich nicht ganz ohne Seltsamkeiten abging. So lebte einmal vor funfzig oder sechszig Jahren ein sehr tugendhafter und — verdrießlicher Dorfschulmann, der sich nicht genug erboßen konnte, als er einmal vernahm, daß einige sprachunkundige Eltern ihren Kindern den entsetzlich regelwidrigen Reim beigebracht hatten:

Ach lieber Gott, ich bitte dich:
Mach doch ein frommes Kind aus — mich.

Hatte er darum mit Mühe und Schweiß Jahrelang die Lehre von den Präpositionen vorgetragen? und mußte er nun erleben, daß um des Reimes willen dem Aus so schmähliches Unrecht widerfuhr? Selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß irgend ein Bauerkind durch den Inhalt jener Zeilen wirklich etwas frömmer geworden wäre; diese Frömmigkeit wäre doch zu theuer erkauft gewesen! Was aber dagegen thun? Bloße wissen-

schaftliche Polemik in ungebundener Rede genügt in solchen Fällen nicht, und Verse lassen sich am besten durch Verse bekämpfen. So legte denn der wehmüthige Mann selbst Hand an's Werk und ließ hinfort den faulern Kindern die Wahl zwischen zwei verschiedenen Lesearten:

„Ach lieber Gott, ich bitte dich:
Mach doch zum frommen Kinde mich,"

und:

„Ach lieber Gott, ich bitt' von dir:
Mach doch ein frommes Kind aus mir,"

die fleißigern aber, die größere Anstrengung nicht scheuend, sollten hinfort dies Gebet in beiden verschiedenen Formen hinter einander hersagen. Zwar ist die Redeweise: „ich bitt' von dir" als Latinismus in keinem Fall zu billigen; indessen war doch den Präpositionen, die dem Mann am meisten am Herzen lagen, Gerechtigkeit widerfahren, und die Kinder hatten hinfort nicht bloß ihre Andacht, sondern gleich die Kenntniß von dem Zu, Aus und Von an sich gebracht, welches der sonst nur selten scherzhafte Mann: „zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen" nannte.

63.

Päpstliche Thränen.

Wenige Päpste haben wol so oft und so bedeutsam geweint, als Clemens XI. Albani (geboren am 22. Juli 1649 zu Urbino, gestorben am 19. März 1721). Als er, trotz seines zur Erlangung des Papstthums noch unreifen Alters (November 1700) erfuhr, daß die Wahl ihn dennoch treffen werde, weigerte er sich mit großer Lebhaftigkeit: Er sei durchaus untauglich, und bitte Gott inbrünstig, ihn lieber schnell sterben zu lassen." Die Umstehenden weinten, er aber am meisten; die Gemüthsbewegung war so heftig, daß er am andern Tage einen Anfall von Fieber bekam, der sich gleichfalls mit Weinen beschloß. Am dritten Tage kamen die Cardinäle wieder und baten noch inständiger; er aber beharrte auf dem Nein, und weinte dazu nicht wenig und mit großem Anstande.

Dieſe Thränen endigten mit einer ſcheinbaren Gemüthsverhärtung, indem er ſich in ſeine Zelle verſchloß und Niemand einzulaſſen befahl. Indeß wagten einige vertrautere Cardinäle, den Befehl zu vergeſſen und in die Zelle zu dringen. Neues Anflehen, neues Weinen. Trotz dem erfolgte endlich die feierliche Ernennung, über die Clemens in eine Art von Verzweiflung zu fallen ſchien, der zufolge er die allerheftigſten und bitterſten Satyren gegen ſich ſelbſt ausſprach. „Alle Tugenden, die man bei ihm zu treffen meine, ſeien Scheintugenden; er beklage, daß er die Welt betrogen habe, denn von dem, was ſie Annehmliches bei ihm finde, beſitze er gar nichts. Noch ſei es Zeit, zu einer beſſern Wahl zu ſchreiten, und er bitte die Cardinäle, es zu thun, denkend des großen Gerichtstages, an welchem ſie ſchwere Rechenſchaft ablegen müßten.“ Neues Eindringen, neues Weinen, bis er endlich ausrief: „Ich nehme es an, denn ich würde eine Todſünde begehen, wenn ich mich länger noch weigern wollte.“ Noch ganz thränennaß beſtieg er den päpſtlichen Stuhl, und das Weinen erreichte jetzt den höchſten Grad, wozu vielleicht die Bequemlichkeit des Sitzens auf dem weichen Sammetpolſter Einiges beitragen mochte.

Es würde unbillig sein, alle diese Thränen für eine Wirkung der Heuchelei zu erklären; manche derselben aber waren doch auch wol — für den Druck und für die Zeitungen berechnet, und gleichsam ostensibel. Clemens war nichts weniger als weichmüthig, sondern ein Papst fast im Styl Gregors des Siebenten, wobei er nur vergaß, daß dieser Styl zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts keine Wirkung mehr thue. Seine erste Handlung in diesem Geiste war, sich der Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche laut und heftig zu widersetzen, wobei er den alten tausendmal widerlegten Grundsatz von neuem geltend zu machen suchte: „das Recht, Könige zu krönen, komme nur dem römischen Papste zu.“ Das protestantische Deutschland betrachtete solche Aeußerungen wie eine Lächerlichkeit, und selbst eifrige Katholiken meinten, es sei nicht wohlgethan, mit dergleichen veralteten Anmaßungen vorzurücken. Dem Papste blieb also weiter nichts übrig, als abermals — zu weinen, und diesmal im ganzen Ernst.

Da er im spanischen Erbfolgekriege mit großem Eifer Frankreichs Partei genommen hatte, so fand sich bald wieder Gelegenheit, Thränen zu vergießen;

doch zeigte er auch, daß er dieſe nur bis aufs Letzte verſparte, und vorher Kraft und Liſt aufbieten könne. Der Aufenthalt der kaiſerlichen Heere in Italien ward ihm höchſt läſtig, und es gelang ihm, den Grafen von Leiningen durch ſein beſtändiges Bitten zu bewegen, das Gebiet von Ferrara zu verlaſſen; ſeinem eignen General Paolucci aber befahl er, den Franzoſen die Päſſe über den Po zu öffnen, wodurch die Oeſtreicher für den Augenblick in eine gefährliche Lage verſetzt wurden. Der kaiſerliche Geſandte am römiſchen Hofe, Graf von Lamberg, beklagte ſich bitter über dieſen Bruch der Neutralität; doch der Papſt erklärte ihm mit ungemeiner, faſt naiver Gelaſſenheit: es ſei dies Alles gegen ſeinen Willen geſchehen. „Weil Ihre Heiligkeit es verſichern, muß ich es glauben, ſtehe aber nicht dafür, daß mein Kaiſer es auch glauben werde!“

Bald darauf gab es wieder eine ſehr feierliche Gelegenheit zu weinen, und zwar öffentlich bei einer wohlſtyliſirten Leichenrede, die er 1705 dem Kaiſer Leopold I. zu Ehren halten mußte. Er hatte dieſen Fürſten ſtets gehaßt; jetzt aber, da derſelbe im Grabe lag, hätte er ihn gern wieder erweckt; denn deſſen Sohn und Nachfolger, Joſeph I., ein

von der Natur reich begabter junger Mann, hatte sich von jeher als einen entschiedenen, kraftvollen Gegner päpstlicher Anmaßungen, so wie überhaupt als trefflichen Feind alles dessen, was man „Pfaffengeist" nennt, gezeigt *). Gegen die Unternehmungen dieses Fürsten konnte der Papst seinen Unwillen so wenig verbergen, daß der kaiserliche Gesandte, der sich mit Recht beleidigt fühlte, den römischen Hof ohne Abschied verließ. Clemens hätte das freilich vorhersehn können, allein diesmal hatte der Zorn über seine Klugheit gesiegt, und so blieb für jetzt abermals nichts weiter übrig, als in öffentlicher Versammlung über die öffentlichen Verhältnisse zu weinen, was auch im reichen Maaße geschah **). Aber auch Thaten und Worte fehlten

*) Seine einzelnen Uebertreibungen und allzu großen Raschheiten, so wie überhaupt sein Mangel an religiöser Tiefe, gehören nicht hieher, sollen jedoch wenigstens in einer Anmerkung angedeutet sein, damit auch diejenigen Leser, denen Joseph I. etwa noch unbekannt sein sollte, nicht irre geführt werden.

**) Welche große Plane Joseph I. hatte, beweiset unter Anderm die auf seine Veranlassung über einem Thore von Comachio in Italien prangende Inschrift: „Josepho Imperatori antiqua Italiae jura repetenti." Einen solchen Fürsten mit dem Bann zu bedrohen, war nur für den Droher gefährlich.

nicht, und zwar in dem seltsamsten, halb feierlichen, halb witzelnden Styl. Wie auch das Glück der Waffen in Deutschland und Italien sich für Oestreich erklärt haben mochte, er beharrte dennoch dabei, keinen andern König von Spanien und Neapel anerkennen zu wollen, als Philipp von Anjou; er verglich cynisch genug Karl III. mit einem ehebrecherischen Kinde, welches er mit dem rechtmäßigen Philipp nicht unter seinem einem Herzen tragen könne. Diesem anstandwidrigen bleiernen Witz folgte die thränenschwere Aeußerung: er müsse mit Schmerzen sehen, wie „der Adler seine Klauen und seinen Schnabel in Menschenblut färbe."

Da aber in so kriegerischen Zeiten weder Worte noch Zähren viel halfen, so beschloß Clemens auch einmal, den kriegerischen Geist und das Schwerdt selbst walten zu lassen. Er ließ sich, völlig wie eine weltliche Macht, mit Frankreich in ein Schutz- und Trutzbündniß ein, und es sollte sein Heer, mit Einschluß einiger weniger französischen Bundestruppen, aus fünf und neunzig tausend Mann, und seine Flotte aus achtzig Kriegsschiffen bestehen. So hatte er befohlen, und es schien, als glaube er im Eifer, es sei Alles auch gleich da, sobald er es

befohlen. Jetzt war jedoch auch die Geduld der Oestreicher zu Ende, und ihr kleines, aber treffliches Heer, das selbst die sonst sieggewohnten Franzosen besiegt hatte, schien den Zug gegen den Kirchenstaat fast wie einen Festzug anzusehen. Die päpstlichen Truppen zogen sich aus begreiflichen Gründen von einem Ort zum andern zurück, und so stand der kaiserliche Feldherr Daun plötzlich nur noch wenige Meilen von Rom, und der Papst staunte sehr, daß seine befohlnen, aber nicht existirenden 95,000 Mann mit den 9000 Oestreichern, die ihre Existenz so sehr geltend machten, nicht hatten fertig werden können. Das unächte „Pauliniſche Schwerdt" entfiel ihm, er weinte und wollte nach Avignon fliehen, ließ sich aber noch zur rechten Zeit zu einem Frieden bewegen, der freilich manches ihn Betrübende enthielt (z. B. Abschaffung des Heeres bis auf die gewöhnliche kleine Anzahl, Anerkennung Karl's des Dritten als König von Spanien, freien Durchzug für die Kaiserlichen u. s. w.), — dennoch aber Dank verdiente, da die Sieger leicht hätten härtere Bedingungen machen können. Er unterschrieb mit Thränen.

Diese verwandelten sich während seines ganzen übrigen Lebens nur noch zweimal in Freudenthrä-

nen; zuerst 1710, als der gelehrte, überall berühmte, genialische Herzog Anton Ulrich von Braunschweig in einer unglücklichen Periode von Schwermuth und Unzufriedenheit zur katholischen Religion überging; und als späterhin sein Liebling Philipp von Anjou doch den Thron von Spanien bestieg. Aber was halfs? Die Wirkungen der berühmten Constitution Unigenitus waren für ihn im höchsten Grade nachtheilig; sie erbitterten den größten Theil der französischen Geistlichkeit und zeigten den alten Aberglauben von päpstlicher Unfehlbarkeit in seiner ganzen Blöße. Ohne Zweifel hätte er gern mit seinen Thränen diese Bulle wieder verlöscht; aber es war zu spät. Er fühlte sich jetzt oft krank, und mochte wol gar manche Stunden haben, in denen er sein Leben und sein Wirken als einen Irrthum betrachtete. Er hatte es, wie mir scheint, und auch bereits oben vermuthet worden, auf einen neuen Gregor den Siebenten angelegt *), und meinte ge-

*) So verbot er z. B. den sicilischen Geistlichen, zu predigen, Beichte zu hören u. s. w., lediglich, weil er mit des Herzogs von Savoyen Regierung in Sicilien unzufrieden war; aber die Einwohner kehrten sich nicht daran und verjagten die Geistlichen, welche dem päpstlichen Befehl Folge leisten wollten. So that er auch die Republik

nug gethan zu haben, wenn er, unterstützt von mannigfaltigen Talenten, Gelehrsamkeit und äußerer Würde, wie Jener handelnd, und sanftere und zierlichere Formen wählte. Vergebliches Bemühen! Die Zeit war schon viel zu weit vorgerückt, als daß ein so unglücklicher Plan hätte gelingen können; und so blieb ihm freilich nicht viel mehr übrig als Thränen. Ob aber um seinetwillen, als er am 19. März 1721 starb, viel geweint worden ist, darüber schweigt die Geschichte.

Genua in den Bann, erlebte aber den wohl vorherzusehenden Kummer, daß man in Genua die Bulle zerriß, und der ganzen Procedur, nicht einmal sehr ernsthaft, sondern gleichsam nur im Vorübergehen, wehrte.

64.

Unerfreuliche Redensarten.

Höchst unangenehm ist bei den früheren Deutschen eine ganz eigene Hinneigung zu Nuditäten der übelsten Gattung, und auch der liberalste Leser wird für das Schmutzige und Ekelhafte in manchem Meistersänger keine Entschuldigung finden. Manche sonst wackere und witzige deutsche Volksbücher gewähren deshalb nur einen sehr verkümmerten Genuß, denn wenn uns Seite 5 körperlich übel hat werden müssen, so sind wir nicht leicht im Stande, über den Witz S. 6 zu lachen. Noch ärger, ja recht besonnen im Häßlichen wühlend finden wir manche Schriftsteller während und nach dem dreißigjährigen Kriege, so wie sich denn auch eine gewisse Plattheit und Rohheit im Ausdruck einfand, mit der man ordentlich stolzirte. Worte und Redensarten, wie: Stranguliren, Massacriren, das

Schiff ist mit Mann und Maus untergegangen, die Besatzung sollte über die Klinge springen, das ganze Regiment wurde in die Pfanne gehauen, er nagt am Hungertuche u. s. w., können in seltnern Fällen ihren Platz nehmen, finden sich aber so häufig, daß man glauben möchte, die Redner und Schreiber fänden dergleichen Phrasen wohltönend, oder als Blumen duftend *). Selbst die Nachricht von dem Tode eines Menschen wird mitunter auf eine gemein-lustige Weise in grob-witzigen Umschreibungen, die ich nicht näher bezeichnen mag, mitgetheilt, denn es klingt doch — so hofft man — heroisch, selbst über das Sterben noch vergnüglich, oder auch nur grob reden zu können.

In dieser Hinsicht verdienen die Bauern manches deutschen Gaues ein besonderes Lob, die, so sehr sie auch zum Scherz geneigt, und so reich sie

*) Auch in der gewöhnlichen Schreibart, der ruhig ernsten, ist oft der Ton nicht gehalten, was zuweilen bis ins Lächerlichste geht. So finde ich z. B. in einem Aufsatze über den Zustand der abgeschiedenen Seelen (deutsche Acta eruditorum 1715), nachdem der Rec. eine Weile auf gewöhnlicher metaphysischer Heerstraße fortgeschlendert, den köstlichen muntern Ausdruck: die Seelen könnten ja, „wenn alle Stricke reißen sollten" u. s. w.

an manchen ſtechenden Witzworten in Beziehung auf das gewöhnliche Leben ſind, doch von dem Tode nur einfach religiös oder mit ſinnvollem Euphemismus reden, z. B. „er iſt heimgegangen," „ihm iſt wohl," „er iſt beſſer daran als wir alle" u. ſ. w. Wer in Deutſchland gereiſ't iſt, und mehr geſehen hat als Salons, wird mir beiſtimmen.

65.

Sterben und erben.

Daß ein Mensch von dem andern etwas Materielles — man nennt es bekanntlich ordinärerweise im ordinären Leben „Geld und Geldeswerth" — erben kann, soll und muß, ist, wie man mir wol glauben wird, auch zu meiner Kenntniß gekommen; aber eben deshalb habe ich mich schon tausendmal gewundert, daß man so nüchtern und kalt davon zu reden pflegt. Wird die Sache bloß wissenschaftlich behandelt, z. B. von dem Gesetzlehrer, so soll allerdings die bloße Herzenswärme zurücktreten, und lediglich der helle Verstand reden, ich meine nämlich jenen Verstand, der eben deshalb hell ist, weil er die Rechte des Herzens als ursprünglich wahr betrachtet. Ich verlange ferner auch keine besondere Gemüthserregung, wenn etwa Jemand erzählt, daß der Subconrector So und So, nachdem er sich

lange genug mit der spartanischen Suppe beholfen, von seinem neunzigjährigen Großoheim ein zweistöckiges Haus nebst Garten, und vielleicht sogar ein paar hundert Harz-Gulden geerbt hat. Wir sollen den Onkel nicht allzusehr beweinen, und dem armen Schulmann sein Erbtheil nicht bloß gönnen, sondern uns darüber freuen. — Wie aber, wenn dieser Unterregent etwa am neun und achtzigsten Geburtstage des Onkels gesagt oder auch nur gedacht hätte: „Nun nach gerade könnte der Alte wohl abkommen," dann wünschen wir — falls jener sich nicht bald zur Reue, Buße und Besserung steigert — der Greis hätte nicht den reflectirenden Klein-Neffen, sondern irgend ein gutes Waisenhaus mit seiner Habe bedacht.

Steht es nun also mit unserm Urtheil, was werden wir dann empfinden müssen über den gewöhnlichen Lauf des Lebens, in welchem von all dieser zarten Scheu kaum jemals die Rede ist. Fast sämmtliche junge Wittwen in tausend Europäischen Lustspielen erzählen mit oder ohne Witz, aber sehr vergnüglich, ihr Seliger habe, nachdem er lange genug gebrummt und gegrämelt, endlich doch den gescheidten Einfall gehabt zu sterben, und ihnen ein großes Vermögen zu hinterlassen, wobei es nur auf

den Poeten ankommt, ob er sie mit funfzigtausend Thalern Courant zu befriedigen hofft. Nun sollte man freilich glauben, eine Wittwe, welche also reden kann, sei ein freches und gemeines Weibsbild, und ein solches habe auch der Dichter nur so schildern wollen, allein mit nichten. Die Person ist liebenswürdig genug und geht munter und frisch auf die zweite Freite aus. In ähnlichem Styl gebährden sich auch die Neffen, die Cousins u. s. w., und der größere Theil des Publikums hat sich an diese Ungebühr schon so sehr gewöhnt, daß er dabei nur lacht. Wir können uns leider darüber nicht wundern, denn, wie gesagt, im gewöhnlichen Leben cursiren die Ausdrücke: „der oder der, die oder die erbt einmal, und hoffentlich bald, von dem alten Onkel oder der alten Tante," u. s. w., und man ist dabei so ruhig, als sei etwa die Rede von einer Loge zum Fra Diavolo, die einer dem andern aus Gefälligkeit überläßt. Selbst von Kindern in Beziehung auf ihre Eltern redet man von zu hoffenden Erbschaften, ja es finden sich sogar Söhne und Töchter, die ohne alle Gemüthserregung aussprechen: „wenn einmal mein Alter oder meine Alte stirbt, so erbe ich so und so viel." Trifft sie dann irgend ein verweisender Blick, so antworten sie mit

Ueberlegenheit: „Nun, nun, ich wünsche ja deshalb nicht, daß sie bald sterben," oder noch frecher: „sie sterben ja dadurch nicht eine Minute früher, aber man soll doch auch an die Zukunft denken." So ist selbst der Respect vor dem größesten und furchtbarsten oder — süßesten Geheimniß, dem Tode, verschwunden, so bald nur nicht von dem eigenen die Rede ist. Dann aber sind diese Frechen auch am furchtsamsten, und wenn sie sich einmal erkältet haben, seufzen sie bei dem übelschmeckenden Camillenthee über die ihnen drohende Gefahr.

Wir wollen uns bei diesen fatalen Leuten nicht länger aufhalten, sondern bloß noch kurz und kräftig aussprechen, daß, wer an den nahen oder fernen Tod eines Dritten Hoffnungen, und gar materielle Hoffnungen für sich anknüpft, eine Sünde begeht, deren Größe durch keine Witzelei verringert werden kann.

66.

Goethe's Nichtantworten.

(Geschrieben 1823 *).

Die vollendete Einheit des Wissens und Begeistertseins, der Liebe und der Ironie bildet den Dichter im höchsten Sinne des Worts; wobei wir jedoch unmaßgeblich meinen, daß Jahrhunderte vergehen, ohne einen solchen zu erzeugen. Alt-England hatte einen und wir einen im sechszehnten Jahrhunderte, der noch dazu gar nicht einmal einräumen wollte, daß er ein Dichter sei, lediglich bemüht, Europa's Geistesfreiheit zu retten. Einen andern haben wir Gottlob noch, der als blühender Jünglingsgreis den reichsten Kranz des Genie's in herrlicher Würde und Anmuth trägt.

---

*) Eine Jahrszahl, die ich zu beachten bitte.

Gegen ihn haben ſich — dergleichen ſollte immer nur beiläufig erwähnt werden — bekanntlich unlängſt einige „Leute da unten" verſchworen und zu etwanigen Bonmots und ernſthaften Reden zuſammengelegt. Es iſt ſchade, daß Beides nicht beſſer gerathen iſt, ſonſt könnte man doch ſagen: Ihr Männer, lieben Brüder, es iſt zwar nicht eben dankbar, daß ihr Waffen (Gedanken- und Redewaffen), die, unter uns geſagt, größtentheils von ihm geborgt worden ſind, gegen ihn braucht, da ihr indeß erträgliche Gladiatoren ſeid, mag es hingehen, beſonders wenn ihr nicht vergeßt, daß eure Streiche gegen ihn doch eben ſo wenig fruchten als die, mit denen Horatio und Marcellus in einem unglücklichen Augenblicke den Geiſt des alten Heldenkönigs bedrohen. Jetzt aber kann man dies Alles nicht ſagen, weil es viel zu gut wäre für die meiſten erlebten Fälle, ſondern wir ſollen bloß Goethe loben, daß er nicht der Mühe werth findet, nur den kleinen Finger auszuſtrecken, um dem ganzen Unweſen ſchnell ein Ende zu machen. Weshalb ſollte er noch apart vernichten wollen, was in ſich ſelbſt ſchon vernichtet iſt?

Daß hier nicht die Rede ſei von einzelnen geiſtreichen Männern, die mit Anſtand und Freiſin-

nigkeit Einzelnes in Goethe's Werken angegriffen haben, versteht sich zwar ganz von selbst, doch mög' es hinzugesetzt werden für die wenigen Leser, die etwa mißverstehen *wollen*, und denen es nunmehr hiedurch *unmöglich* gemacht wird.

67.

Abermals vom großen Kurfürsten.

Daß Fabius durch Zaudern Rom gerettet habe, ist allbekannt, und, so oft es erzählt wurde, auch gerühmt; einmal aber ist auch Deutschland durch Zaudern gerettet, und zwar war diesmal unser großer Kurfürst der weise Zauderer. Da dies, so viel ich weiß, noch nie und nirgend im Druck ausgesprochen worden ist, so muß ich billig ein wenig in das Detail gehen, doch nur mit kurzen Worten, da die Aeußerlichkeiten jener Zeit, von der ich reden will, ziemlich allgemein bekannt sind, und es hier nur auf die Verknüpfung ihrer Reihenfolge ankommt.

Nach einem überaus unglücklichen Kriege schließt Oestreich und das deutsche Reich 1678 einen noch unglücklichern Frieden zu Nimwegen, der dem Könige Ludwig XIV. die Möglichkeit zu seinen berüchtigten Reunionen verleiht. Der Kurfürst Friedrich

Wilhelm von Brandenburg wird ein Jahr lang fast allein gelassen, sieht sich im Kampfe mit zwei Kronen zugleich (Frankreich und Schweden) und muß endlich, obwohl bei ununterbrochenen Siegen, Frieden schließen (zu St. Germain 1679). Nun beginnen die Reunionen, ganz Europa staunt, Deutschland tobt und seufzt, Alles erschallt von Klagen über Frankreichs beispiellose Eigenmächtigkeit, aber selbst noch in den Klagen zeigt sich schon die Uneinigkeit der deutschen Reichsstände. Der Kurfürst, der am besten wissen konnte, wie weit es mit dieser Uneinigkeit ging, kann, wie schmerzlich es ihm auch ist, in diesem Augenblicke weiter keinen Rath geben als abwartend zu unterhandeln. Er selbst übernimmt die Vermittlungsrolle, die auch Niemandem mehr zukommt als ihm, da er der einzige deutsche Fürst ist, dessen Macht und Klugheit selbst dem Könige Ludwig imponirte. Dieser bewirbt sich jetzt ganz besonders um seine Freundschaft und wird auch dadurch in seinen Anmaßungen ein wenig gehemmt. Doch nimmt er Straßburg ohne eigentliche Kriegserklärung 1681, und erklärt es für eine französische Stadt. Oestreich, mit Recht empört, dringt jetzt auf allgemeinen Krieg der Deutschen gegen Frankreich, mehrere Fürsten, besonders

die minder mächtigen, ſtimmen bei, doch der Kurfürſt widerſetzt ſich, damit das ungeheure Elend nicht noch größer werde. Das zerriſſene, zerſtückelte Deutſchland konnte jetzt keinen Krieg führen, denn es ſah ſich auch durch die empörten Ungarn und die beutegierigen Türken bedroht. Dieſe dringen bald darauf mit unglaublicher Raſchheit durch Ungarn nach Oeſtreich und ſtehen plötzlich mit ungeheurer Macht vor Wien, das, ſeinem Untergange nahe, als die Noth am größten iſt, durch Polen, Sachſen und Baiern gerettet wird. Nun denke man ſich aber, wenn etwa im Auguſt 1683 Oeſtreich und das Reich auch noch mit Ludwig im Kampfe geweſen wären, und frage ſich ſelbſt über die offenbaren Folgen. Und wie war dieſer Friedenszuſtand erhalten? Lediglich durch die frühere Abmahnung des Kurfürſten vom Kriege mit Frankreich und durch die damalige Verſagung ſeiner Hülfe.

Dem möglichen Vorwurfe, als ob ich in das politiſche Benehmen des Kurfürſten während der Jahre 1680 bis etwa 83, in Beziehung auf Frankreich, zu viel Bedeutung lege, kann ich am beſten begegnen durch die unleugbare Thatſache, daß zu den großen Talenten dieſes Fürſten auch das für jede Zeit, beſonders aber für die damalige ſo nö-

thige: „der Ahnung der Zukunft", so wie das „des Wartens auf die passende Zeit" gehört. Wie klar unser Fürst die Zukunft ahnete, davon zeugt seine ganze Geschichte, worüber auch die Memoiren des preußischen Gesandten von Dohm Belege geben; — wie schwer aber jenes Zaudern seinem Herzen werden mußte, ihm, dem Gerechten, den jedes Unsittliche und Ungesetzliche empörte, darüber dürfen wir nur das eigene Herz fragen; doch die reinste Staatsklugheit gebot das Zaudern unbedingt, und er folgte der schmerzlichen Pflicht. Kaum aber näherte sich jene bessere Zeit, die er mit Sicherheit erwartet hatte, als sogleich wieder der alte Löwe, der nur zu schlummern schien, in seiner ganzen edlen Kraft auftrat. Aller Kränkungen von Seiten des Kaisers Leopold vergessend, sandte er ihm ein auserlesenes brandenburgisches Hülfsheer gegen den Erbfeind des christlichen Europa, und ohne Furcht vor Ludwigs Zorn, öffnete er den fliehenden französischen Protestanten liebevoll einen sichern Zufluchtsort, während er zugleich den Anmaßungen Frankreichs in Beziehung auf die Reunionen ein entscheidendes Ziel setzte. Warum litt Ludwig diese großen Schritte? Warum zog er nicht augenblicklich das Schwerdt, da sich ihm auch noch 1684, 85 so be-

queme Gelegenheit bot? Die Antwort ist nicht schwer und lautet ganz einfach: Er wußte wohl, was es heiße, an Friedrich Wilhelm, wenn dessen Geduld erschöpft war, einen Gegner zu haben, und so zog er vor — auf dessen Tod zu warten. Ihm konnte es nicht verborgen geblieben sein, daß unser Fürst bereits im Jahre 1678 an schmerzlichen Gichtanfällen litt, worüber dieser selbst, in einem noch erhaltenen Briefe an Derflinger, kurze aber desto rührendere Nachricht giebt. Noch zehn Jahre lang widerstand seine kraftreiche Natur, doch als er endlich 1688 das Heldenauge geschlossen hatte, da zeigten bald die auflodernden Städte, Flecken und Dörfer der Pfalz, daß Ludwig die Ueberzeugung gewonnen habe, jetzt sei wieder seine Zeit gekommen.

68.

Sprachverwirrung.

Vielleicht war es die schwerste Strafe, die Gott jemals über die Menschen verhängte, als er bei dem Babylonischen Thurmbau ihre Sprachen verwirrte, daß sie einander nicht mehr verstehen konnten.

Es scheint, als habe uns dies Irrsal von neuem getroffen, und die heiligsten Interessen der Menschheit in Religion und Philosophie, Staatskunst und Poesie, werden jetzt in manchen von unsern Gesellschaften auf eine Weise verhandelt, in denen oft nur das Eine deutlich ist, daß die Sprecher sich selbst nicht deutlich sind, und daß die Zuhörer sich durch ganze oder halbe Taubheit schützen. Wäre hier nicht von den heiligsten Interessen die Rede, so dürfte man freilich lachen, denn die Taubheit einer gewissen Gattung ist mit Recht und nicht selten in den Lustspielen als Lachmittel angewandt,

und die Mißverſtändniſſe ſind der reichſte Stoff der Komödie. Hier aber gehen ſie in das Mark und das Blut hinein, und das Lachen würde übel tönen.

Ein Hauptgrund jenes faſt allgemeinen Mißverſtehens beſteht wohl darin, daß das Zeitalter mehr ein zerſtörendes als ein bauendes iſt, und mehr bei Mephiſtopheles in die Schule gegangen, als bei Chriſtus und Johannes. Der Zerſtörungsſüchtige aber kann nichts *geben*, weil er überhaupt nichts geben will, ſondern nur das Gegebene angreifen. Gelingt ihm das, ſo iſt er für den Moment im Vortheil, weil der Angegriffene, für jetzt auf bloße Vertheidigung reducirt, und kaum an die Möglichkeit eines ſolchen Angriffs glaubend, eben ſo arm dazuſtehen *ſcheint*, als der Angreifer. — Ach ihr Armen! es wäre euch beſſer, recht unglücklich zu ſein wegen eurer Armuth; dann könntet ihr doch vielleicht noch reich *werden*, ſtatt daß ihr jetzt nur darauf ausgeht, euer ſtetes Neinſagen als ächte Lebensweisheit geltend zu machen.

69.

Freude an der Natur.

Der ächte Freund der Natur wird gewöhnlich bei ihrem Anblick feierlich oder still, damit ihm die bestimmte Bedeutung irgend einer gebotenen Gegend desto leichter klar werde. Dem wahrhaft naturkennenden und naturliebenden Blicke und Herzen ist keine Gegend ganz uninteressant.

Daß der Mensch, als Freiheit, die Natur als Nothwendigkeit (Hemmung, Schranke) auch lieben könne, ist der höchste Beweis seiner höhern Würde und der Gewißheit des Sieges.

Merkwürdig ist, daß die Natur keinen Scherz zu vertragen scheint, während doch sogar das Epos und die Tragödie den Scherz im Hintergrunde hat. Die Natur als solche ist nur ernsthaft; doch darf sie auch den Blick eines Aristophanes nicht scheuen.

Die gewöhnlichen Freunde und Freundinnen der

Natur meinen, es sei eine schon genügende Lust, wenn sie nur hübsch munter im thauigen Grase herumspringen, den Kahn besteigen, auf Berge klettern, nach frischer Milch verlangen u. s. w. Das möchte hingehen, und ihnen ganz wohl zu gönnen sein; wenn sie nur nicht mit solcherlei Mittelmäßigkeiten sich rühmten, und den ernsten stillen Freund der Natur hochmüthig bedauerten, als frage er wol nicht sonderlich nach ihr.

Und doch fragt gerade Er nicht bloß nach ihr, sondern er fragt sie, und empfängt, je stiller sein Gemüth wird, desto reinere und tiefere Antwort.

70.

Das deutsche Clima betreffend.

Es ist mir immer als eine falsche Vornehmheit vorgekommen, die Gespräche über das Wetter ganz verbieten zu wollen, denn sie verdienen nur dann Tadel, wenn sie ohne Gefühl, Laune oder Witz sich breit machen. Ein solcher Fall ist unter gebildeten Menschen doch wol nur sehr selten, und mir ist kaum jemals eine Person vorgekommen, der die Witterung völlig gleichgültig gewesen wäre. Mir — ich gestehe es — ist sie so interessant, daß ich mich zuweilen zu erforschen bemühe, ob eine That oder Schrift bei schönem oder üblem Wetter vollführt sei; und ich habe oft nicht unrichtig vermuthet *).

*) Schon vor einer Reihe von Jahren äußerte ich, die meisten Verbrechen seien wahrscheinlich bei übelm Wetter verübt.

Das deutsche Clima hat von jeher im Auslande in üblem Credit gestanden, besonders aber ist es seit Voltaire's bittern Späßen sehr verrufen, bis endlich die Franzosen, bei ihrem langen Aufenthalt in Deutschland, zu einem einigermaßen bessern Urtheil gelangten. Das Schlimmste aber ist, daß die meisten Deutschen, besonders die von der sehr ehrenwerthen handfesten Klasse, eine ganz eigene ungünstige Meinung von dem deutschen Wetter haben, so daß fast jeder Monat mit einem fatalen „Aber" bezeichnet wird. „Das ganze Jahr taugt nicht recht viel", ist das Ergebniß ihrer Reden. So unumwunden und im Allgemeinen werden sie es freilich nie aussprechen; aber fragt sie nur in jedem einzelnen Monat nach der Beschaffenheit desselben, und das Resultat wird sich schon finden. Z. B. Januar: Nun, das versteht sich, da muß es kalt sein, daß es Pickelsteine friert, je ärger, je besser, und die Pelze hinauf bis an die Zähne, ein bischen Fluchen thut wohl. Februar: Der Frost bleibt arg, doch kann es zuweilen thauen. Je ärger der Schmutz, desto schöner; beim Glatteis fallen sich die Leute Arm und Beine entzwei, das ist denn so etwas für empfindsame Seelen. März: Das ist ein schlimmer Monat; alle Leute werden krank,

und husten schrecklich, draußen hagelt's und schneit's, und in den einzelnen warmen Stunden erkälten sich die Leute am meisten. So ist's recht! die Aerzte wollen auch leben, und leben auch meistens im schönsten Wohlstande. April: Nun, das weiß ein jeder, daß es da stürmisch, windig und veränderlich ist. Das Wetter muß doch ausrasen, und wenn der Sturmwird sämmtliche Dächer abdeckte, was ist es mehr? Mai: In diesem Monate haben jene ehrlichen handfesten Leute ihre wahre Wonne, denn wenn ihnen zarte Jünglinge und Mädchen begegnen, die etwa so unverständig gewesen sind, sich auf den Mai zu freuen, so belehren sie das unerfahrene Volk zuvörderst, daß Pankratius, Servatius und Mamertus ihr altes Recht, abscheuliches Wetter zu machen, keinesweges aufzugeben gesonnen sind, sondern daß sie im Gegentheil zweimal kommen, nach dem alten und neuen Kalender. Ueberhaupt muß der Mai kühl, sehr kühl sein, das ist das alte Herkommen; ob dabei die Liebenden angenehm spatzieren gehen können, daran ist wenig gelegen. Mit tüchtigen Pelzen bewaffnet, geht es doch zuweilen, und unter dem Regenschirm gedeihen oft die trefflichsten Liebeserklärungen. Junius: Endlich hoffen die Zarten im Hafen des guten Wet-

ters angelangt zu ſein; aber vergeblich, denn ſie werden belehrt, der Juni müſſe kühl und naß ſein, wenn Scheune und Faß gefüllt werden ſolle. Da nun das jeder gute Menſch gern ſieht und herzlich wünſcht, ſo beſcheiden ſich die armen Seelen abermals und hüllen ſich wie billig in ihre Tugend, wenn es den ganzen Tag regnet. Ein paar halbverfrorene Lerchen und in Elegien klagende heiſere Nachtigallen haben ſich doch wohl gerettet und ſingen in die nebligfeuchten Frühmorgen- und Abendſtunden hinein.

Ich will nicht weiter fortfahren, die ſchlimme Kritik anzugeben, mit der man die übrigen Monate belegt, ſondern bloß hinzuſetzen, daß man dennoch im Allgemeinen das deutſche Clima lobt; bei dieſem Urtheil aber vergißt, daß man im Einzelnen beinahe eben ſo hart geurtheilt hat als Voltaire, der traurig genug das Reſultat zog, man habe in Deutſchland acht Monate Winter und vier Monate ſchlechtes Wetter.

Kämpfen wir nicht gegen Witzeleien, ſondern erheben wir uns lieber zu dem guten Gedanken, daß die Deutſchen, trotz der Ungunſt ihres Clima's, dennoch ſtets fortfahren, an einen deutſchen Frühling, Sommer und Herbſt im ſchönſten Sinne des

Worts zu glauben, und daß sie in tiefer und freundlicher Natur-Erkenntniß vermocht haben, Naturgedichte zu schaffen, die in leuchtender Herrlichkeit ähnliche Erzeugnisse anderer äußerlich mehr begünstigter Völker weit überstrahlen. Mit dem warmen, blüthevollen und duftenden Mai in unsrer Brust besiegen wir leicht den Mai da draußen, der freilich oft nur ein Titular-Mai ist. Aber wir besiegen ihn nicht bloß, sondern wir besingen ihn auch, und zwar auf eine so innige und milde Weise, daß wir hoffen dürfen, er werde endlich einmal, erröthend über das unverdiente Lob, sich bessern und nicht immer auf nassen Sturmwindsflügeln angerauscht kommen.

71.

Religiöse Andeutungen *).

(Mit Hinsicht auf einige Richtungen der Zeit.)

Erster Abschnitt.

Wenn man den Geist, der die trefflichen Männer Philipp Jacob Spener und August Hermann Franke beseelte, Pietismus nennen will, so ist dagegen nichts Erhebliches einzuwenden; nur sollen wir dann das Wort in seiner reinsten Bedeutung nehmen. Spener erscheint auch in rein wissenschaftlicher Beziehung vielseitig und ehrwürdig, selbst nicht ohne künstlerische Ahnung, z. B. in seinem Wohlgefallen an der dichterischen Sprache in einigen rührenden Scenen im A. Gryphius u. s. w. — Bei Franke war dies weniger der Fall, und er

*) Geschrieben im März 1830.

scheint besonders in seinen letzten Lebensjahren den rein wissenschaftlichen Standpunkt nicht selten verkannt und den künstlerischen gänzlich abgelehnt zu haben. Ihm, dem großen praktischen Glaubenshelden, ist jedoch gar wohl zu verzeihen, ja in der gerechten Anerkennung und Bewunderung des großen Werks, an dessen Ausführung er sein Leben setzte, weisen wir jede andere Anforderung ab.

Aber schon bei Lebzeiten dieses Mannes sank der Pietismus, je nachdem die Charaktere waren, die ihn erfaßten, herab: bald zur Süßlichkeit, bald zur Herbigkeit, bald zur Gesetzes-Furchtsamkeit, bald zum Gesetzes-Hochmuth, bald zur geistigen Gedrücktheit, Einseitigkeit, Engheit, Träumerei, Müßiggängerei, Ideenarmuth; — Ideenlosigkeit. Selbst auf den gutmeinenden Bogatzky, obwohl sich noch einige Blitze von regsamerm Geist in ihm finden, passen die meisten dieser Züge, und da ich nicht wenig von ihm gelesen habe, darf ich sagen, daß ich, um ihn ganz zu kennen, mich recht wohl mit drei oder vier seiner Blätter hätte begnügen können. Dennoch stehen die meisten Pietisten seiner Zeit (so etwa von 1720 bis 70) noch unter ihm, denn sie fangen schon an, sich mit der Kopfhängerei und Ideendürftigkeit zu brüsten, und den Anblick einer Welt, in

der lauter solche Pietisten lebten, würden wir kaum ertragen. — Da wäre kein klares Bewußtsein der geistigen Fähigkeiten im Menschen, keine erhebende Wissenschaftlichkeit, keine Poesie in ihrer mannigfaltigen Bedeutung und Farbenpracht, keine Kenntniß und Befreundung mit der Natur mehr, kein Blumenduft, keine Waldnacht, kein Sternenhimmel, keine gesellige Bildung u. s. w. *).

Was aber sollen wir zu der Mehrheit der neue-

*) Möge hier wenigstens in einer Anmerkung erinnert werden, daß alle die Männer, denen die deutsche Literatur ihren herrlichsten Umschwung verdankt, schon als Knaben, und späterhin als Jünglinge unermüdet nach der edelsten wissenschaftlichen Vielseitigkeit strebten. So wissen wir z. B., daß Herder, der, arm und kränklich, sich während der Universitätsjahre seinen Unterhalt allein durch Privatunterricht verdienen mußte, dennoch sogleich beim Beginn der akademischen Laufbahn, als Theologe, folgende Vorlesungen besuchte: „Bei Lilienthal hörte er Dogmatik, bei Arnold Kirchengeschichte, bei Kypke Philologie, bei Kant Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie; bei Teske Physik. (S. Herders Leben von Ring.) Wenn aber von einem Jüngling wie Herder gesagt wird: „er hörte", so bezeichnet das kein bloßes Leiden, sondern ein entschiedenes Handeln, oder: jene Aufmerksamkeit, die eben so rein empfängt als giebt und ordnet.

sten Pietisten sagen? — Ich wiederhole nochmals das Wort „Mehrheit", denn ich meine nicht alle. Von dieser Mehrheit gilt zuvörderst alles, was ich so eben angeführt habe; aber es steht noch schlimmer mit ihnen. Der großartige und reichblühende Frühling, der seit etwa siebzig Jahren in Wissenschaft und Kunst über Deutschland neu aufgegangen, ist spurlos an ihnen vorüber gewandelt; zu ihnen hat weder Lessing noch Goethe, weder Kant noch Fichte, weder Schiller noch Jacobi, weder Hamann noch Jean Paul gesprochen; denn diese Herrlichen waren in ihrer edlen Freisinnigkeit zu imponirend und schienen manchem gefährlich. Nur dem Geiste kann der Geist erscheinen und zu ihm reden; sie aber waren längst erstarrt in veralteten Formen, denen der Geist entflohen, und die tödtende Kraft des Buchstabens zeigte sich in ihrer ganzen Macht. — Mit manchen unter diesen neuesten Pietisten ist gar keine wissenschaftliche Unterredung mehr möglich, denn sie haben gegen jede Idee, die man aufstellt, nur die trockne Antwort, es stehe in ihren dogmatischen Heften, Paragraph 19 oder 99, ganz anders!

Alle tiefere Lebendigkeit, alles Selbstdenken, alle Anmuth, ja, sogar nicht selten, alle Liebe ist dahin, die eigentliche Bonzenhaftigkeit, wie sie uns bei ei-

nigen Wittenbergiſchen Theologen des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchienen iſt, bringt wieder ein, und manche Engherzigkeit und ſtarrer Egoismus, der ſich für gläubig hält, macht ſich breit, und es iſt uns, wenn wir in den Schriften, die von ſolchem Ungeiſt geboren, leſen, als athmeten wir die Luft in der berühmten Höhle von Bengalen, in der bekanntlich einſt viele engländiſche Krieger erſtickten. Wir aber wollen nicht allein nicht ſelbſt erſticken, ſondern auch Andere vor der Gefahr warnen.

Zum Glück trägt all dergleichen Hyperpietismus den Tod in ſich, weil er ſchon jetzt innerlich durchaus krank iſt; aber der Kranke iſt ſehr ruhelos, und ſo ſehen wir auch zuweilen die wildeſte Gehäſſigkeit, gleichſam als Zuckung, und es giebt ſogenannte fromme Gebete, die lediglich als Flüche zu verſtehen ſind. In England giebt es ſchon jetzt eine ſogenannte chriſtliche Geſellſchaft, — ich hoffe, ſie iſt nur ſehr klein — die nur den für ihren Bruder erkennt, der jeder Zeile ihres chriſtlichen Syſtems beiſtimmt. Die Furchtbarkeit dieſer Geſinnung muß ſelbſt einem ſchon halb Erſtarrten einleuchten, denn wie gern würden jene bei dieſer Anſicht die altſpaniſche Inquiſition, wenn auch nicht eben mit Scheiterhaufen, doch mit den gehörigen öffentlichen Kir-

chenbußen wieder einführen, wenn sie könnten! — Aber auch wie unendlich lächerlich ist es, daß solche und ihnen ähnliche Leute von einem System zu sprechen wagen! System ist lebendiger, sich ewig und nach allen Seiten hin neu erzeugender Organismus in dynamischer Einheit; was jene aber System nennen, ist nichts Anders als ein Haufen neben einander gestellter bleierner und bemalter Figuren, die man nie kräftig anfassen darf, und deren Berührung deshalb auch verboten ist. Ein solches Verbot kann jedoch im neunzehnten Jahrhundert nur Mitleiden erwecken; leider aber kann dieses Mitleiden nicht immer isolirt bleiben, und es mischt sich wahrer Unwille und Schmerz mit ein. So bin ich z. B. wie von einer mathematischen Wahrheit überzeugt, daß die ganze hier nur angedeutete Richtung in fünf bis zehn Jahren höchstens als ein vollendeter Irrthum, und ihr Erzeugniß als ein todter Leichnam werde anerkannt werden; doch bleibt der Schmerz, denn in dem kurzen Leben sind fünf bis zehn Jahre sehr viel, und bis dahin kann noch manche Jugend entlaubt werden, und manches Herz veröden und erstarren. Auf der andern entgegengesetzten Seite aber können noch manche thörichte Schmähungen und Witzeleien gegen den

wahren und reinen Pietismus, den es doch gottlob auch gegeben hat und noch giebt, gleichfalls viel Uebles veranlaſſen.

Ich weiß, daß dies Alles mißverſtanden werden kann; wer aber, wie ich, ſo lange er deutlich denken und empfinden kann, das reine Chriſtenthum als die höchſte Weisheit, Freude und Beruhigung ſchon hienieden betrachtet und erſchaut hat, wer dieſe Anerkennung nicht ſelten auch öffentlich verkündet hat, und deshalb von einer zahlreichen Recenſentenſchaar für allzufromm (welch ein Wort!) erklärt worden iſt, der erfreut ſich zuletzt einer unantaſtbaren Gelaſſenheit in allen dieſen Beziehungen und kehrt ſich an nichts mehr als an die ewigen Geſetze der Liebe und Wahrheit. Niemand glaube deshalb, daß ich irgend ein beſtimmtes Individuum bei dieſer Polemik vor Augen habe; wäre es ſo, ich würde es nennen; aber es iſt nicht ſo, und ich habe lediglich jene bezeichnete Richtung vor Augen. Dieſe Richtung, um mich auch dem Beſchränkteſten ganz deutlich zu machen, iſt *nie* da, wo noch Liebe iſt; denn Alles, was aus Liebe hervorgeht, iſt ächt und dauernd. — Ich habe es hier lediglich zu thun mit jener unphiloſophiſchen und unkünſtleriſchen, Natur und Geiſtesfreiheit mor-

denden, liebloſen, dogmatiſchen Buchſtabenherrſchaft, wie ſie ſich jetzt zuweilen uns aufdrängen möchte. Sie allein iſt es, die ohne alle Philoſophie, die ſie haßt, weil ſie ſie nicht kennt, die Vernunft verdächtig zu machen ſucht, während ſie nicht im Stande iſt, auch nur entfernt zu ahnen, was wohl höhere Vernunft ſei. — Freilich ſind Verſtand und Vernunft in ihrer jetzigen zeitlichen Begränzung nicht vermögend, Gott zu erfaſſen, aber ſie ſind und bleiben doch ewig das unſchätzbarſte Geſchenk Gottes, ohne deſſen richtigen Gebrauch kein Glaube möglich iſt. Wer deshalb dadurch zum Glauben zu kommen hoffen möchte, daß er ſich des Verſtandes und der Vernunft in Beziehung auf die göttlichen Dinge ganz entäußerte, der würde eben ſo unweiſe und unſittlich handeln, als wenn Jemand ſagen wollte: „Da ich mit meinen Augen nicht Alles ſehen kann, ſo will ich ſie mir ..... ausſtechen!“ — Solcher Verblendeten aber giebt es jetzt Manche!

Meine eigene Anſicht iſt die allereinfachſte und lautet alſo: Ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den innigſten Glauben an Gott und den Erlöſer und deſſen Lehre, aber ich möchte auch nicht einen Tag leben, ohne den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft.

Manche unter den heutigen Frommen sind schon um deswillen nicht recht fromm, weil sie sich, wie schon gesagt, meistens starr, kalt, unwissenschaftlich, unkünstlerisch, unpoetisch und unmusikalisch zeigen. Aus diesem Unkünstlerischen und Unwissenschaftlichen geht dann endlich auch das Anti-poetische und Anti-scientifische hervor; es entsteht ein feindseliges Verhältniß zwischen ihnen und allem frei und herrlich blühenden Leben, in welchem sich die höchste Bildung der Menschheit ausgesprochen hat. Es können Jahre vergehen, in denen diese Unglücklichen aus einer gewissen innern Scham nicht wagen, ihre feindliche Gesinnung gegen jenes Große und Herrliche auszusprechen, dann aber kommt endlich eine Stunde, wo sie sich auch von jener zartern Scheu losmachen, und dann lassen sie über Homer und Sophokles, Shakspear, Goethe, Schiller u. s. w. Urtheile vernehmen, an die man nicht ohne — Entsetzen zu denken vermag, und die selbst Joachim Lange und Melchior Göze, wenn sie heute lebten, nicht billigen würden. Es giebt Einige, die bei solcher Gelegenheit zeigen, daß sie sich ordentlich nach einer gewissen trübseligen Barbarei oder barbarischen Trübseligkeit sehnen, vor der alle Musen und Grazien erschreckt zurückfliehen.

„Trübselig" — das Wort ist noch zu milde, es waltet zuweilen eine gewisse trübe Trübheit (grau in grau), die sich bloß noch aufrecht hält, weil sie sich für Tugend erklärt. — Man kann freilich nicht immer heiter sein; aber selbst die bloße Neigung dazu ist schon etwas Gutes, so wie zum harmlosen Scherz, Lächeln und Lachen, durch Poesie geadelt. Diese Neigung soll nie fehlen, denn sie geht hervor aus innerer Klarheit, und diese sollen und können wir uns mit Gottes Hülfe immer erhalten. Deshalb ist denn auch Verdrießlichkeit, üble Laune, allzeitfertige Achselzuckerei u. s. w. nicht bloß unerfreulich, sondern als entschieden sündhaft zu betrachten. Lasset uns hier nicht aufhören von unserm theuren Luther zu lernen, von ihm, dem eben so kraftreichen als wissenschaftlich gebildeten, muthig fröhlichen, thätig hoffenden, treuherzig witzigen, dichterisch musikalischen Luther, von ihm, dem Sänger des unsterblichen Heldenliedes „Eine feste Burg ist unser Gott", und von ihm, dem Verfasser des sinnvoll heitern Canons: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang" u. s. w. Hätte wohl Jemand den Muth, die zweite Zeile dieses Canons in ihrer witzig tragischen Einfachheit zu verändern?

„Du sagst uns — so spricht hier vielleicht ein

Leſer — mit allem dem durchaus nichts Neues.“ Darauf erwiedre ich: Möchten doch alle Leſer ſo urtheilen, dann würden ſie auch gern dieſe überaus wichtigen alten und ſtets neuen Betrachtungen mit mir wiederholen, und was ich nur leiſe andeutete, bei ſich ſelbſt weiter ausführen. Warum ich aber nur ſo leiſe andeutete? Weil Manches von dem, was die Wirklichkeit uns bietet, meinem Herzen zu wehe thut. Dies ganze Buch iſt, in ſo weit ich mich erinnern kann, nur in heitern Stunden geſchrieben; nicht aber dieſes Fragment; und wahrlich, es iſt genug, ſich in unſern Tagen immer nur klar zu erhalten; das aber verleihe der Himmel uns Allen.

72.

Religiöse Andeutungen.

Zweiter Abschnitt.

Entgegengesetzte Irrthümer und falsche Tendenzen pflegen sich wechselseitig zu erzeugen und mit einem gewissen Scheinleben auszustatten. Wo Hyper-Pietismus sich laut macht, wird auch bald wieder Religionsspötterei und Witzelei um sich greifen. Im ersten Anfang dieses Jahrhunderts und späterhin in unsern Unglückszeiten wagte die letztere nicht aufzudücken, denn auch die erstere fehlte. Jetzt ist es traurig anders, und beide falsche Richtungen bekämpfen sich gegenseitig, und es sieht aus, als hätten beide Leben, das doch beiden fehlt.

Aechte Religiosität ist innig, sinnig, einfach, gediegen und spricht sehr selten im Allgemeinen von

der Religion, denn nur in den Stunden der reinsten Begeisterung fühlen wir uns dessen würdig, dann aber ist unsre Rede ein tiefer, klarer Strom. Es ist profan, viel vom Heiligen zu sprechen, so wie es unkeusch ist, von Keuschheit zu schwatzen. Der wahrhaft Bescheidene liebt das Lob der Bescheidenheit nicht, und doch ist die Bescheidenheit nur ein einzelner Strahl der religiösen Gesinnung.

Selbst die herrlichsten Ausdrücke, die tief gefühlt und zur rechten Zeit ausgesprochen, den edelsten Gemüthszustand des Sprechenden bekunden, z. B. „Wie Gott will", „mit Gottes Hülfe" u. s. w., verlieren zuletzt durch zu häufigen und eben deshalb leichtsinnigen Gebrauch ihre tiefere Bedeutung. Leider hört man sogar das Wort: „es muß wohl Gottes Wille gewesen sein", oft auch dann, wenn die Menschen mit eignem thöricht verworrenem Willen Thörichtes begangen haben, und dann an den Folgen leiden. —

Wer sich selbst für religiös erklärt, ist es schon um deswillen nicht. Solcher Selbstgefälligkeit sollte stets

die religiöse Demuth wehren, die uns am besten zeigt, wie weit wir noch vom Ziele entfernt sind. Deshalb das theuer werthe Wort: „Richtet nicht."

Daß es Gebete giebt, die wirklich Flüchen ähnlich sind, lehrt uns jenes pharisäische: „ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie u. s. w." Also selbst in das Rührendste und Herrlichste, was eines Menschen Brust entströmen kann: in ein Dankgebet vermag dieser gräßliche Pharisäismus zu dringen. — Ach! und wie oft hören wir Aehnliches!

Der Hyperpietismus führt bald zum wehmüthigen, bald zum kalten Stolze, bald zur Trägheit, die jede wissenschaftliche Anstrengung scheut, endlich auch wol — (wenn ich mich der üblen, aber auch Uebles bezeichnen sollenden Ausdrücke bedienen darf) — zur Verknorpelung und Verknöcherung des Geistes. Bei regeren, jugendlichen Gemüthern leitet er nicht selten, nach langsamerer oder schnellerer Beseitigung jener Regsamkeit, zu einer gewissen Unlust am Leben, ja zum Ekel an dem ganzen, in

seiner höhern Bedeutung doch so wichtigen „Treiben dieser Welt.“ — Poesie ist dabei nie, und auch der Hamletsche Witz, der doch noch ein wenig spannen könnte, fehlt. Dann folgt eine gewisse kaltvornehme, gleichsam trockne Sehnsucht nach dem Tode, den in seiner großen Bedeutung Niemand weniger ahnet als der Hyperpietismus. — Jene Sehnsucht kann zuletzt in Liebäugelei mit dem Tode ausarten: eine Sünde, die sich gewiß am meisten rächet und stets rächen wird. Nicht bloß das rührende Wort des Marquis Posa: „O Gott, das Leben ist doch schön!“ noch weniger die trübe Bemerkung, daß der Tod eben „nicht ästhetisch“ sei, sondern der Gedanke soll uns, tief ergreifend, vor jener unreifen, sterilen Sehnsucht schützen, daß selbst die edelsten und sinnvollsten Christen nur mit heiligem Schauder und tiefer Demuth des Todes gedacht haben, und auch also gestorben sind.

Jene Unlust am Leben ist nicht bloß nicht religiös, sondern kann sogar wider unsern Willen zur entschiedenen Anti-religiosität führen. Haben wir denn das Leben, das uns doch von Gott selbst als größte Aufgabe zugetheilt worden ist, sobald ausge-

lernt? Und ist nicht gerade jene Richtung am meisten Schuld, daß wir es so trüb-oberflächlich ansehen und eben deshalb so freudenarm finden?

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", ist ein eben so einfaches als sinnvolles Wort; aber es wird leider gar häufig vergessen. Welche Früchte können bei jener Richtung und bei jener Ansicht von „dieser Welt" erzeugt werden? Das Leben ist nicht mehr die blühende Braut, es hat seine Farbe verloren, die Wange ist eingesunken und bleich geworden, und die Augen sind erloschen. Wir arbeiten freilich noch und oft recht fleißig; aber wie etwa in einer Pönitenzpfarre, die unsre Kräfte ermattet, ohne uns zu belohnen.

Um endlich noch Eines hervorzuheben: — welche Ansicht können wir, bei dieser Totalrichtung, von dem Staat und der Staatskunst haben?! Möge die Geschichte, die Philosophie, ja der Weltgeist selbst noch so vernehmlich uns auf die erhabene Idee des Staats leiten; bei jener Richtung finden wir nichts in ihm als eine nothwendige Umzäunung zusammengelaufener Menschen, nichts als eine Zwangsanstalt für den verderbten Willen u. s. w. —

Welch eine Ansicht können wir auf diesem Standpunkte von der Vaterlandsliebe hegen? Wird nicht auch sie in trüber Gestalt erscheinen? und wie verträgt sich freie Liebe mit dieser dumpfen Sinnesart! — Müssen wir nicht bald in solchem Zustande des Lebens und Wirkens überdrüßig werden? Sind wir aber desselben überdrüßig, so sind wir auch wahrlich des Todes nicht würdig; und wie könnten wir uns seiner erfreuen, wenn wir das Leben nicht fröhlich begriffen haben?

Wir wollen nicht fortfahren, uns durch das Ausmalen solcher Gemälde traurig zu machen, sondern mit dem alten Wunsche: „Gott bessere es" hoffend schließen.

73.

Morgen- und Abendgefühl.

In einem mir sehr lieben Gedichte heißt es: „O des steten Morgens in der Kindesbrust!" — Man soll dieses Wort nicht bloß obenhin aussprechen oder aussingen, denn bei genauer Betrachtung finden wir, daß in dieser Zeile das innere Wesen der Kindheit angedeutet worden ist. Das Kind hat nichts und will nichts anders haben als das Heute, und es genießt selbst einen Sonnenuntergang ohne Reflexion wie Sonnenaufgang. — Das „Gestern" wird ihm zu „Heute" wie das „Morgen" und der schwüle Mittag, der bedenkliche Abend, und die tief-ernste Nacht berühren es kaum, oder, wenn ja, so macht das Kind sie zur bunten Blumeneinfassung seines in stetem Frühroth leuchtenden Gärtchens. Auch der Jüngling weiß wenig oder nichts vom Abend und von der Nacht; aber zu viel vom Mittage, und in

der äußern und innern Gluth drängt ihn die Luſt zu zerſtören, bei welchem Geſchäfte er ſich doch nur ſcheinbar wohl befinden kann. Im Manne jedoch wird endlich ein Gefühl rege, das ich nicht anders bezeichnen mag, als mit dem einen, ſchwer wiegenden Worte „Abendgefühl.“ — Dieſe Empfindung kann ſo tief eindringen, daß man mit Falſtaff — aber freilich in einem ganz andern Tone — ſagen mag: „Ich wollte, es wäre Schlafenszeit, und Alles vorbei.“ Dann fragt man auch wol: „Was ſoll nun werden? Die Welt iſt alt und müde geworden, und nachdem der Gipfel der dramatiſchen Lebenshandlung bereits vorüber iſt, will das Stück nicht mehr recht vorwärts und kann den Ausgang nicht finden.“ Man fragt ferner: „worauf hofft ihr noch ſonderlich? Meint ihr, es werden noch Zeiten kommen, die größer ſind als die der Perſerkriege? der Conſtituirung des Chriſtenthums? der Hohenſtaufen? der Reformation? u. ſ. w. oder (um in das Einzelne zu gehen) meint ihr, es werden noch größere Dichter kommen, als Homer und Shakſpeare? größere, kühnere und mildere Religioſen als Luther und Melanchthon? größere Philoſophen als .... Doch wozu Namen? — und Du ſelbſt, der Du ſo klagen kannſt, magſt Du die

Wunden zählen, die Du seit Deinen Kinderjahren empfangen? liebend und aus Liebe empfangen von der Eigensucht, der Hoffarth und der Rohheit? Wunden, die doch immer fortbluten, obwohl sie geschlossen scheinen, und Du dabei lächelst." — — Genug! Wir wollen der Abendglocke nicht weiter Worte leihen, sondern uns an das schönste erinnern: „Seid fröhlich und getrost." Wir wollen diese Tröstung jetzt bloß von der Einen Seite auffassen, die uns deutlich zeigt, es müsse doch möglich sein, unter allen Umständen, und selbst weit entfernt von der Jugend nach dem Kalender, stets innere Jugend und Fröhlichkeit zu bewahren, und zwar auch bei jenem unerläßlichen tiefsinnigen Abendgefühl. Ist es aber möglich, so muß es auch wahr werden, und in der Ueberzeugung, daß es wahr sein müsse, würden wir ja erröthen, wenn wir hier zurückblieben. Dabei helfe uns auch die Geschichte, denn wir alle rufen im Schmerze wie Tasso: „Stellt sich kein Beispiel der Geschichte dar?" und wir würden sehr traurig werden, wenn wir Nein antworten müßten. Hier aber läßt sich häufig ein fröhliches Ja vernehmen. — Nicht die Rosen des Anakreon, auch nicht die des Horaz können uns genügen, denn ein trübes „Daß Du nichts Un-

ſterbliches hoffeſt" (Inmortalia ne speres etc.), vor dem alle Blumenpracht erbleicht, folgt unmittelbar darauf. Aber Homer erſcheint als ein ewiger Jüngling, und Sophokles dichtete in ſeinem achtzigſten Lebensjahre die ſinnreichſte, prophetiſche Tragödie von dem zur Verklärung aufflammenden Oedipus. — — Und lebt nicht noch unter uns der herrliche Dichter, in deſſen greiſen Locken die unverwelklichſten Lorbern und Roſen blühen? Unverwelklich, weil ſie mit jener Jugend, die vorher als Kalenderjugend bezeichnet wurde, nichts gemein haben. — Welch eine weite reiche Welt, geeignet für die erfreulichſten Betrachtungen, bietet ſich hier!

Darum noch einmal und immer wieder, und immer mit tieferer Innigkeit bis zum letzten Hauch: „Seid fröhlich und getroſt," bis endlich im ſeligen Anſchauen des hienieden Geahneten keine Ermahnung dieſer Art mehr nöthig iſt.

74.

Deutsche Geschichte angehend.

Die Unwissenheit so vieler Deutschen in deutscher Geschichte ist freilich arg genug und oft zum Erschrecken arg, allein zu erklären ist sie wohl, und es finden sich dann manche Entschuldigungen. Denken wir uns z. B. einen in seiner Sphäre achtungswerthen Bürgersmann, der nie gelehrten Unterricht gehabt; — auch er hatte wohl Lust zu wissen, wie es einst in Deutschland ausgesehen, so nimmt er dann ein Buch zur Hand, um sich zu belehren, und findet eine Menge lateinischer und gar griechischer Citate; er legt es seufzend weg, und ergreift ein zweites. Hier erblickt er kein Latein und Griechisch, und freut sich; aber zu früh! denn er lieset eine steife, starre Studierstubensprache, die eine ähnliche Wirkung auf ihn macht, wie die bleierne Keule in

der Hand des Schlafgottes. Er nimmt ein drittes, das erzählt ihm etwas vom Kaiser und Reich, aber ohne ihm deutlich zu sagen, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit habe; denn da wir seit etwa achtzig Jahren auch wenigstens achtzig Späße über die gesammte alte deutsche Reichsverfassung, von der wir selten mehr als den Schatten kennen, aufgerafft haben, so fehlt uns sogar die Lust, davon zu erzählen; — der Mann lieset ferner von den vielen Zügen der Kaiser nach Italien, von dem großen Kampfe der weltlichen und geistlichen Macht, von der Investitur u. s. w.; aber alle diese Verhältnisse, so anziehend und groß sie auch sind, werden ihm nicht menschlich nahe gebracht, und er weiß sie nirgend anzuknüpfen, was auch eigentlich die Aufgabe des schriftstellenden Historikers gewesen wäre. Müssen wir nun nicht den Mann einigermaßen entschuldigen, wenn er endlich nach diesen und ähnlichen vergeblichen Bemühungen der Sache überdrüßig wird, und statt dessen lieber in das Theater geht, um den gewiß gar nicht üblen „Geist auf der Bastei" zu sehen? Ist er nun bescheiden, so begnügt er sich hinfort, so oft von älterer deutscher Geschichte die Rede ist, zu sagen, er verstehe

sie nicht, und sie sei auch für einen unstudierten Mann unverständlich; ist er aber hochmüthig und frivol, so erklärt er sie in Bausch und Bogen für höchst fatal und langweilig.

Aber nicht bloß dieser Bürgersmann ist unwissend, sondern auch in dem Wissen der gelehrten Historiker giebt es üble Lücken, ja es sind leider der letzteren so viele, daß sie kaum jemals werden ganz gefüllt werden können. Es giebt eine Menge Fragen, die trotz ihrer beziehungsreichen Wichtigkeit, nur selten aufgeworfen werden. — Z. B. wie stand es mit der allgemeinen menschlichen und individuellen Bildung des Volks während des 14., 15., 16. Jahrhunderts? Wie mit der des Adels? Welche Tagesordnung hatte ihr Leben? wie zeigten sich die Verhältnisse der Liebe, der Freundschaft, des geselligen Lebens, der Familien? Welche Vergnügungen waren die herrschenden? Welchen Ersatz hatte man für die Turniere und das Ringelrennen? Welche Ergötzlichkeiten bereiteten sich die Edelfrauen und Bürgerinnen untereinander? Wie stand es mit der herrlichsten Zeit des studierenden Jünglings auf der Universität? Wie auf Schulen? Wie mit den Zünften und Innungen der Handwerker? Wie mit deren

Wanderschaften? u. s. w. Ich weiß recht wohl, daß man auf alle diese Fragen so hinüber und herüber im Allgemeinen ein wenig zu antworten weiß, mit der gehörigen Zuthat vom vornehmen Lächeln, als sei all dergleichen doch nicht sehr der Mühe werth; ich meine indessen, daß man ohne genaue Kenntniß der Gesammt-Bildung eines Volkes und des Stufenganges seiner Bildung auch die Könige und Fürsten, die Schlachten und Friedensschlüsse nicht versteht, und daß wir uns doch wol werden entschließen müssen, allen jenen bezeichneten Fragen näher zu treten. Ist es nicht entsetzlich, gestehen zu müssen, daß fast alles Gründliche, was wir jetzt über die unendlich wichtige, hocherfreuliche altdeutsche Malerei wissen, erst seit etwa 30 oder 40 Jahren von uns erworben worden*), und ist es nicht fast unglaublich, daß wir, die wir kaum Papier genug finden, um uns von dem Zustande sämmtlicher heutigen Bühnen Deutschlands zu unterrichten, noch nicht einmal eine einzige, auch

*) Selbst unter denen, die gute historische Kenntnisse von altdeutscher Malerei hatten, gab es doch mehrere, bei denen diese Kenntnisse todt geblieben waren, denn wie sprach man meistens von Hemeling, Dürer u. s. w.!!

nur einigermaßen ausführliche Geschichte des deutschen Theaters besitzen? Und müssen wir nicht vielleicht gar die Hoffnung aufgeben, jemals eine solche zu empfangen, da während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts die Quellen so sparsam fließen?

75.

Philiſter und Nichtphiliſter.

Es iſt in dieſem Buche das Wort „Philiſter“ nicht ſelten gebraucht worden, und ich darf hoffen, daß es nicht werde mißverſtanden werden, da der Zuſammenhang, in welchem es ſteht, es auch erläutert. Indeſſen haben doch manche Leſer einen großen Widerwillen gegen daſſelbe und vergeſſen, daß es ſeit mehr als dreißig Jahren durch Schiller und Goethe in die klaſſiſche Literatur der Deutſchen wieder eingeführt iſt. Das Ignoriren hilft daher zu nichts, und man wird ſich wol gewöhnen müſſen, es als einen nothwendigen unerläßlichen Ausdruck gelten zu laſſen.

Ueber das ganze Weſen und über die verſchiedenen Arten der Philiſter ließe ſich ein ſtarkes Buch ſchreiben, und zwar ein ſehr nützliches und ergötzliches; hier nur zwei Worte: Es mag auffal-

lend klingen, ist aber nicht ungegründet, wenn man die Menschen alle in zwei große Gattungen, in Philister und Nichtphilister oder geradezu in Studenten und Philister theilt. Studere heißt nämlich auf deutsch „Streben, sich bemühen, lebendig und eifrig weiter wollen," und das kann und soll jeder in seiner Art ohne Ausnahme, der Minister wie der Bauer, der Reiche wie der Arme u. s. w.

Zu den besondern Kennzeichen des Philisters gehört deshalb: Er ist mit sich und mit dem, was er geistig gewonnen hat, völlig zufrieden, es ist gleichsam hölzernes und metallisches Hausgeräth, zuweilen hübsch aufgeputzt und in Ordnung gestellt. Von einem lebendigen Wissen, und vollends von dem Leben in Ideen und nach Ideen will er nichts hören, und lächelt satyrisch, wenn er davon hört, er ist völlig gut genug, und wenn ihn ein Glas Wein mehr als gewöhnlich muthig macht, so behauptet er wol gar, er sei eigentlich viel zu gut für diese Welt. Ueberhaupt ist er sich selbst sehr zugethan und mag sich ausnehmend gern leiden. Aus Allem, was auf die geistige Theilnahme des Menschen Anspruch macht, nimmt er sich etwas Einzelnes heraus und hält dann dies Einzelne, dessen Zusammenhang er nicht ahnet, für eine vollstän-

dige Welt. Daher giebt es auch in allen Fächern Philiſter, z. B. mathematiſche, phyſikaliſche, aſtronomiſche, philologiſche; denn ſei auch die Wiſſenſchaft des Philiſters an ſich noch ſo reſpectabel, er zieht ſie herab, und entwiſſenſchaftet ſie.

Beſonders merkwürdig aber wird der Philiſter in den Künſten, als Liebhaber und ſogenannter Kenner. Hier iſt er gewöhnlich am einſeitigſten, aber auch am wildeſten und gröbſten, und Niemand glaube deshalb, als ſei der Philiſter meiſtens phlegmatiſch. Er erklärt Horazens Ode

Justum ac tenacem propositi virum etc.

oder die Arie „Ohne Lieb' und ohne Wein", oder „Blühe, liebes Veilchen", oder „In dieſen heilgen Hallen" u. ſ. w. (denn hierüber entſcheidet oft ein bloßer materieller Zufall) für das höchſte und herrlichſte Gedicht in der ganzen Welt. Er ſchwört, ſo ſinge doch jetzt kein Menſch mehr als vor vierzig Jahren der primo amoroso „Wenn man will zu Mädchen gehen" geſungen habe, und einen Maler, wie den, der ſeine Braut abconterfeite, auch in jener guten Zeit, gebe es heut zu Tage nimmermehr; er könne noch jetzt den ſanften hellrothen Fleiſchton im Bilde nicht genug bewundern. Dabei bedient er ſich gewöhnlich des Ausdrucks: „es geht doch

nichts über den und den und das und das!" oder „gegen den oder gegen das ist doch alles Andere gar nichts!" welches letzte Wort völlig unsinnig ist, denn nur das Nichts ist und bleibt Nichts, jedes Etwas ist und bleibt Etwas, wir mögen es auch vergleichen, womit wir immer wollen.

Ueberhaupt kann der Philister nie Etwas lieben, ohne eine gewisse abgeschmackte Feindseligkeit gegen Anderes, und er bringt seiner Liebe gewöhnlich irgend einen ungerechten zähen Haß als Opfergabe dar, d. h. er hofft durch die Bewahrung jener Abneigung dem Geliebten zu schmeicheln. Er glaubt, es dabei sehr ehrlich zu meinen, irrt sich aber oft, denn seine Liebe und seine Abneigung ist meistens nur Erhitztheit und Wuth, oder nach und nach eingeredet und angewöhnt, und zuletzt versteinert; — mit Einem Wort: immer bleibt das Festgeranntsein oder Zappeln im Einzelnen das Hauptmerkmal des Philisters.

Was nun aber die Nicht-Philister betrifft, so sind die Trefflichen unter ihnen, als „in Ideen lebend, bei gesichertem Centrum, und immer erweiterter Peripherie, harmonisch gebildet," eben so leicht als erfreulich zu bezeichnen, denn dann hören sie auf, bloße Nicht-Philister zu sein, und werden

zu einem bestimmten positiven Etwas, zu strebenden und erreichenden Virtuosen.

Leider aber giebt es auch Viele, welche meinen, durch die bloße stets wiederholte, nicht immer sonderlich geistreiche, oft sogar bloß nachgesprochene Polemik gegen die Philister seien sie schon der Gefahr entgangen, selbst dergleichen zu werden, während sie doch bedenken sollten, daß eben das gewöhnliche Stolziren auf Nichtphilistrismus schon Philisterthum ist, und zwar meistens von der schlimmsten unehrbarsten Sorte. Ueberhaupt soll man sich in Acht nehmen, im Kampfe für das Schöne ja nicht etwa selbst häßlich zu werden, und auch bei manchen nicht interessanten und witzigen Kämpfen sollen wir uns doch an Lessings Wort erinnern, daß nicht Alle frei sind, die ihrer Ketten spotten.

76.

Das ärgerliche Lied.

Hüten wir uns ja vor jeder ungerechten und unbilligen Abneigung im Einzelnen, denn sie bleibt nicht einzeln, sondern greift um sich, und stört die Harmonie oft auf eine traurige, oder auch lächerliche Weise. Selbst bedeutenden, reichen Geistern kann das begegnen, und gerade ihr Beispiel mag uns am besten warnen. So hegte z. B. Herder einen unbilligen Haß gegen Schillers gigantisches, häufig mißverstandenes Werk: „Die Räuber," und diese Abneigung ging in leidenschaftlichen Abscheu über, als er vernehmen mußte, daß das wohlbekannte „Ein freies Leben führen wir" zuweilen auch wol von Studierenden in Jena gesungen wurde. Gegen dieses Lied ist da, wo es steht, nichts Erhebliches einzuwenden, denn daß sich Räuber als Räuber gebehrden, reden und singen, ist

ohne Zweifel ganz der Natur gemäß; daß aber studirende Jünglinge, deren Motto sein sollte: „Opfere den Grazien", jenen Gesang häufig ertönen ließen, mochte befremden, oder gar betrüben, sobald man vergaß, daß es doch wol meistens nur mit Ironie geschah. Herdern aber betrübte es nicht bloß, sondern es setzte ihn auch dergestalt außer Fassung, daß er zu den ungemessensten Ausdrücken griff, um seinen ganzen Zorn gegen jenes Lied zu verkünden. Er nannte es nicht bloß in Privatgesprächen, sondern in öffentlichen Schulreden ein „ruchloses, kanibalisches (!!) Lied," erreichte aber nichts weiter damit, als daß man solche Phrasen entweder für hypochondrisch oder gar für lächerlich erklärte. Endlich griff er noch zu einem andern Mittel und äußerte, wenn man etwa die Melodie nicht fahren lassen wolle, so möge man hinfort singen:

Der Muse Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist unsre Zier,
Die Wahrheit unsre Sonne.

Es versteht sich, daß dieser Vorschlag nicht durchging, aber es scheint auch, daß, wäre er durchgegangen, man ein Recht gehabt haben würde, den Urtext, so schlimm er auch ist, zurückzuwünschen.

Wenn wackere Jünglinge — und das waren doch gewiß die meisten jener Sänger — singend erzählten, daß sie heute beim Pfaffen einkehren, und morgen beim feisten Pächter, so wissen wir recht gut, daß das ihr Ernst nicht war, denn wir sahen sie sehr fleißig alle Tage mit der Mappe zu Griesbach oder Reichhart, Hufeland oder Schelling wandeln, und selbst die Brüderschaft, die mit dem „Schwarzen" getrunken werden sollte, konnte Niemanden erschrecken, weil das Lied selbst von ihm aussagt, daß er „in der Hölle brate," und ein so exemplarisch gestrafter Geist nichts Entsetzliches mehr hat. Ueberhaupt geht im Gesang Manches hin, was im Sprechen nicht hingehen würde, und selbst die tugendhaftesten Mädchen standen ehedem nicht an, mit zarter Stimme „Jüngling, wenn ich Dich von fern erblicke" u. s. w., ertönen zu lassen, während sie sich wohl gehütet haben würden, in ungebundener Rede ihre Geheimnisse auszusprechen.

Anders aber verhält es sich mit dem kleinen Lehrgedicht, das Herder zum Singen anbot, denn es fordert in seiner Nüchternheit die Reflexion heraus, und es war in der That ästhetischer Sinn und Bescheidenheit, daß man es ausschlug, sich selbst für zierlich-bescheiden zu erklären und als bescheiden

anzusingen. Dergleichen Apostrophen gehen wirklich in das Mark, während das wunderlich karikirte „als flögen wir davon" ohne Schaden nach allen vier Winden hinflattert.

Endlich: Wozu dergleichen Heftigkeit gegen ein grelles Lied, das, wie gesagt, seine Bedeutung nur im Drama hat, und außerhalb desselben dem Singenden selbst nur als überschwängliche Posse und Fratze erscheint? Hätte Herder nicht voraus sehen müssen, daß es durch seine Polemik nur neues Leben gewinnen würde? Und ist es nicht gleich gefallen, seitdem man aufgehört hat, dagegen zu kämpfen? Seit einem Vierteljahrhundert hört man es selten oder nie mehr.

Die Moral der Geschichte ist leicht zu finden: Hüte Dich vor polemischen Kraftäußerungen gegen Dinge, die durch sich selbst fallen; noch mehr aber hüte Dich, einfachen Irrthum durch doppelten, den Du an dessen Stelle setzen möchtest, vernichten zu wollen.

77.

Erholung.

Wenn wir den moralisch-ästhetischen Standpunkt der meisten Menschen, selbst mancher, die zu der Klasse der gelehrten und scheinbar gebildeten gehören, genau betrachten, so werden wir erkennen müssen, daß sie sich in der errungenen Bildung nicht recht wohl befinden, und, sobald sie sich erholen wollen, augenblicklich wieder zur — lieben Rohheit zurückkehren, bei der sie allein Vergnügen empfinden. Das scheint hart, aber es ist nur zu wahr. Solche Menschen reden sich selbst früh morgens beim Erwachen etwa also zu: „Jetzt geht es an das Arbeiten und Du mußt Dich zusammen nehmen." Sehr wohl; und das thun sie denn auch. Es kommt manches Leidliche dabei heraus, und wenn sie zum Präsidenten und Minister gerufen werden, so zeigen sie zuweilen guten Verstand

und eingelernte Feinheit. Nun aber haben sie auch den zusammen geschnürten Seelenzustand satt, und wenn sie zwischen ihre vier Wände zurückkommen, sind sie zur Erholung, beim Essen sehr — langweilig gegen die liebe Frau oder brummen in abgerissenen Sätzen und Tönen. Die Frau weiß das auch längst und denkt, es müsse so sein; ein bischen Bleischwere gehöre nun einmal zum Ehemann. Wirklich ist auch ein Ehemann, der mit seiner Frau täglich ein trauliches Gespräch unter vier Augen führt, zu den Seltenheiten zu rechnen und man muthet nicht leicht Jemandem solchen milden Heroismus zu. Es ist doch in jedem Fall bequemer, ein verdrießliches Gesicht zu machen, als ein klares, und bequem soll es nun einmal nach der Arbeit zugehen. Das fehlte noch, daß wir uns auch zu Hause geniren sollten! Selbst in dem besten Falle, daß wir als ein Glück anerkennen, diese Frau zu haben, so ist doch jetzt das Glück erreicht, und wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen, kurzweilig und gebildet zu erscheinen!

Nachmittags geht das Arbeiten oft wieder an, was schrecklich genug ist; denn wir müssen abermals unsre Bildung zusammennehmen. Ist aber auch diese Anstrengung zu Ende, so soll uns nichts

mehr hindern, uns auf die allerbequemste Weise zu erholen.— Gehen wir in Gesellschaften? Ganz gut. Einen mäßigen Gevatterschnack, etwas Seufzen über theure Zeit und Kriegsgeschrei aus fernen Gegenden, eine hausbackene Anekdote, eine schreckliche Diebs- und Mordgeschichte, ein Kartenspielchen, und endlich einen tüchtigen Kalbsbraten nebst der gehörigen Fülle von Wein lassen wir uns wohl gefallen; — aber ein gemüthvolles, geistreiches und gar witzig hüpfendes Gespräch, davor bewahre uns der Himmel! Das ist ja eine ärgere Strapaze, als die Berufsarbeit selbst (die doch bezahlt wird), und es kann uns ein solcher Mensch, welcher dergleichen sinnreiche Sachen auf das Tapet bringt, ordentlich fatal und greulich werden. Wir bitten den Störenfried gewiß nicht wieder, denn wir trauen selbst seinem moralischen Charakter nicht mehr, er ist uns unheimlich und führt gewiß Böses im Schilde. Hätte er den Tag über so viel zu thun wie wir, er sollte schon anders pfeifen, oder vielmehr ganz aufhören zu singen oder zu pfeifen, denn auch die leichteste Melodie kostet doch Mühe, und die haben wir den Tag über genug gehabt.

Indessen sind diese Leute, die ihre sogenannte Bildung nur wie ein drückendes Gallakleid tragen,

das sie, sobald sie zu Hause kommen, sogleich mit dem Schlafrock vertauschen, bei weitem nicht die Schlimmsten, und wir dürfen sie nicht selten zu den Gutmüthigen rechnen. Ueberhaupt möge sich Niemand mit einer gewissen gelinden Langweiligkeit, die uns nun einmal im Leben so oft begegnet, gänzlich verfeinden, denn sie kann mitunter von körperlich heilsamer Wirkung sein. Es giebt sinnreiche, tiefdenkende, schwachnervige Personen, die geistig und leiblich viel zu leiden haben, weil sie stets die Tiefe der Tiefe ergründen möchten. Wenn diese sich einmal entschließen, auf vierzehn Tage oder drei Wochen eine mäßige Langweiligkeitskur unter mittelmäßigen, uninteressanten Menschen zu gebrauchen, wo sie durch nichts afficirt werden, so kommen sie gewöhnlich mit rötheren Wangen, besserm Appetit und neuem Witz zurück.

Bei weitem, ja unendlich schlimmer als mit jenen, die die Bildung nur als unbequeme Schnürbrust tragen und sogenannte Natürlichkeit am liebsten haben, steht es mit den Menschen, die gar keine harmlose Erholung kennen, und da sie im bürgerlichen Leben den Tag über in ihren Geschäften zu einer gewissen nothdürftigen Tugend gedrungen werden, so bald sie in's Freie kommen, das

moralische Joch abschütteln und sich nach etwas Pikantem umsehen. Das aber ist für diese Menschengattung nur die Sünde. Ich könnte hier in das Detail gehen, um den Satz zu erweisen; aber es sei genug, Folgendes zu bemerken: Die witzigste Anekdote reizt diese Leute nicht, wenn nicht der Witz das Sittliche und Heilige selbst antastet; aber sie erfreuen sich selbst des Schlamms, wenn ein paar Blumen darauf gestreut sind, — der scharfsinnigste Mensch ist ihnen lästig, sobald er seinen Scharfsinn zum Bauen anwendet, aber sie mögen ihn gern leiden, wenn er nur zerschneidet und zerstört. Die reine Idee der Tugend selbst widert sie an, und sie sehnen sich ununterbrochen nach einem pikanten Aber, sie lieben selbst das Gräuliche in Büchern und Zeitungen, denn es regt ihre durch Sünden ermattete Phantasie von Neuem an, sie kennen keine Ironie, wohl aber Mystifikation und Persiflage, und sie können es zuletzt zur völligen Gottes- und Christusläugnerei bringen. — — Genug davon.

Und wie steht es denn nun mit der Erholung der wahrhaft gebildeten und guten Menschen? Sie ist gegründet in dem steten und stets sich lohnenden Streben nach der Harmonie aller Kräfte, und da

sie sich gesammelt im Innern und gleichsam in Sicherheit wissen — in so weit der Mensch von Sicherheit reden darf — so mögen sie sich auch zerstreuen. Ihre Tugend, ihr Witz, ihre Feinheit u. s. w. ist bei ihnen längst nicht bloß ein angeschafftes Etwas, sondern zum Element des Lebens geworden, und sie können und wollen sich desselben nie entäußern. So ist leicht zu begreifen, wie sie sich in Liebe und Freundschaft, Natur und Kunst erholen; idyllisch oder romantisch, wie sie wollen, aber gewiß stets rein genialisch, still oder laut, doch immer harmlos.

78.

Unterkommen — Treue — Seele.

Bei der Mangelhaftigkeit der geschriebenen und gedruckten Nachrichten von dem bürgerlichen und geselligen Leben der Vorzeit, müssen wir jedes gute Mittel ergreifen, das uns zu neuem Aufschluß über manche zwar bekannte, doch nicht genug erwogene charakteristische Züge der Deutschen verhelfen kann. Ich habe deshalb schon oben auf einige deutsche sprichwörtliche Redensarten aufmerksam gemacht, und will hier noch zum Schlusse auf zwei sehr gewichtige hindeuten, die von der Oekonomie und Gemüthlichkeit unserer Landsleute Zeugniß geben.

Wir finden sehr häufig in Zeitungen und Intelligenzblättern die Nachricht, daß Jemand ein „Unterkommen" sucht; und nicht bloß die — im ge-

wöhnlichen Sinne — dienende Klaſſe bedient ſich dieſes Ausdrucks, ſondern ſelbſt einigermaßen höher geſtellte Leute ſtehen nicht an, ihn zu gebrauchen. Wir wollen nicht läugnen, daß dieſe Redensart ein wenig kläglich, arm und dürftig klingt, und wir können dabei an eine dämmrige Haide denken, wo ſich bei Regen und Schneegeſtöber nicht gut wandeln läßt, weshalb man auch ſich ſorglich nach einem Wirthshauſe umſieht, um daſelbſt unterzukommen; ſei es auch noch ſo eng und klein. Es iſt etwas Wahres an dieſem Gleichniß; ziehen wir aber das Uebertriebene von demſelben ab, ſo bleibt nichts, als jenes ökonomiſche climatiſche Princip, vor dem wir uns nicht zu ſchämen haben. Wir leben nun einmal nicht unter dem warmen hellen Himmel Neapels oder Griechenlands, und wenn wir auch keineswegs unſer winterliches Klima mit den vielen langen Nächten ſcheuen, ſo iſt uns doch ein gutes Obdach das nothwendigſte Erforderniß. Zwar denken wir dabei mit Luſt an die körperliche Behaglichkeit, die uns in dem mild erwärmten Zimmer erwartet, doch mit noch größerer an das geiſtige Wohlbefinden, das wir in der Mitte unſerer Lieben und bei dem Gedanken an den wohlerworbe-

nen eignen Heerd empfinden. Ueberhaupt scheint kein Volk so bemüht, die Bedeutung des Wortes „Heerd" einzusehen, als die Deutschen; und vielleicht gerade um deswillen sind sie meistens gegen Fremde, wie überhaupt gegen Reisende — nur mit Ausnahme der fantastischen — so zuvorkommend und gastfrei. Es ist, als bedauerten sie die armen Leute, die jetzt des eigenen Heerdes entbehren, weshalb sie den ihrigen anbieten. So war es wenigstens ehedem, und ich lasse dahin gestellt sein, wie es heute sein mag. Vielleicht ist daher auch der Umstand zu erklären — denn Uebertreibungen stellen sich ja überall ein — daß die früheren Deutschen, besonders während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wenn nicht Pflicht gebot, nur selten reisten, und z. B. eine Bade-Ausflucht (so nennen wir sie jetzt; damals ganz anders) — nur unternahmen, wenn der Arzt oder ein ganzes ärztliches Collegium die unabweisliche Nothwendigkeit derselben demonstrirte. Es gab aber auch völlig gesunde Hausväter, die eine nöthige Reise von etwa dreißig Meilen — die man jetzt in 24 Stunden, ehedem in etwa fünf bis sechs Tagen machte — für eine große Weltbegebenheit ansahen; vier

Wochen vorher ſich mit jedem einzelnen Familienglieder, Freunde und Nachbar, Abſchied nehmend letzten, dann ihr Teſtament niederlegten, und endlich mit ehrlichen Thränen in den Wagen ſtiegen. Kamen ſie dann von Wölfen unzerriſſen und von Räubern unzerſchoſſen, in die Heimath zurück, ſo ließ abermals jedes anſäſſige Familienglied und jeder Freund und Nachbar ein gemäſtetes Kalb ſchlachten, um es gemeinſchaftlich mit dem geretteten und gleichſam wiedergeſchenkten ehrwürdigen Manne zu verzehren, der dann auch noch mehrere Jahre lang von den wunderbaren Abenteuern, die er auf der weiten Reiſe beſtanden hatte, mit traulicher Ausführlichkeit erzählte.

Können wir deshalb unſer häufig gebrauchtes Wort „Unterkommen" wohl entſchuldigen, ſo bedürfen wir bei einem noch häufiger gebrauchten Schwure nicht bloß keiner Entſchuldigung, ſondern können auf Lob Anſpruch machen; ich meine die alte Betheurung: „Meiner Treu" und „meiner Seele." Iſt es doch, als hätten hier die Deutſchen unmittelbar hinzeigen wollen, was ihnen das Geſchätzteſte ſei, und als könnten ſie gar nicht an dem zweifeln, was alſo beſchworen wird. Möge es da-

bei immer bleiben, und Treue und Seele nicht bloß in Schwüren vorkommen. Wer nicht Treue hat und nicht Seele, der rechne sich nicht zu uns; wer sie aber hat, den wollen wir auch nicht fragen, ob er gerade ein Deutscher sei.

Ende.

Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Dritter Theil.

Iserlohn, 1832.
Bei W. Langewiesche.

Heitere

Spaziergänge.

Von

Dr. Franz Horn.

Iserlohn, 1832.
Bei W. Langewiesche.

		Seite
30.	Zeitkürze und Zeitlänge	121
31.	Ein Wort von und über K. Joseph I.	123
32.	Müssen wirklich alle Menschen sterben? und warum?	126
33.	Zwei Worte über den Umgang mit Lesern und Kritikern	130
34.	Etwas mehr als mittelmäßig	137
35.	Eine väterliche Ermahnung	141
36.	Deutsche Rittergeschichten	144
37.	Uraltes und immer neues Mittel gegen die Cholera. Nebst einer Nachschrift	152
38.	Langeweile und deren poetische Darstellung	166
39.	Erinnerung an den schwersten Kampf der deutschen Dichter	172
40.	Der epigrammatische Genius	181
41.	Ernstes für Eltern und Erzieher. (v. J. 1822)	186
42.	Wer darf tadeln?	193
43.	Deutsche Polemik alter und neuer Zeit	195
44.	Der Tod aus Furcht vor dem Tode	203
45.	Für manche junge Dichter. (Das Nachtarbeiten betreffend)	206
46.	Religion	213
47.	Bedeutsamkeit des Gedruckten	215
48.	Erinnerungen und Andeutungen aus meinem Leben	218
	A. Hagedorns Hühnchen	—
	B. Schönes Wetter	223
	C. Die Secunde und das Leben	225
	D. Rede und Gesang	231
	E. Menschenkenntniß und Menschenliebe	239
	F. Das Urtheil	243
	G. Freudenstörung	246
	H. Caricaturen des Mephistopheles	247
	I. Das Vergessen	249

Heitere Spaziergänge

von

Franz Horn.

1.

Was lesen jetzt die Deutschen?

Diese Frage findet sich häufig in Solger's Briefen von 1808 bis 1819, und nicht ohne Bitterkeit ausgesprochen. Hätte er sie an mich gerichtet, so würde ich um die Antworten nicht verlegen gewesen sein, denn einige Lieblinge hatte das damalige Publikum wirklich, wenn auch nicht immer die besten. Jetzt aber scheinen auch die zu mangeln. — Raupach konnte noch vor etwa fünf Jahren in seinem besten Lustspiel „die Schleichhändler" eine phantastische Liebhaberin der Scottischen Romane auftreten lassen, und das Publikum verstand seine Satyre sehr wohl. Schon jetzt aber ist jene Dame die einzige veraltete Parthie in dem ergötzlichen Schauspiel geworden. Wir können uns davon sehr leicht überzeugen, wenn wir das Stück auf der Bühne sehen. Das Publikum lacht herzlich und mit Recht fast

ununterbrochen; sobald aber das literarische Fräulein in das Detail ihrer Leserei geht, lachen nur die auserwählten Kundigen, und es giebt sehr wackere und gebildete Leute, die dann verlegen den Nachbar fragen: Wovon ist denn die Rede? — Bei so bewandten übeln Umständen wär' es eine Art von desperater Tugend, wenn das Publikum, selbst nur um seiner Lustspieldichter und deren Satyre willen, bald wieder einen oder mehrere Lieblinge wählte, sollten es auch nicht immer vornehme Schotten, sondern unscheinbare ceylonische, madagascarische oder haitische Poeten und Romanschreiber sein.

2.

Was fangen wir an?

Seit Jahren ſchon finde ich häufig ein Buch angezeigt, deſſen Titelblatt die intereſſante Frage thut: „was kochen wir heute?“ — Ich darf mir kein Urtheil über den Inhalt des mir gänzlich unbekannten, doch hoffentlich ſehr anmuthigen Werks anmaßen; muß jedoch die beſtimmte Begränzung des Gegenſtandes loben. Ungleich bedenklicher ſcheint mir ein andres gleichfalls ungeſehenes Buch, welches den weit ausſehenden Titel führt: „was fangen wir heute Abend,“ oder wol gar: „was fangen wir heute an?“ Die Aufgabe iſt ſchwierig genug, doch hat der Verfaſſer, wenn ich recht benachrichtigt worden bin, ſich bloß beſchränkt auf einige geſellſchaftliche Spiele. Da bei uns Deutſchen leider das Talent zum Geſelligen, ſo wie zum Spielen, ſelten hinreichend entwickelt worden iſt, ſo

müſſen wir wol zu gedruckten Anweiſungen unſere Zuflucht nehmen, und es müßte einen herzangreifenden Anblick geben, wenn einmal in einer großen Geſellſchaft, etwa gegen halb neun Uhr Abends, einige dreißig Damen und Herren dergleichen Nothhelfer aus den Taſchen oder Strickbeuteln hervorzögen, um Brod in der Wüſte der Langenweile aufzufinden. Ehrlich wäre es; aber auch tragiſch genug und man vermeidet das lieber, indem man vor Beginn der Geſellſchaft ſich mit einigen pikanten Anekdoten, die noch nicht in Peplier's Grammaire ſtehen, und mit einigen neuen Geſellſchaftsſpielen, die weder der alte witzig derbe Fiſchart, noch der neue weniger witzige, doch zarte Kinderfreund billigen würden, verſehen hat, mit denen man ſchon auskommen kann.

Ich mag nicht weiter ſcherzen, ſondern will bloß, mit Beziehung auf einige frühere Aufſätze über geſellige Verhältniſſe, die Frage thun: „Woher mag es kommen, daß es in ſo vielen deutſchen Theegeſellſchaften ſteif, trocken und geziert, oder (was noch ſchlimmer iſt) überderb, ſchreiend laut und ſo widrig-ungenirt zugeht, daß man ſich ſelbſt nach der größten Genirtheit ſehnen möchte?" Nur ſeichter Leichtſinn könnte die Antwort geben: „Die Herren

und Damen haben meiſtens nicht viel Geiſt und Witz.“ Denn es iſt nicht ſelten gerade das Gegentheil der Fall. Frage Dich nur ſelbſt, Du Klagender: würdeſt Du nicht gern mit den meiſten dieſer Perſonen einzeln Stunden und Tage lang Dich unterhalten, und bis Potsdam, Brandenburg und Genthin fahren, ohne im mindeſten Langeweile zu fürchten? Ja würdeſt Du nicht eine wahre Freude an ihrer Unterhaltung haben? Nur in den Thee-Geſellſchaften will es, wie geſagt, mit Vielen nicht recht fort. Das geſellige Talent, ſobald es ſich in der Unterhaltung auf mehr als eine oder zwei Perſonen erſtrecken ſoll, iſt oft nicht entwickelt, und eine genaue Aufzählung der Hemmniſſe jener Anlage würde einen Folianten füllen.

Hier werde nur ein ſehr einfacher guter Rath gegeben. Zuvörderſt übe Dich im Hören. Das können nur Wenige; denn leider ſchenken die Meiſten dem Redenden nur eine halbe oder Viertel-Aufmerkſamkeit, und denken bereits, während Jener ſpricht, an irgend eine ſchlagende Antwort, durch die gewöhnlich das Geſpräch, das kaum warm wurde, raſch abgeſchnitten wird. — „Höre!“ ſage ich, aber bei Leibe nicht mit jener verwünſchten Spöttermiene, die den Deutſchen ſo übel ſteht,

auch ja nicht mit jenem widrigen Protector-Air, das bei manchen sogenannten Vornehmen schon stehend geworden ist, sondern höre mit bescheidener Lebhaftigkeit und Liebe zu, denn ohne Liebe — möge es immer wiederholt werden — giebt es nun einmal nichts Gutes und Schönes in der Welt. Dann aber übe Dich auch im Reden, sprich nicht dumpf wie aus einem Keller, oder leise wie ein Heimchen, aber schreie auch ums Himmelswillen nicht so gräßlich, als in einigen deutschen Gesellschaften gesprochen wird, so daß auch — frage nur nach — die Hälfte der Personen mit Kopfschmerzen nach Hause geht *).

Was sollst Du sprechen? Möglichst Angenehmes, Hübsches, Sinnreiches; denn Deine Schmerzen gehören in die Unterhaltung mit Dir selbst und Deinen näheren Freunden. Wie sollst sollst Du sprechen? Kurz, aber nicht lakonisch-räthselhaft; behaglich, aber nicht zu bequem; ideenvoll, aber nicht schulmeisterlich lehrhaft. Vor allem aber laß auch Andere hübsch zu Worte kommen, und wenn sie selbst keine Lust haben, das Wort zu neh-

*) Vergl. Fortepiano Th. I. S. 128 ff., Th. II. S. 96 ff., 109 ff.

men (denn die Trägheit waltet oft) so bringe sie nur auf das, was ihnen am Herzen liegt, und Du wirst erstaunen, wie viel Interessantes sie zu Tage fördern. Selbst die Unbedeutenden werden dann anziehend, denn bekanntlich kann man ja selbst aus Kieselsteinen treffliche Funken schlagen. Schlage sie nur heraus diese Funken; der Lohn ist Dein u. s. w.

3.

Literarische Metamorphosen.

Manche Schriftsteller spielen auf die seltsamste Weise in den buntesten aber unerfreulichen Farben; chamäleontisch genug, aber nicht so interessant. Einige z. B. machen in der Vorrede tiefe Verbeugungen vor dem Leser und Kritiker, und zeigen sich über alle Maßen höflich und niedlich, oder sie bramarbasiren mit vielen untermischten Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, und versichern mit erhabener Grobheit, sie fragten den Teufel nach allen Recensionen. Dieser letztbezeichnete Ton kommt jetzt nicht selten vor, und der unsterbliche Pistol (in Shakspears Heinrichen) freut sich noch im Grabe über die beträchtliche Zahl seiner Nachfolger. Zwar trifft es sich wol bei Einigen, daß sie etwas frischer sind wie er; aber Falstaff erkennt sie doch schon als „zahme Locker," und selbst einem bloßen Fluellen gegenüber will es mit ihnen nicht recht fort.

Doch abgesehen von solchen Pistols, giebt es auch ganz leidliche und reputirliche schriftstellerische Personen, die, wenn sie über wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände im Allgemeinen reden, manches Erträgliche ruhig vorbringen; so bald sie aber Recensionen schreiben wollen, einen ganz neuen und höchst fatalen Menschen anziehen. Sie werfen die ehrbare Schlafmütze, in der sie sich so wohl befanden, weit hinweg, und setzen den Helm des Horribilicribrifax auf. Ihre Lammsnatur bemüht sich um Ziegenbocksstößigkeit, und gute bornirte Schaafe stacheln sich zu reißenden Wolfscharakteren auf. Sobald sie aber mit der Recension fertig sind, nehmen sie die Schlafmütze wieder auf und schreiben den allerhöflichsten Brief, vielleicht an irgend einen Stadtschreiber in Krähwinkel, um sich seiner Protection zu empfehlen. Wenn sie endlich am Abend die Pfeife ausklopfen und zu Bette gehen, denken sie noch mit Wohlgefallen an die formidable Vormittagsrecension zurück und sagen leise zu sich selber: „So was wird Aufsehen machen, und ich habe doch gezeigt, daß ich auch darunter fahren kann, daß es kracht.“

4.

Guter Rath für ehelustige junge Männer.

Unter den fatalen und irrigen Redensarten, die von Mund zu Munde gehen, ist eine der fatalsten und irrigsten die auf ein junges hübsches mannbares Mädchen angewandte: Sie ist ein „Naturkind," ein „unbeschriebenes Blatt," auf das Sie, vortrefflicher junger heirathslustiger Mann, Ihre ganze höhere Bildung mit Bequemlichkeit schreiben können. Vertraut der fröhlich Leichtgläubige dieser Phrase, so ist er meistens verloren, denn das bloße Naturkind wird schwerlich besser sein als ihre Stammmutter Eva, die bekanntlich sogar ein gegebenes Paradies verscherzte. Was aber das „unbeschriebene Blatt" betrifft, so ist es damit eine windige Sache, und man findet dergleichen nirgends als bei den Papierhändlern und den sorgsamen Schriftstellern, die sich Vorrath kaufen. In

allegoriſcher Beziehung aber möchte ich die Redensart nicht einmal von einem einjährigen Kinde gebrauchen. Die „Menſchenblätter" (man darf das Wort bilden) ſind immer beſchrieben, entweder mit Schönem oder Häßlichem, mit Sittlichem oder Unſittlichem, Intereſſantem oder Langweiligem. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, lieber Jüngling, daß Du vor der Hochzeit die „Schreibtafel" gar nicht zu ſehen bekommſt; aber mit einer Woche nach der andern wirſt Du manch gekritzeltes Blatt gewahr werden, das Dich höchlich überraſcht. Du haſt Dich z. B. in Deinem Bräutigamsſtande nicht wenig ergötzt, daß Deine liebe hübſche Braut ſo ganz frei von aller ſchwerfälligen Gelehrſamkeit iſt, auch war es nicht unrecht, wenn Du behaupteteſt, daß ein Mädchen, etwa einem allzugelehrten Primaner gleichend, mit Julie Capulet im Liebreiz nicht wetteifern könne, denn, wie ſchätzbar auch ein gelehrter Primaner iſt; ein Mädchen ſoll doch andere Blumen- und Fruchtpfade einſchlagen. Beim Deſſert und Champagner — denn in der Bräutigamszeit wird auch das Koſtbarſte nicht geſpart — geriethſt du faſt in ein olympiſches unauslöſchliches Gelächter hinein über die vortrefflichen Mutterwitze Deiner Geliebten, und eine Menge von Sprachfehlern, die

die liebe unschuldige Seele dabei machte, dünkte Dich höchst ergötzlich und pikant. Lieset Du aber vier Wochen nach der Hochzeit in ihrer Seelenschreibtafel weiter nach, so steht darin etwa Folgendes: Es ist mir überaus angenehm, daß gelehrte Damen den Männern sehr mißfallen, denn ich habe es jetzt bequem und brauche mich um dergleichen Beschwerlichkeiten nicht mehr zu bekümmern. Nun ist es zwar schlimm, daß selbst die Mädchen, wie ich überall gehört habe, sich dennoch um edle, einfache, harmonische Bildung bemühen sollen, was noch viel schwerer zu erreichen sein mag als Gelehrsamkeit; allein auch darauf laß ich mich nun und nimmermehr ein. Mein Mann mag seinen gelehrten und anderweitigen Bildungskram für sich allein behalten, ich werde mir schon meine eigenen Gesellschaften zusammenbitten. Führt er mich dennoch ja einmal in seine erschrecklich gebildeten Kreise, so schweige ich entweder oder lasse meinen Mutterwitz spielen, den er ja selbst an mir gerühmt hat. O wie will ich jene poetische Damen und literarischen Personagen ärgern!

Dem armen jungen Manne fällt bei dieser Lectüre die Schreibtafel aus der Hand, er taucht einen Schwamm in Güte und Liebe ein, um die

ganze Seite auszuwiſchen; aber ach! die Schrift ſitzt viel zu feſt, und will er endlich das Federmeſſer der Strenge gebrauchen, um das Ungehörige auszuradiren, ſo widerſetzt ſich die Beſitzerin jener Schreibtafel, und zwar ohne alle Anmuth, oder falls er dennoch das Meſſer anſetzt, ritzt und ſchrammt er wol gar in das Papier hinein, wie es beim Radiren leicht zu geſchehen pflegt.

Endlich tröſtet er ſich: Nun es bleibt ja der Mutterwitz; doch damit ſteht es leider ſo, ſo. Die Ahnfrau der meiſten modernen Naturkinder iſt ohne Zweifel die vielberühmte indianiſche Gurli, und da ſie bei ihrem erſten Erſcheinen (ſo etwa 1789) einige Originalität mitbrachte, ſo will ich es dem deutſchen Publikum nicht ſehr verdenken, daß es ſich an ihr ergötzte; indeſſen iſt doch zu bezweifeln, daß ſelbſt ein achtzehnjähriger Jüngling große Luſt bezeigen würde, beſagte Gurli zu heirathen. Jener Mutterwitz iſt nämlich kein ganz ächter, ſchon um deswillen, weil er Ruhm verlangt, was der ächte nie thut, da er ſich gewiſſermaßen bei jeder wohlorganiſirten Natur von ſelbſt verſteht. Jener aber reducirt ſich auf eine beſtimmte Summe von ſpaßigen Einfällen, zu deren Genuß eine gewiſſe Stimmung gehört. Ja, wenn dieſe Einfälle, wie doch

nicht ausbleiben kann, ein paarmal oder gar noch öfter wiederholt werden, so können und müssen sie ein unangenehmes Gefühl erregen. Es ist, als hätte man mit einer forcirten Gurli zu thun, die überall neuer Witzanleihen bedürfte, deren die alte nicht nöthig hatte, da sie nur auf anderthalb Stunden uns beschäftigen will, u. s. w.

Noch giebt es eine andere, von hochmüthig-leichtsinnigen Herren ausgesonnene Phrase, welche lautet: „Ich will meine Frau schon auf meine eigene Hand erziehen." Mein guter Jüngling, Du kannst ihr vielleicht die Historie aller Zeiten und Völker beibringen, oder gar eine Charakteristik Kant's, Fichte's und Schellings, aber die Gesammtrichtung ihres Gemüths, die denn doch im zwanzigsten Lebensjahre (ich will annehmen, daß die liebe Seele so alt sey) sich schon ein wenig constituirt hat, wirst Du ihr schwerlich nehmen. Hat sie sich in ihrer frühesten Jugend nicht schon zu liebendem Gehorsam, zur Wahrheit und Treue, d. h. in einem religiösen Elemente zu leben gewöhnt, so wirst Du ihr jene Tugenden (die Eins sind) nicht einpredigen, so wie überhaupt weder logisch richtiges, noch pathetisches, rührendes Predigen bei einer Frau viel zu helfen pflegt. Sie hält sich meistens für praktisch

klüger als sämmtliche Männer, denen sie so ironisch verzeiht, daß sie so gern in den Aether hinein predigen. Das Einzige, was Dir bei einer üblen Wahl wahrhaft helfen kann, ist völlige Umwandlung der Frau, worauf Du doch nicht immer hoffen darfst, und es ist unnütz und thöricht, wenn Du ihr, bei Ermangelung jener Cardinaltugenden, einige Glanz- und Schimmertugenden als Surrogat beizubringen strebst.

Hat aber das liebe Kind jene Gemüthsrichtung, und bist Du dann so glücklich, ihre volle Neigung zu gewinnen, dann sei unendlich froh und ängstige Dich um gar nichts weiter, denn das weitere Fortarbeiten an einer solchen Seele ist keine Arbeit, sondern eine reiche Lust. Macht die Treffliche etwa zu viele Sprachfehler, so brauchst Du es ihr nur mit liebendem Ernst zu sagen, und nach acht Wochen macht sie keine mehr; wünschest Du, sie soll die Geschichte ihres Vaterlandes kennen, so so sollst Du einmal sehen, mit welcher anmuthigen Naivetät sie zu nächstem Neujahr über die Hohenstaufen und Hohenzollern wird reden können und zwar, was die Hauptsache ist, nur mit Dir allein oder mit einem guten Hausfreunde, und bei Leibe nicht um zu glänzen. Das bischen Französisch,

das sie nöthig hat, wird rasch von ihrem Munde strömen, und rascher als von dem Deinigen; ja, solltest Du sogar ein wenig Spanisch verlangen (ich rathe aber nicht dazu), so wird die Gute selbst in der Küche bei dem Vesta-Feuer des Heerds, doch noch ein paar Minuten abringen, um in die vielleicht heimlich gekaufte Grammatik hinein zu sehen. Es ist aber, wie gesagt, nicht hübsch von Dir, sie so quälen.

Solltest Du nun, lieber Jüngling, meinen, was ich Dir eben gesagt, wüßtest Du längst, so kann ich Dir freilich nicht mit Gewißheit widersprechen, sondern begnüge mich bloß, Dich aufmerksam zu machen, daß unter hundert modernen Ehen kaum eine leidliche und unter tausenden kaum eine vortreffliche zu finden sei, was Du, belesener Freund, schon längst wissen wirst. Daraus möchte denn doch wohl folgen, daß mein guter Rath nur sehr selten müsse befolgt seyn.

Vielleicht erwiederst Du mir: „Ich habe gesucht und nicht gefunden," und ich antworte Dir dann mit einer neuen Frage: „Hast Du auch mit Gott gesucht?" denn darauf hielten unsre Vorfahren — ich meine besonders die aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert — sehr viel. Vielleicht

lachst Du über die ganze Frage, und machst herkömmlichen Witz über dieselbe; in diesem Fall wäre dann unser Gespräch zu Ende und ich hätte mit Dir nicht ferner zu reden. Antwortest Du aber: „ich habe mit Gott gesucht und nicht gefunden," dann erwiedre ich: „hoffe doch noch immer zu finden; schwindet Dir aber zuletzt die Hoffnung gänzlich, wohlan! so habe den Muth, unglücklich zu sein, denn allerdings kann der Mann wie das Mädchen nur durch die Ehe zu einer vollständigen heitern Bildung gelangen. Es ist aber besser, rein unglücklich zu sein ohne Ehe, als unrein unglücklich in einer Ehe, die nur der Irrthum geschlossen hat."

5.

Das ruchlose Wort.

(Eine Anekdote aus dem 17ten Jahrhundert.)

Jedermann kennt die entsetzlichen Verwüstungen, welche die Rheingegenden in den Kriegen gegen die Franzosen, 1674 ff. und 1689 ff. erlitten, und es ist in der That kaum möglich, sie in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu beschreiben. Keine noch so oft angeführte „raison de guerre" kann hier entschuldigen und dennoch scheinen viele, selbst bis zur Schwäche gutmüthige Deutsche jener Zeit die Greuel bald vergessen, oder doch entschuldigt zu haben. Nur einem einzigen Manne verzieh man nicht, dem Mordbrenner Melac, der freilich die Grausamkeit bis zur höchsten Scheuslichkeit getrieben hatte. Aber auch bei ihm bedurften die Ueber-

gutmüthigen eines Mittels, ihn nicht zu vergeſſen, und man führte deshalb die Sitte ein, die Hunde nach ſeinem Namen zu nennen, ein tadelnswerthes Mittel, denn was hatten die unſchuldigen Thiere verbrochen, daß man ſie ſo — ſchalt?

Dieſen allgemeinen Abſcheu der Deutſchen gegen Melac brachten nicht bloß ſeine böſen Thaten zuwege — dieſe wurden auch von ſeinen Landsleuten ſehr misbilligt — ſondern ein abgeſchmackt ruchloſes Wort war es vielleicht noch mehr, das ihm jenen unſterblichen Haß zuzog. Er hatte nämlich einſt an der Tafel des Prinzen Ludwig von Baden, wo er mit dem General Marſigli von dem Kriege in Italien redete, ſich laut vernehmen laſſen: wenn nur ein tüchtiger General dort comandire, „qu'il la défendra contre Jesus Christ et tous les diables.“ Jetzt betrachtete man ihn als ein unrettbares Kind der Hölle und ſchauderte — viel zu ernſthaft — zurück vor einer erbärmlichen Zungenſünde, die man billig nur achſelzuckend hätte verachten ſollen. Seine Thaten allein können entſcheiden; jenes abſurde Wort iſt nichts als der Verſuch, auch durch geſpreizten frevelhaften Unſinn zu imponiren. — Wir ſollten, dünkt mich, der Zungenfrechheit als ſolcher nie die Ehre anthun, ſie

bedeutend zu finden, denn nur dadurch, daß wir sie lediglich für jämmerlich erklären, können wir sie am besten zum Schweigen bringen. — Diese Lehre scheint mir nicht unwichtig und nur um ihretwillen habe ich diese Anekdote erzählt.

6.

Beelzebub.

Die ganze Welt kennt den Namen Beelzebub und wenigſtens die halbe Welt weiß, daß dieſes Wort zu deutſch „Fliegengott" heißt. Aber nicht Alle wiſſen, daß er ein Abgott der Philiſter von Ekron war, die ihn höchlich verehrten, entweder weil er die unzählbaren Fliegen in ihrem Tempel veranlaßte oder vertrieb. Es hat aber, ſo viel ich weiß, noch Keiner ausgeſprochen, daß dieſer Beelzebub eigentlich bis auf den heutigen Tag der Gott der Philiſter geblieben iſt, was ſie freilich nicht werden zugeben wollen, da ſie, wie das alte Rom, den Namen ihrer eigentlichen Stadtgottheit gern verſchweigen. Für den wahren Philiſter beſteht das ganze Leben nur aus trockenen Einzelnheiten, und in dem ungeheuren Sandhaufen wühlend, zu dem er ſein Leben gemacht hat, muß er ſtets fürchten, daß ein

einziger Windstoß ihm seine ganze Freude verderbe. Schwingt er sich höher auf, so werden ihm die Sandkörner zu etwas Lebendigem, etwa zu Mücken oder Fliegen. Wer soll nun der Schutzgeist dieser ewig gehenden und wiederkehrenden Welt seyn? Der Fliegengott. — Da aber der wogenden Insekten doch auch zu viel werden kann, und die Mücken gar zu Mucken (Sorgen) werden, so bedarf er abermals eines Gottes, der die Fliegen zu tödten vermag, und den findet er wieder im Beelzebub. — Es wäre viel über die Sache zu reden, aber sie redet selbst genug.

7.

Convulsivische Scribenten.

Wir haben in neueren Zeiten einige Schriftsteller bekommen, die sich ordentlich desperat anstellen, und wie zähneknirschend Gott und Unsterblichkeit leugnen, Tugend, Liebe, Vaterland u. s. w. schmähen und höchstens dem Teufel etwas Weihrauch streuen. Gelegentlich thun sie auch wohl recht lustig dabei, und versichern, dergleichen sei eben die wahre Genialität und Lebensweisheit. Sie hoffen, es nehme sich das Alles im Drucke recht hübsch und vornehm aus, und es gelingt ihnen wohl gar, mit dergleichen convulsivisch lachender Raserei den Schwachen zu imponiren.

Aber auch außer diesen Schwachen giebt es noch manche sehr gute, nur ein wenig zur Sorglichkeit geneigte Menschen, die sich dergleichen Witzbolderei zu sehr zu Herzen nehmen. Traurig ist sie freilich genug, nur hütet euch ja, ihr Guten, in dieser Stimmung mit oder zu dergleichen Leuten zu re-

den, sondern laßt sie lieber ein wenig schnurren; sie werden ohnehin bald müde, und fallen dann, wie Kräusel ermattet, in irgend einem Winkel um. Sie möchten gar zu gern, daß man sie anrühre, um von neuem schnurren zu können; das aber darf ihnen nicht gewährt werden.

So ruchlos und entsetzlich sich übrigens einige jener Gesellen auch auf dem Druckpapier anstellen, so sind sie doch innerlich nicht sonderlich fest; und wenn sie einmal eine tüchtige Migräne bekommen, so wird ihnen bei dem verordneten Camillenthee sehr bang ums Herz. Sie greifen dann wol zum Porst'schen Gesangbuch und schlagen ein altes ehrliches Bußlied auf. Vielleicht hilft es.

8.

Witz — Hamlet — natürliche Tochter u. ſ. w.

Die Mehrheit der Deutſchen iſt ſo haushälteriſch mit dem Witz, daß ſie vor wirklichem Reichthum und Freigebigkeit mit demſelben etwas erſchrickt und ſcheu zurücktritt. Wer alle Quartal einen leidlichen Witz hat, das iſt ihr Mann. Einen ſolchen Spaß lernen ſie auswendig, und wenn ſie ihn etwa vier und zwanzig Mal wieder erzählt haben, verſtehen ſie ihn erſt recht und freuen ſich herzlich, ihn weiter verbreiten zu können. Um ihn ganz zu genießen, bedürfen ſie auch noch einer Vorrede, und wenn ſie den Inhalt eines Sinngedichts genau vortragen wollen, oder den Spaß, den einmal ein ſchalkhafter Nachbar zu Tage förderte, ſo fangen ſie etwa ſo an: Es war am zweiten Pfingſttage, Nachmittags gegen vier, doch kann es auch halb fünf geweſen ſein, wir ſaßen eben bei

der zweiten Flasche und waren ganz munter, — denn was kann man in diesen schlimmen Zeiten eben Besseres thun, als munter seyn? — meine Frau hatte gerade das neue Indienne-Kleid an, das ich ihr zum Geburtstag verehrt hatte, und sah jünger darin aus, wie leider sonst in dem braunen Habit, als plötzlich die Thür aufging u. s. w. — — Ist es aber mit der Mehrheit der Deutschen so bestellt, so folgt eben daraus, daß es einzelne Witz- und Humorreiche nicht allzugut bei ihnen haben, und es würde z. B. ein großes Glück für Jean Paul gewesen seyn, wenn er weniger Witz gehabt hätte, denn um wahrhaft zu gefallen, hätte er mit der Witzesfülle, die z. B. bloß in der „Reise des Rectors Fälbel" (im „Quintus Fixlein"), im „Attila Schmelzle" u. a. waltet, ein paar hundert Bücher anfüllen oder übermahlen müssen. So aber: Auf jeder Seite nicht bloß ein paar herrliche Bonmots, sondern bei denselben immer ein tiefer Hintergrund, der liebenswürdigste Charakter- und Situationswitz u. s. w. — Das ist zu arg und kann nicht geduldet werden. Zur Strafe sind auch jene Werke fast vergessen worden, und es ist — wenn ich anders den lyrischen Sprung wagen darf — als habe der Prinz Hamlet den wetterwendischen

Theil des heutigen Publikums im Auge, indem er zu Gertruden ſpricht:

Hier iſt eur Gatte! gleich der brand'gen Aehre
Verderblich ſeinem Bruder. Habt ihr Augen?
Die Weide dieſes ſchönen Berg's verlaßt ihr
Und mäſtet euch im Sumpf? Ha, habt ihr Augen?
u. ſ. w.

Wir wollen den hier allegoriſch gewordenen heftigen Dänenprinzen nicht weiter anhören, denn er wird mit jedem Worte anzüglicher. Seine Frage aber: „Habt ihr Augen?“ brauchen wir nicht zu ſcheuen, denn Augen haben wir wirklich ganz vortrefflich, und hübſche Decorationen, Bengaliſches Feuer u. ſ. w. ſehen wir recht gern. Schade nur, daß dieſem Sehtalent nicht genug Befriedigung gewährt wird!! So iſt z. B. Goethe's natürliche Tochter, wenn ich die ſchönen Kleider des Königs, Herzogs, der natürlichen Tochter u. ſ. w. abrechne, ganz ohne alle Sehſachen; wie leicht aber könnte man dergleichen unſchuldige Dinge einſchieben? Gleich anfangs jagt der König mit dem Herzog, warum ſehen wir nicht die Jagd ſelbſt? Welche Gelegenheit zu den ſchönſten Thierſtücken! Eugenie ſtürzt auf die gefährlichſte Weiſe; warum misgönnt man uns den Anblick dieſes Sturzes? Warum

giebt der Herzog seiner geliebten Tochter zu Ehren nicht eine Gartenillumination nebst Maskentanz? Alles das hat der Dichter freilich versäumt, warum aber kommt man ihm nicht zu Hülfe? Thäte man das, so würde das arme Drama, das seit 1803 (dem Jahre seiner Erscheinung) von der deutschen Bühne verbannt ist, vielleicht ein Lieblingsstück geworden sein. Wer nicht Lust hätte, brauchte ja nach den freilich sehr schönen Reden, welche die Leute in dem genannten Schauspiel führen, nicht hinzuhören und könnte sich bloß an das Reelle halten. Aufgeführt aber muß ein Stück werden, sonst liest man es nicht. Wer weiß, wie bald wir überhaupt aufhören werden, Roman und Novellen, mögen sie auch noch so schön sein, zu lesen, und ich weiß dann weiter keinen Rath, als daß sich irgend ein mitleidiger Schauspieler entschließt, den „Runenberg", den „Schmelzle" und ähnliche Erzählungen auf der Bühne selbst vorzutragen. Das Publikum würde freilich zuerst erschrecken, hat es aber einmal den Eintrittspreis bezahlt, so muß es, wie Franziska in Minna von Barnhelm sagt, „Katz aushalten" und wohl oder übel die herrlichen Geschichten mit anhören.

9.

Milton, Goethe und Schiller.

Wohlmeinende deutsche Literarhistoriker schlagen ordentlich jammernd in die Hände, wenn sie uns erzählen, daß Milton für die erste Auflage seines „verlorenen Paradieses" nur 6 Pfund Sterling Honorar empfangen habe. Auch ich hoffe ein wohlmeinender Mann zu sein, doch habe ich mir immer zum Gesetz gemacht, ehe ich weichherzig werde, zu bedenken, ob es auch an der Zeit sei, dergleichen Gefühl zu beherbergen. Wenn ich deshalb auch nur obenhin erwäge, in welcher unglückselig bewegten Zeit Milton sein Werk dem Publikum übergab, so wundere ich mich schon, daß es auch nur irgend jemand zum Drucke übernahm, denn in einer solchen Zeit lesen nur sehr Wenige, und am wenigsten scholastisch-mystische Gedichte; wenn ich aber vollends bedenke, daß damals sechs

Pfund so viel bedeuteten, als jetzt etwa sechszig, so muß ich sogar die Kühnheit des Buchhändlers loben, der so viel daran wagte. In Deutschland haben wir noch ganz andere Beispiele von der Geringhaltigkeit der Honorare für ausgezeichnete Werke. Darüber schweigen aber unsere jetzigen Literarhistoriker fast sämmtlich, oder zeigen sich gar als hartgesottene Herren, denn daß ein Deutscher nicht viel kriegt, wie könnte sie das sonderlich rühren? Andere wissen auch wohl gar nichts davon, denn was braucht ein Deutscher zu wissen, wie es in Deutschland hergeht? Ihm liegen selbst chinesische und japanische Verhältnisse viel mehr am Herzen.

Und wenn es nur damit ausgemacht wäre, daß wir bloß von Geringhaltigkeit der Honorare reden müßten! Daran wäre im Ganzen so viel nicht gelegen; das allein ist wahrhaft schlimm, ja schrecklich zu nennen, daß selbst die bedeutendsten Werke von noch unberühmten Verfassern — (als wenn man nicht, um berühmt zu sein, doch einmal hätte anfangen müssen, berühmt zu werden) — keinen Verleger finden konnten. Jetzt weiß jedermann, daß in den zehn Kreisen unserer lieben, alten, etwas zähen Germania sich auch nicht ein einziger Vermittler fand, den „Götz von

Berlichingen" und „die Räuber" ins Publikum zu bringen*), und beide Werke wären vielleicht verloren gegangen, wenn nicht die Dichter selbst in das Mittel getreten wären. Beide mußten Schulden machen, um das geliebte Publikum mit etwas Großem zu beschenken, und wenn das auch dem wohlhabenden Goethe nicht sehr schwer wurde, dem es ohnehin an einer gewissen ironischen Ergötzlichkeit nie fehlen konnte, so wollen wir doch unsern armen Schiller noch ganz besonders loben, daß er seine kleine Sparbüchse ausschüttete, und, da sie nicht hinreichte, von Christen und Juden borgte, um den Deutschen — gleichsam mit einem Vive l'Allemagne quand même! — eine Freude zu machen. Wie gesagt: das weiß, da jetzt sämmtliche biographische Quellen fließen, jeder Literaturfreund, aber ich vermisse die gedruckte Verwunderung darüber, die sich ja selbst durch ein paar Ausrufungszeichen

*) Die wenigen Buchhändler, denen Goethe 1772 und Schiller 1780 ihre Erstlinge vergeblich anbieten mochten, sind weit leichter zu entschuldigen, als die berühmten Kritiker, welche nicht in's Mittel traten, falls sie um so geniale Werke, wie die genannten, wußten. So verdient z. B. Herder Tadel, daß er sich gegen Berlichingen kalt und späterhin gegen Werther noch spröder zeigte.

andeuten ließe. Soll man sich etwa gar nicht verwundern, sondern bloß denken, in Deutschland verstehe sich all dergleichen Trauriges von selbst? — Zu einem solchen jammervollen Glauben mag ich mich nicht verstehen, und ich will deshalb die fehlenden Ausrufungszeichen durch diesen kleinen Aufsatz zu ersetzen suchen. Von London, Paris, Mailand u. s. w. werden ohnehin wahrscheinlich jener Ausrufungszeichen genug zu uns gelangen, und so ist es doch immer besser, wenn ein Deutscher dem Fremden zuvorkommt.

Damit jedoch mein Aufsatz nicht bloß aus Ausrufungszeichen bestehe, möchte ich noch den Wunsch äußern, daß einmal Jemand eine kleine Abhandlung lieferte „über den Einfluß, den deutsche Buchhändler auf die deutsche Literatur gehabt und noch haben." Dazu möchte jedoch nur einer unserer geistreichen, erfahrenen und wohlgesinnten Buchhändler befähigt sein, und es würde mich sehr erfreuen, wenn einer dieser würdigen Männer meinen Wunsch zu Herzen nehmen wollte.

10.

Kleines Wort über Ramler.

Ich kenne keinen deutschen Dichter, von dessen äußerm und innerm Leben so wenig oder gar nichts Auffallendes zu erzählen ist, als von Ramler. Geboren zu Colberg, studirend in Halle, Professor in Berlin, späterhin Mitglied der Akademie der Wissenschaften, an der Direction des Theaters theilnehmend, im Thiergarten spazieren gehend, den Montagsklub besuchend: das ist Alles. Als Dichter war er etwa im fünf und dreißigsten Lebensjahre völlig fertig, und späterhin blieb zwar die Liebe zur Poesie, aber nicht das Talent. So wurde die erste bald eigensinnig, grillig und schulmeisterlich und zum reinen Genusse konnte er schon wegen steter Corrigirlust nicht mehr gelangen, und wir haben von Glück zu sagen, daß er nicht auch unsern ganzen schönen Thiergarten ausgefeilt hat und

umdrucken lassen. Man darf durchaus nicht sagen, daß er jemals träge war; er beschäftigte sich im Gegentheil den ganzen Tag mit der Poesie, doch nur mit geschriebener und gedruckter, und gerade deshalb ward sie ihm zum Handwerk, zum freien und honetten zwar, doch immer zum Handwerk. Er schritt nicht vorwärts und nicht tiefer, sondern ging, wie etwa in einem geschlossenen Saale, in dem einmal gezogenen Kreise auf und ab. Es ist wirklich befremdend, daß ihm in seinem drei und siebzigjährigen Leben so gar nichts begegnet ist, und es haben deshalb auch seine Biographen viel Kreuz und Leiden gehabt, um nur ein paar Blätter über sein Leben voll zu schreiben. Selbst der Umstand, der in keines Dichters Leben ausbleiben darf: irgend eine tüchtige Liebe, oder doch romantische Verliebtheit fehlt hier gänzlich; und er scheint vor lauter Lesereien und Correcturen keine Zeit dazu gehabt zu haben. Auch das Reisen war ihm nicht genehm, und wir sehen ihn vom Jahre 1748 bis 1798, so viel mir bekannt, ohne alle Unterbrechung in Berlin. Was würde der wackere Mann sagen, wenn er heut zu Tage wieder aufwachte, und in allen Gesellschaften schon bald nach Neujahr hören und immer hören müßte: „Nun, mein theuerstes

Fräulein" oder „mein theuerſter Herr Hofrath, wo werden Sie denn den Sommer zubringen?" denn daß man den Sommer nicht zu Berlin zubringen werde, ſcheint ſich meiſtens von ſelbſt zu verſtehen. Es iſt allerdings ſehr betrübt, daß jene Fragen faſt immer richtig angebracht ſind, und daß die Reiſeluſt mitunter in eine ſtete Reiſefertigkeit oder Reiſewuth übergegangen iſt; doch wollen wir auch Ramlern in ſeiner übertriebenen Seßhaftigkeit durchaus nicht nachahmen.

Vielleicht glauben und fürchten nun einige Leſer, es werde jetzt auch noch ein bitterer Tadel Ramlers als Dichter folgen, denn an dergleichen hat man leider ſich in den letzten Jahrzehnten gewöhnen müſſen. Ich aber will im Gegentheil hier laut beklagen, daß leider ſelbſt ausgezeichnete Kritiker mit anſtandwidriger Leichtfertigkeit von ihm geſprochen haben. — Vergeſſen wir, was ſeine ſpäteren Jahre Kraftloſes hervorbrachten, ſo kann der Tadel, der mit Recht einige ſeiner früheren Werke trifft, nur gegen die Ueberkraft, die Ueberſchwenglichkeit und das Ueberpathos derſelben gerichtet ſein. Es iſt auffallend, daß ein Mann, der überall im Leben eine ſo mäßige Geſinnung zeigt, in ſeinen Gedichten nicht ſelten das Maaß überſchreitet und

gleichsam besser als gut und erhabener als erhaben dichten zu wollen scheint. So etwas kann lange blenden, bis endlich der Leser gewahr wird, daß Erhitztheit und starre Pracht sehr nahe stehen und keine reine Freude machen. Müssen wir aber auch diesen Tadel aussprechen, so wollen wir doch nie vergessen, daß Manches dagegen nur wie Erhitztheit aussieht, doch reine Flamme ist, und daß der Dichter auch einige Oden aufzuzeigen hat, die der höchsten Anforderung des gesammten Gemüths genügen. Ich meine hier vorzugsweise: die Sehnsucht nach dem „Frieden" (1760), ein Gedicht, das gerade so lange leben wird, als es sinnvolle und tieffühlende Menschen giebt.

11.

Der seltsamste Predigt-Text.

Leser, deren Erinnerung bis in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts reicht, werden sich auf manche merkwürdige Predigten besinnen können. Ich selbst erinnere mich nur noch an eine, die mich als Knaben sehr glücklich und stolz machte. Sie handelte nämlich von dem Nutzen des Spazierengehens, in welcher edlen Kunst ich mich stets als Virtuose betrachtet habe, und schon damals dem ehrwürdigen Pastor mit manchen neuen ersprießlichen Bemerkungen hätte unter die Arme greifen können. — So ist auch nicht minder bekannt, daß man damals von der Kanzel herab den andächtigen Zuhörern viel Schätzbares mittheilte über die Zucht der Obstbäume und deren Veredlung, über geschmackvolle Gartenanlagen, über Acazienpflanzungen, Birnenmost u. s. w. Darüber ist nun viel gespottet worden, und wir spotten wohl Alle gern harmlos mit; nur vergesse man nicht, daß

auch das streng orthodoxe siebzehnte Jahrhundert Wunderlichkeiten genug lieferte. So predigte z. B. der Magister J. L. Schwäger, Pastor zu Altorf, eine lange Zeit blos über Luthers Katechismus, und als er damit fertig war, las er auch den Titel des Büchleins, das sich bekanntlich in Jedermanns Händen befand und noch befindet, vor, und predigte ausführlich über denselben. Jetzt glaubte man, er habe wirklich das Ende gefunden, aber mit nichten. Die nächste Predigt behandelte die letzte Zeile des Katechismus-Titelblatts, nämlich die Worte: „gedruckt bei Balthasar Scherff, Universitätsbuchdrucker." Niemand vermuthe hier einen Scherz; die Nachricht findet sich in einer sehr ernsthaften, ja grämlich-eifrigen literarhistorischen Schrift: Vitae Theologorum Altorphicorum von Dr. Gustav Georg Zeltner, Nürnberg 1722. und auch die deutschen Acta eruditorum (Theil 76. S. 660) theilen die Nachricht zwar als eine Merkwürdigkeit, doch ohne davon besonderes Aufheben zu machen, ganz trocken mit.

Denken wir der Sache etwas genauer nach, so gewinnt die Phantasie einen weiten Spielraum, indem wir uns fragen: wovon sprachen wohl jene Schwägerschen Predigten am meisten? Ueber die Buchdruckerkunst im Allgemeinen? oder specieller

über die Buchdrucker? oder blos über die Univerſitätsbuchdrucker? Wurde etwa Balthaſar Scherff als Ideal eines ſolchen geprieſen? und hielt man ſeine Lettern, Papier, Correctur als Muſter vor? Wie? oder galt es hier — ich will nicht hoffen — eine Satyre gegen den Seligen? denn daß man ſollte noch bei ſeinen Lebzeiten über ihn gepredigt haben, mag ich nicht glauben. Mir — ich geſtehe es — iſt der Mann gänzlich unbekannt, und ich darf wol kaum hoffen, daß meine Begierde, etwas Näheres über ihn zu erfahren, jemals werde geſtillt werden.

Oder war es nur der Vorname („Balthaſar"), der den Prediger anzog? und bahnte er ſich durch ihn den Weg zu den heiligen drei Königen? oder ſprach er über eine gute Wahl der Taufnamen? und wünſchte er etwa, daß man hinfort die Kinder Lolo, Lullu, Lilli, Hebe u. ſ. w. taufen möchte? Ich zweifle faſt.

Wie es damit auch beſtellt geweſen ſeyn mag: Friede ſei mit der Aſche des Magiſters Leonhard Schwäger und Friede mit der Aſche des Univerſitätsbuchdruckers Balthaſar Scherff! Sie haben es gewiß Beide gut gemeint und zürnen nicht, daß ſie noch jetzt unſere Phantaſie auf eine grüne Weide führen. Hanc veniam damus petimusque.

12.

Die poetiſche Pan=Ruhe.

Wer die Alten einigermaßen kennt und z. B. Theokrit geleſen hat, weiß, daß ſie glaubten, Pan, das Symbol der Natur, und mit ihm alle Götter ruheten um die Mittagsſtunde. — Wer viel im Freien lebt, beſonders aber wer viel gereiſt iſt, ahnet in der träumeriſchen Stille und trunkenen Müdigkeit, — (völlig verſchieden von der abendlichen) — welche die Natur um jene Zeit zu zeigen pflegt, gar wohl, was die Alten mit jenem Mythus meinten, und findet, beruhigter als ſie, in jener Stunde den heiteren Gegenſatz der mitternächtigen Geiſterſtunde.

Eine ſolche Pan'sſtille finden wir auch in dem Leben der Dichter, ſelbſt in dem der größeren, und wir können ſie bei manchen mit ziemlicher Sicherheit nachweiſen. Bei Goethe ſcheint ſie in die Jahre

1791 bis 94, bei Schiller in die 1789 bis 94 gefallen zu ſein, Zeiten, in denen ſie nur wenig Poetiſches gaben und ſüß zu ruhen ſchienen, um dann neu geſtärkt, ſehr viel und zwar ſehr Treffliches zu ſpenden. — Jean Paul ſcheint nur eine ſehr kurze Panzeit gehabt zu haben, vielleicht nur kurze Panzeiten, wenigſtens ſtellt er ſich vom Jahre 1792 bis zum Tode in nie unterbrochener Thätigkeit auch öffentlich dar*).

Daß Shakſpear jene ſüße, nicht götterloſe, ſondern göttervolle Panzeit in ihrer geheimſten und tiefſten Bedeutung gekannt habe, weiß Jeder, der z. B. den Sturm, das Wintermärchen, die beiden Veroneſer u. a. kennt; ob er ſie aber jemals ſelbſt gehabt, können wir nicht in ſo weit zeigen, als wir es bei Goethe und Schiller vermochten.

Lieber Dichter — ich meine Dich, der den großen Namen verdient — naht ſich Dir einmal jene Götterſtille, lehne Dich nicht gewaltſam auf gegen die ſüße Traumſtunde, und verſcheuche den Gott nicht, der Dir vielleicht in Deinem Schlum-

*) Die früheren Leidensjahre gehören nicht hieher. Vergl. Fortepiano Th. I. S. 68 ff.

mer viel Schönes zuflüſtern wird. Die Homeriſchen Götter entführten zuweilen die verwundeten Helden der ſtaubigen Schlacht, um ſie bald mit neuer Kraft und friſcher Jünglingsheiterkeit zurück zu ſenden.

13.

Der alte und der junge Adler.

Ohne Zweifel wünſchen wir Alle den Dichtern, beſonders den guten, ein langes Leben; wir ſollten aber dabei nicht vergeſſen, ihnen auch Kraft zu wünſchen, die ihnen gewiß ſehr nöthig iſt, um die große Aufgabe zu löſen, alt und jung zu gleicher Zeit zu ſein. Es tönt wahrlich wie Grabgeläut, wenn Young in ſeinen Nachtgedanken ſagt:

— — — My world is dead,
A new world rises, and new manners reign.

(meine Welt iſt todt, eine neue Welt ſteht auf und neue Sitten — Formen und Manieren — herrſchen). Es iſt ſehr begreiflich und verzeihlich, daß ſelbſt ein Young ſo klagt, aber das Publikum mag von dergleichen Seufzern nichts hören, ſondern zuckt die Achſeln und geht nach Hauſe, um irgend einem der neueſten Poeten, und wäre er

auch ein wenig spatzenhaft, zuzuhorchen. Dann heißt es wie geschrieben steht:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Der Dichter aber soll größer sein als seine Pein, und wenn es ihn auch in schwachen Stunden zu sehr verdrießen sollte, daß junge Spatzen mitunter viel Glück machen, so möge er doch ja nicht vergessen, daß es auch junge Adler giebt, die er nicht beneiden, sondern lieben soll. Er sei der alte Adler und lehre die glückliche Jugend, wie sie es anzufangen habe, um auch im Alter jung zu bleiben, mit frischem Auge und ungeschwächter Flügelkraft. Daß eine solche Aufgabe zu lösen sei, wird Niemand leugnen, der die Geschichte unserer Literatur kennt, die einige gar herrliche Beispiele bietet, und es fällt uns wohl Allen dabei zuerst der deutsche Dichter ein, den ich nicht zu nennen brauche, eben weil er Allen gleich einfällt. Der leuchtet noch aus ganz andern Augen, als etwa Anakreon geleuchtet haben mag, und kann noch eine ganz andere höhere Jugend aufzeigen, als die sich durch den Geburtsschein erweisen läßt.

14.

Johann Sobiesky's Tod.

Wer kennt nicht den ritterlichen Helden, der 1683 an der Spitze seiner tapfern Polen Wien entsetzte? Die deutschen Schriftsteller aller Zeiten haben mit Eifer und gerechter Dankbarkeit seine kriegerischen Thaten gepriesen; doch haben auch manche dabei vergessen, daß ohne die nicht minder tapfern Sachsen und Baiern ein solcher Entsatz nicht würde möglich gewesen sein. Dem reichen Ruhmeskranze des genialen Polenkönigs soll dadurch auch nicht ein Blättchen entzogen werden, und er selbst liebte das gerechte Urtheil, wie wir deutlich sehen aus dem großen Lobe, welches er dem Grafen Stahrenberg, dem vortrefflichen unerschrockenen Vertheidiger Wiens, spendete. Ferner haben die meisten deutschen Schriftsteller vergessen, uns ein treues Abbild von dem überaus phantasiereichen, vielseitig

anziehenden heroischen Könige zu geben, weil sie sich nicht genug bekümmerten um sein eigentliches Innere und nächstdem um seine herrschsüchtige und intriguenvolle Gattin, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch mit einer wahrhaft romantischen Zärtlichkeit liebte, während sie dieser leidenschaftlichen Neigung gleichsam nur zusah und dieselbe zu egoistisch schlauen Planen benutzte.

Darüber vielleicht ein andermal, hier nur so viel, daß sich in den letzten Jahren von Johanns Leben eine trübe Abneigung gegen einige Umgebungen, Mismuth über wachsende Kränklichkeit und Hoffnungslosigkeit bei der Ahnung der Zukunft seiner bemächtigten. Auf wen konnte er seinen Ruhm, auf wen das herrliche Reich vererben? Diese Schwermuth wuchs zuletzt so sehr, daß er von der Zukunft gar nichts mehr hören mochte, und nur noch bei einer neu ergriffenen Lieblingsbeschäftigung (der Kunstgärtnerei auf einigen seiner Landsitze) Spuren von alter Heiterkeit sehen ließ. Wie es aber in des königlichen Helden tieferem Innern stand, zeigte er kurz vor und in seinem Tode, über welchen, so weit mir bekannt, die meisten deutschen Schriftsteller nur obenhin und ohne alle nähere Bezeichnung reden. Und doch ist diese Aus-

laſſung leicht zu ergänzen, denn man braucht nur Zaluski epistolae historico - familiares (3 Theile, Braunsberg 1709) nachzuſchlagen, ein Buch, das freilich nur mit Vorſicht benutzt werden darf, ſonſt aber eine Fülle von anziehenden Nachrichten enthält. Der Verfaſſer, Biſchof von Wermeland und Großkanzler des Königreichs, war bei dem Tode des Königs zugegen, und es ſcheint der Mühe werth, in's Kurze zuſammen zu ziehen, was er darüber mittheilt.

Johann war in ſeinen letzten Lebensjahren häufig kränklich geweſen; wir erfahren jedoch nicht genau, wo ſich der Sitz ſeiner Krankheit befand. Er ſchenkte ſein Vertrauen einem jüdiſchen Arzte, der bald auch zu ſehr ſtarken Mitteln ſeine Zuflucht nahm. Dieſe halfen, oder ſchienen doch nicht ſelten zu helfen, aber immer nur auf kurze Zeit, worauf dann noch ſtärkere Medicamente folgten. Endlich verlor der König das Vertrauen zu dem Arzte, und einige Tage vor ſeinem Tode klagte er gegen den Biſchof, er habe „zu viel Queckſilber genommen;“ — ob auf Verordnung des Arztes, oder nach eigenem Gutdünken, möchte ſchwer zu beſtimmen ſeyn. Sein ſchmerzlicher Seufzer: Et nullus erit qui mortem meam vindicare volet! (und es wird

Niemand seyn, der meinen Tod wird rächen wollen!) interessirt uns mehr, als alle Medicamente eines vielleicht irrenden Arztes.

Die Königin, meist nur an sich selbst denkend, hatte ihren Gemahl schon in früherer Zeit häufig veranlassen wollen, ein Testament zu machen, aber wie sehr er auch sonst sich stets nach ihren Wünschen gerichtet, so hatte er sich doch dazu nie bereden lassen, so wie überhaupt Alles, was ihn an seinen Tod und die nach demselben zu vermuthenden öffentlichen und Familienangelegenheiten erinnern konnte, ihn mit Widerwillen und Ungeduld erfüllte. Jetzt aber drängte die Zeit, und der Bischof bekam von der Königin den Auftrag, den tödtlich Kranken zur Abfassung eines ihr günstigen Testaments zu bewegen. Die großen Schwierigkeiten fühlend, fing Zaluski nun ganz von weitem an zu erzählen: er selbst habe vor Kurzem seinen letzten Willen aufgesetzt; aber der König hörte ihn nur mit Unmuth an, und rief höhnend aus: „O medici, medici! mediam pertundite venam!“ („O ihr Aerzte! schlagt ihm die Hauptader!“) wie könnt ihr, als ein sonst kluger Mann, eure Zeit so verderben, ein Testament aufzusetzen?“ — Zaluski wollte die Vernünftigkeit eines solchen Geschäfts

auseinander ſetzen, aber der König unterbrach ihn mit dem eben ſo verworrenen als ſchrecklichen Wort: „Meinethalben mag die Erde verbrennen und der Ochs Gras freſſen; wenn ich todt bin, frage ich nichts darnach.“ — In einer ſolchen Stimmung konnte man nicht weiter in ihn dringen und er ſtarb ohne Teſtament am 17. Junius 1696, auf ſeinem Landſitze zu Willanow, am Schlage, ſo ſchnell, daß er ſelbſt das Sacrament nicht genießen konnte, weil weder der Pfarrer des Orts, noch auch die Schlüſſel der Kirche irgendwo zu finden waren. Bei der Eröffnung der Leiche zeigten ſich Spuren, daß der König vielleicht nicht geirrt hatte, als er die zu ſtarke Queckſilbercur für die Urſache ſeines Leidens erklärte. Die ungeheure Verwirrung, die nach Johanns Tode in der nachgelaſſenen Familie, ſo wie im Staate ſelbſt entſtand, iſt hier nicht der Ort zu ſchildern; auch geben die gewöhnlichen hiſtoriſchen Handbücher hierüber genugſam Auskunft. Traurig merkwürdig aber iſt es, daß der König ſie voraus ſah und dennoch nichts that, um ſie durch ein Teſtament wenigſtens zu mindern.

Hat ſich aber die ganze tragiſche Geſchichte wirklich ſo zugetragen, als ſie Zaluski erzählt? Ich weiß es nicht und frage deshalb bei genaueren

Kennern der polnischen Geschichte an, da es wol Jedem erfreulich sein würde, wenn sich beweisen ließe, der treffliche Held habe einen bessern Tod gehabt.

Die deutschen Acta eruditorum, deren genauen Auszug aus dem Zaluskischen Werke (das mir nicht gleich zur Hand ist) ich bei diesem Aufsatze benutzt habe, nennen jenen furchtbaren Ausruf „Meinethalben mag die Erde verbrennen" u. s. w. ein Alt-Reußisches Sprichwort (s. jene acta Th. I. Leipzig 1712. S. 103.). Ich kann und mag das nicht glauben, denn wie leicht sich auch in die Menge von Sprichwörtern ein verworrenes übelsinniges mischen mag; ein Ausruf wie jener, der aller Liebe und allem wahren Lebensgehalt Hohn spricht, und das Leben des Einzelnen von aller Beziehung auf das Ganze, so wie von aller Bedeutung für die Zukunft trennen möchte, kann, hoffe ich, nie sprichwörtlich werden.

15.

Shakſpear's Grabſchrift.

Wer auch nur die gewöhnlichen dürftigen Lebensbeſchreibungen Shakſpear's geleſen, kennt die Inſchrift ſeines Grabſteins in der Kirche zu Stratford:

„Good friend for Jesus' sake forbear
To dig the dust inclosed here,
Blest be the man that spares these stones,
And curst be he that moves my bones."

(Guter Freund, um Jeſu willen, laß den hier verſchloſſenen Staub in Ruhe; geſegnet ſei, wer des Steines ſchont, verflucht, wer mein Gebein anrührt.")

Es iſt auffallend, daß die Biographen alle, ſo weit ich ſie kenne, z. B. Nicolaus Rowe, dieſe Grabſchrift ohne alle Bemerkung mittheilen, gleichſam als ſei nichts Beſonderes daran. Ich finde ſie in hohem Grade auffallend, und frage zuvör-

derſt: „wer hat ſie verfaßt?“ Höchſt wahrſcheinlich Shakſpear ſelbſt, da er ſich in der letzten Zeit ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit mit dem Gedanken an ſeinen Tod gründlich beſchäftigt haben mag. Wir finden nicht, daß er ſich kränklich fühlte; wohl aber ſcheint er, trotz ſeiner vortrefflichen Leibes-Conſtitution und der noch blühenden Mannesjahre, eine entſchiedene Ahnung von ſeinem baldigen Hinſcheiden gehabt zu haben. Davon zeugt ſein von ihm dictirter letzter Wille, der in mancher Hinſicht als ein Muſter von Genauigkeit zu betrachten iſt, und des Zuſatzes, „er ſei bei vollkommener Geſundheit und Gedächtnißkraft abgefaßt worden,“ nicht bedurfte. Dieſes Teſtament iſt vom 25. März 1616 datirt, und der Dichter hatte deshalb vollkommen Zeit, auch eine kurze Grabſchrift auf ſich ſelbſt zu machen, da ſein Tod, wie bekannt, erſt am 23. April deſſelben Jahrs erfolgte.

Ich nehme alſo gleichfalls an, die Inſchrift ſei von ihm ſelbſt; doch dringt ſich dann die Frage auf: Was bewog ihn, den kleinen Raum ſeines Grabſteins mit ſo ſeltſamen Worten zu füllen? Wie kommt er, bei ſeinem ſtets ſinnvoll klaren Gemüth, und in jener Zeit, ſchon der Verklärung ſo nahe, zu ſo heftigen Ausrufungen? und zu ei-

ner Bitte, deren Erfüllung ſich ſo ganz von ſelbſt zu verſtehen ſcheint? Wie konnte er, einſt der Liebling Eliſabeths und ſpäter Jakobs, ja des geſammten Engliſchen Volks, auch nur vermuthen, daß irgend eine freche Hand ſich an ſeinem vermoderten Gebeine vergreifen werde? Freilich darf man ſo fragen, aber die Antwort ſteht nicht fern. Der Dichter, dem nichts fremd war, was Staat und Kirche betrifft, ſah voraus, daß der finſtere Puritanismus in ſeiner ganzen grellen Engherzigkeit immer weiter um ſich greifen und zuletzt ſeinen Haß gegen alle erhebende Wiſſenſchaft und allgemeine Bildung verbreitende Poeſie offen und laut kund geben werde. Wie wenn dieſer Dämon auch äußere bürgerliche Macht gewönne, und endlich zum widerlichſten Fanatismus geſteigert, ſelbſt die Gräber ſeiner edelſten Gegner nicht ſchonte? Mochten dann immerhin die beſſeren Puritaner ſolche Frevel mißbilligen, die Kugel war einmal aus dem Lauf und ging ihren Weg. Daß es wirklich ſo gekommen iſt, weiß Jeder, der die Geſchichte Englands nach Shakſpear's Tode (und wäre es auch nur aus Walter Scott) kennt; aber es gehörte freilich ein weithin ſchauender Seherblick dazu, um bereits 1616 die Gräuel zu ahnen, die erſt in ſpäteren Jahrzehn-

ten hervorbrachen. Wer möchte indeß Shakſpear'n einen ſolchen Blick abſprechen? Er zeigt ihn oft in ſeinen Dramen, z. B. in allen der Engliſchen Geſchichte entommenen, die uns bekanntlich mit dem innerſten Leben des Staats vertraut machen, und wir finden ihn bald als den rückwärts, bald als den vorwärts gekehrten Propheten, d. h. im Verein von Philoſophie, Hiſtorie und Dichtkunſt. Muß es uns alſo auch betrüben, daß der geliebte Dichter in den letzten Tagen ſeines Lebens ſich einmal mit der trüben Sorge für ſeinen Staub beſchäftigte, ſo wollen wir ihn doch deshalb loben, denn eine ſolche Grabſchrift ſcheint allerdings zum Schutz deſſelben nothwendig geweſen zu ſein. Weit unwichtigere Gräber ſind in der Cromwell'ſchen Zeit verletzt worden, aber Shakſpear's Gebein iſt unangetaſtet geblieben, obwohl die Pſeudo-Frommen ihn, den mächtigſten, und, bei aller tragiſchen Kraft, doch heiterſten Dichter, am meiſten haßten. Rings und dicht um den Grabſtein her — ſo erzählen uns Reiſende und unter andern auch Waſhington-Irwing — iſt viel Erde weggenommen, meiſt wol nur von der Hand der Bewunderer, die gern etwas Sichtbares vom Grabe des Dichters mit nach Hauſe bringen wollten; aber der Grab-

ſtein ſelbſt iſt nie aufgehoben worden. Ihn ſchützte die dräuende Inſchrift, und wenn wir uns wundern, daß ſie ſelbſt die wüthendſten Fanatiker zurückſchrecken konnte, ſo wollen wir uns erinnern, daß wir auch in Deutſchland ähnliche Inſchriften mit ähnlicher Wirkung aufzeigen können. So finden wir, um doch ein, wenn auch nicht glänzendes Beiſpiel zu geben, in der Domkirche zu Stendal unmittelbar hinter der Kanzel drei Leichenſteine, deren abgetretene Inſchrift die darüber befeſtigte hölzerne Tafel ſchon über zweihundert Jahre folgendermaßen aufbewahrt:

Wer da will im Segen ſein,
Laß in Frieden meine Stein;
Müßten ſie auch noch eins ſo lang
Liegen hier in dieſem Gang.
Darum, Leſer, folge mir,
Rührſt du ſie, du ſchadeſt dir,
Alſo nimm die Warnung an:
Schwerer Fluch hangt wahrlich dran."

Die Habſucht hat hier ohne Zweifel Schätze vermuthet, und die Sage erzählt, daß wirklich einigemal Räuber ſich angeſchickt hätten, das Grab zu öffnen; ſie ſeien aber jedesmal, wenn ſie eben das finſtere Geſchäft hätten beginnen wollen, durch innern

Schauder und gespenstischen Anhauch davon zurückgeschreckt worden. Ja sogar in neueren Zeiten, unter der kurzen westphälischen Regierung, soll ein ähnlicher Versuch auf ähnliche Weise vereitelt worden sein. Wir gehen über das Gespensterwesen, das die Sage hinzusetzt, leicht hinweg, lassen aber den innern Schauder gern gelten. — „Das Grab ist ein gar besonderer Ort" und eine solche Inschrift noch dazu hat ein ganz eigenes Leben, dem kein Jahr und kein Jahrhundert die Kraft rauben kann. Haben wir Deutsche doch sogar ein altes Sprichwort: „man soll auf keinem Grabe schlafen;" wie viel weniger sollen wir deshalb auf dem Grabe und in das Grab hinein mit ruchlos störender Hand arbeiten!

16.

Die Liebe in Pausch und Bogen.

Es soll Buchhändler geben, für die Goethe's Schriften nichts weiter sind, als Bücher, die unter g gehören, und es kann wol sein, daß sich solcher Leute zehn, zwanzig, oder dreißig in sämmtlichen deutsch redenden Ländern finden. Das möchte jedoch mit einem kleinen Seufzer abgethan sein; was aber sollen wir von den zehn-, zwanzig- oder hunderttausenden sagen, für die Goethe nichts weiter ist, als ein recht artiger angenehmer Schriftsteller, der viel Aufsehen gemacht hat? Sie räumen ein, daß, wenn ihn der Himmel einmal abrufen sollte, sein Verlust als bedauerlich gelten könnte, geben indeß den Trost, daß sich in unsern Zeiten gar Viele auf die Goethe'schen Künste und Wissenschaften gelegt hätten, und Manche ihm die Wage halten würden. Auch Euripides und

Kotzebue, Sophokles und Iffland seien doch am Ende — gestorben und die Lücke immer gut ausgefüllt. — Und auch solche Sprecher sind doch noch halbweg leidlich. Die Meisten sehen die poetischen Werke wie etwa Leinwand an, von der man jährlich etwas gebraucht, und wie sie ehedem sich gern entschlossen, für ihre innere Haushaltung einige Ellen Schiller zu kaufen, so begnügten sie sich hinterher ohne sonderliche Betrübniß mit einigen Ellen Müllner, Klingemann u. s. w. Es war freilich die gute alte Waare nicht; man muß das aber so genau nicht nehmen. Sie zerriß auch bald, doch fand sich immer neue Leinwand und neue Firma.

17.

Kleine Wünſche für Biographen.

Martial erzählt ſeinen Leſern, daß er unter dem Wildpret den Haſen und unter dem Geflügel den Krammetsvogel am liebſten ſpeiſe. Der Mann muß ohne Zweifel ſich groß und glücklich gefühlt haben, weil er überzeugt war, es werde ſeine Leſer eine ſolche Notiz intereſſiren, und weil er eben — Martial war, ſo wollen wir es ihm nicht bloß verzeihen, ſondern ihn loben, daß er uns von ſeinem Geſchmack auch in dieſer Hinſicht den Beweis giebt. Ueberhaupt möchte wol das bloße Wort „Geſchmack" (ſo wie gustus, Goût u. ſ. w.) wegen ſeiner vielſeitigen natürlichen und metaphoriſchen Bedeutung einer nähern Unterſuchung werth ſein, die jedoch jeder Leſer ſelbſt anſtellen kann, ſobald er Luſt dazu hat. Aber eben um dieſer Bedeutſamkeit willen iſt die Sache nicht ganz unwich-

tig und ich würde in der Welt nichts dagegen haben, wenn man uns mit Sicherheit erzählen könnte, was Shakspear und Lessing, Schiller und Jean Paul am liebsten gespeiset und getrunken haben.

Der Deutsche versteht sich auch auf so etwas recht gut, und wenn er dergleichen Verständniß nur mit der gehörigen leichten Ironie zu durchdringen weiß, so ist nichts Erhebliches dagegen einzuwenden.

Noch anziehender sind die Fragen: welche Farbe liebte der noch lebende oder bereits selige vortreffliche Mann am meisten für seine Kleider? für sein Arbeits- und Gesellschaftszimmer? Bis zu welchem Grade des Reaumürschen Thermometers ließ er die Zimmerwärme treiben? Sorgte er auch gehörig für künstliche Wohlgerüche? Genoß er hübsch die stille Freude der Abenddämmerung, oder ließ er — ich will Besseres von ihm hoffen — gleich beim ersten Einbrechen des Zwielichts die Wachs- oder gar Talglichter anzünden, oder erklärte er sich für den Lampenschein? Genoß er aber die Dämmerung, so frage ich ferner: „Wie?“ still meditirend oder im traulichen Gespräch? Oder ließ er sich etwas vorsingen? u. s. w. Der gute Biograph versteht solche

Fragen ſehr wohl, der ordinaire lächelt dabei, und weiß nicht, wie er daran iſt. Er erzählt uns wiederholentlich mit feierlicher Betheuerung, der Selige ſei ein überaus nutzbarer und fürtrefflicher Mann geweſen, der ſich die Huld ſeiner Vorgeſetzten und die Liebe ſeiner Collegen in nicht geringem Grade erworben habe, wobei als Beleg einige Belobungsſchreiben von Geheimenräthen, Generalſuperintendenten u. ſ. w. mit abgedruckt werden können. Das iſt nun Alles recht löblich, aber wahrhaft intereſſant wird es nur dann, wenn wir die genaueſte und angenehmſte Zeichnung des hochgeachteten Mannes, und wenigſtens die Skizzen der Hochachtenden dazu bekommen. Wie die Sache aber gewöhnlich mitgetheilt wird, erregt ſie nur Gähnen, und die Redensarten der gewöhnlichen Biographen gleichen überhaupt alten abgelegten Oberröcken, deren Fäden man zählen kann, weshalb man ſie lieber ſo bald als möglich wegſchaffen ſollte. Der Vergleich, ich weiß es, iſt gar widrig, aber er paßt leider, doch geben zum Glücke die beſſeren Biographen Troſt, an denen es doch auch nicht fehlt.

18.

Grobheit aus Weichheit.

Um diese Ueberschrift zu erklären, muß ich einen Umweg machen und an Falstaff erinnern, der seinen Witz meistens nur als Waffe gebrauchen muß, ohne die er, bei seiner körperlichen Unbeholfenheit und Feigheit, ohne Rettung verloren wäre. Aber auch unendlich sittlichere Menschen wie Falstaff und die auch muthig genug sind, fürchten sich dennoch vor der eigenen Weichheit des Gefühls, und vertreiben die Menschen, die sich aufdrängen (und freilich schon um deswillen meistens roh sind), durch schneidende Grobheit, so daß sie selbst am andern Morgen erstaunen können über das Harte, das sie gestern gesagt haben. — Noch Andere giebt es, die, ganz abgesehen von allen Beziehungen auf die äußere Welt, mit sich selbst roh und grob umgehen, gleichfalls aus Furcht vor der Weichheit,

die sie in der Tiefe ihres Herzens erkannt haben. Ohne Zweifel ist auch zur Abwehrung der Thränen nichts zweckmäßiger, als ein rasch und laut hingeworfener derber Spaß. Das ist nun wol zuweilen recht gut; ob aber immer viel dabei gewonnen sei, bezweifle ich, denn jene Thränen, die heute vielleicht erleichtern würden, dringen doch einmal zu anderer Zeit gewaltsam durch, und geben dann, bitter fließend, keine Beruhigung.

19.

Zwei Worte von Leibnitz und über ihn.

Unter den vielen bedeutenden Worten, die unser unvergeßlicher Leibnitz über sich selbst gesagt hat, und die um so wichtiger sind, je anspruchloser er sie hinwarf, scheinen mir besonders zwei hervorzuragen. Der eine lautet: Je n'ai pas l'esprit désapprobateur. Irre ich nicht, so hat man in neueren Zeiten dieses Ausspruchs ein wenig gespottet, denn da man so leicht ein paar Scherze darüber hinhauchen kann, wie hätte man sich die bequeme Gelegenheit dazu verkümmern sollen? Und es klingt doch immer stattlich, wenn es heißt: „Der kühne Magister Y. hat Leibnitzen verhöhnt!" — Mich dünkt, jenes Geständniß des Philosophen sei sehr anzie-

hend und — rührend. Diese Rührung aber ist nicht von gewöhnlicher wohlfeiler Sorte, sondern wahrhaft bedeutsam und rein. Leibnitz, als ein durchaus klarer Denker, mußte — er konnte schlechthin nicht anders — sich selbst als den größten Denker und geistreichsten Schriftsteller seiner gesammten Zeit anerkennen. Eine solche Ansicht giebt jedoch ein wahrhaft schauerliches Gefühl der Einsamkeit, das nur Eitelkeit verscheuchen könnte. Eitelkeit ist aber immer nur bei der Ungründlichkeit und Halbheit, und da Leibnitz weder ungründlich noch halb war, so konnte er auch nicht wohl eitel sein. Was war also zu thun, wenn er nicht in jener geistigen Einsamkeit, die nun einmal dem lebendig fühlenden Menschen unerträglich ist, untergehen wollte? Er muß *lieben* und diese Liebe ging bei seiner Ueberfülle von Geist in jenen esprit d'ésapprobateur über. Leicht wurde ihm das gewiß nicht, aber er setzte es dennoch durch, und zwang sich: anzunehmen, daß jeder Schriftsteller ein Denker sei, und etwas Tüchtiges wenigstens gewollt habe. Da er nun gar häufig auf engherzige Pedanterie, Verworrenheit, Dürre u. s. w. traf, so hatte er das schwere Geschäft, solche Schriften, die er, der unersättlich Lesende, alle las, in Gedanken gleichsam

umzuarbeiten und ihnen selbst und sich klar zu machen. Dieses schwere Geschäft wird aber bei Reichbegabten nach und nach zu einem leichten, und so konnte er sich zuletzt dergestalt daran gewöhnen, daß er kaum mehr recht wußte, wie die Sache zugegangen sei. Hatte er dann einen armen Schriftsteller in Gedanken reich gemacht, und kamen nun andere, die, nur gerecht, den Armen als arm auffaßten, so sagte der Ueberreiche und Uebergütige, um nur schnell von der ganzen Sache loszukommen und sich nicht selber rühmen zu müssen: Je n'ai pas l'esprit désapprobateur.

Möge Niemand glauben, daß ich Leibnitz damit nun gleich für einen liebevollen und tiefsinnigen Dichter erklären will, denn es könnte freilich scheinen, als wenn nur ein solcher bei seiner Lectüre einer solchen Procedur fähig sei, allein die Liebe kann in dieser Hinsicht die Poesie ersetzen und ist selbst Poesie. Diese Liebe findet sich bei unserm scharfsinnigen und sinnreichen Leibnitz in nicht geringem Grade. Wir können und sollen herzlich bedauern, daß er von den großen Poeten der Vergangenheit wenig wahre Notiz nahm — eine bloß historische kann nicht genügen — aber wir wollen ihm nachrühmen daß er um jenes esprit willen, wenn auch

nicht ein Dichter war; doch — „a peice of him“ (ein Stück von ihm)*).

Das zweite Leibnitzische Geständniß knüpft sich befreundet an das erste. Ihm seien nämlich, bekennt er, alle sogenannte schwere Bücher und Sachen leicht vorgekommen, woraus natürlich folgt, daß ihm die sogenannten leichten — schwer geworden. (S. Otium Hanoveranum etc. herausgegeben von J. F. Feller, Leipzig 1717. S. 160 ff.) Er hat mit einer solchen Eröffnung durchaus kein eitles Lob erzielen wollen, sondern scheint sich eher dabei vor Tadel gefürchtet zu haben, weshalb er sich auch ein wenig zu entschuldigen sucht, indem er den allgemeinen, ziemlich unbedeutenden Satz voranstellt, man treffe nun einmal unter den menschlichen Gemüthern einen „ganz außerordentlichen“ Unterschied an. Erklärt hat er seinen Ausspruch nicht, und er that wohl daran, denn der denkende Leser bedarf hier keiner weitläufigen Erläuterung.

Endlich möcht' ich noch Folgendes erinnern: Es ist über Leibnitz manches Schätzbare in Deutschland und Frankreich geschrieben; ich bin

*) So spricht bekanntlich Horatio in Hamlet.

weit entfernt, das zu verkennen, und habe mich im Gegentheil oft gefreut, daß, wie mancher Wackere sonst auch verkannt wurde, Leibnitz doch wirklich in vieler Hinsicht näher betrachtet und mit Gerechtigkeit gelobt worden ist. Dennoch fehlt uns die Beschreibung seines Lebens, denn was bisher als solches galt, mag zwar im Einzelnen Beifall verdienen, aber ein Ganzes ist es nicht und auch jenen Einzelnheiten fehlt oft die Genauigkeit. Wir hören zwar manche höchst interessante Data aus seinem eigenen Munde, aber er konnte nur selten gemüthlich und nie mimisch beschreiben und darstellen. Wenn wir z. B. vernehmen, daß er bereits im funfzehnten Lebensjahre täglich in dem nahe gelegenen Wäldchen spazieren ging, nicht um Verse zu machen, sondern um über die wichtigsten philosophischen und mathematischen Sätze nachzudenken, so ist uns das zwar sehr wichtig, aber wir möchten ihn auch gern spazieren gehen sehen, und wir bedauern, daß er nicht einen Freund hatte wie Goethe, der es uns würde so erzählt haben, daß wir selbst dabei gewesen zu sein glauben müßten. Doch wir wollen nicht so unbescheidene Prätensionen machen, denn das Talent Goethe's (der uns z. B. sogar mit Anmuth zeigen kann, wie er

als Kind Töpfe zerworfen hat) wird wol als einzig betrachten werden müſſen. Aber daß ihm auch ein Freund mittler Gattung mit mäßiger Erzählergabe fehlte, das dürfen wir bedauern, und ſo iſt es gekommen, daß wir ihn nicht bloß nicht auf jenen Knabenſpaziergängen, ſondern auch nicht als Jüngling und Mann erblicken, z. B. an den Höfen von Berlin und Hanover. Daß er beſonders an dem erſtgenannten ſehr geſchätzt ward, daß die wißbegierige Königin Sophie Charlotte, die bekanntlich ſelbſt nach dem pourquoi du pourquoi fragte, ihn ſtets mit großer Auszeichnung behandelte u. ſ. w., das wiſſen wir Alle ſehr wohl, aber ich frage wieder: ſehen wir ihn dabei in allen ſeinen Verhältniſſen als Unterthan? als Freund? als Lehrer? in Schmerzen und Freuden? mit Einem Worte: als Menſchen vom Scheitel bis zur Ferſe? in allen ſeinen Wurzeln und Adern? oder, wenn das zu viel verlangt iſt, kennen wir ihn auch nur ſo, wie wir etwa Gellert und Rabener, Gleim und Jacobi u. a., die doch auch nicht ihr Leben beſchrieben haben, kennen? Ach nein! denn was wir von ihm wiſſen: er war ein trefflicher Mann, ein ſcharfer Denker, er äußerte dies und jenes, er lebte bald da bald dort u. ſ. w., das Alles giebt kein

Bild. Es ist nichts als ein biographischer Strohkranz, dem auch ein paar hineingeflochtene rhetorische Blumen nicht zum Leben verhelfen können.

Um eine in allen Punkten gesicherte, verbriefte und mit allen Urkunden versehene Biographie Leibnitzens zu schreiben, ist es jetzt wol zu spät; aber eine dem Ideal genäherte wäre auch jetzt noch möglich; wo ist aber der Odysseus, der diesen Bogen spannen möchte und könnte? Ein solcher Ke- Anstrengung scheuender Mann wäre wirklich dazu nöthig, denn er müßte zuvörderst Leibnitzens sämmtliche philosophische, ethische, historische, kritische Werke, so wie dessen Episteln nebst den Antworten lesen, worauf dann auch die Lectüre wenigstens des Hauptsächlichsten, was jemals für und wider ihn geschrieben worden, folgen müßte. Dies Alles müßte jener geduldige Heros so in Saft und Blut verwandelt haben, daß sich seine ganze Anschauung des Mannes in einen Brennpunkt versammelte. Hätte er diesen gefunden, dann erst dürfte er schreiben. Um aber des Gegenstandes würdig schreiben zu können, bedürfte er sodann zweitens des biographischen Genies, über dessen Wesenheit bis jetzt noch wenig in gedruckten Schriften zu vernehmen gewesen ist.

Man sieht: die Sache hat ihre Schwierigkeiten; doch würde ein schöner Kranz am Ziele lohnen, auf den Fontanelle's gutmüthig achtbare, zierlich geputzte, doch wissenschaftlich und künstlerisch arme Lobschrift keinen Anspruch machen darf.

20.

Die sogenannten Wahrheitsager.

„Nun ich muß doch die Wahrheit sagen!“ ist die gewöhnliche dummstolze Entschuldigung roher Menschen, wenn sie sich gegen den Feinern eine gehaltlose Grobheit erlaubt haben. Ihre Wahrheit besteht nur in einem platten Nein zu dem Bessern, Bedeutenden, erhöht Gebildeten und Eingreifenden, und sie selbst haben überhaupt gar kein Ja in der Brust. Höchstens erhaschten sie ein paar subjective Meinungen, die sie dann als Ueberzeugungen geltend machen möchten, zu welchem Geschäfte sie indessen nichts weiter mitbringen, als gemeine Polemik gegen alles objectiv Wahre. Loben können sie nie, denn um auch nur erträglich anzuerkennen, bedarf es eines positiven Geistes, daher die entsetzliche Erscheinung, daß sich sogar manche Menschen rühmen, grob zu sein; sie könnten nicht anders,

sie müßten doch wahr reden. Der den Mond anbellende Mops hat gewiß nicht anders gesprochen und es sehr übel genommen, wenn man ihm die Wahrheit sagte, daß er nur ein Mops sei. Was man aber fabelhaften Möpsen allenfalls verzeiht, soll bei Menschen streng gerügt werden. Man würde diese Leute leicht vernichten können durch die bloße Frage, was denn nun eigentlich Vernunft, Verstand, Urtheil, Wahrheit u. s. w. sei; aber sie lassen sich auf keine wissenschaftliche oder künstlerische Antwort ein, sondern poltern nur abermals ihren alten Refrain heraus. Es dauert lange, ehe man sich an den Umgang mit solchen Leuten gewöhnen mag, den doch zuweilen die Pflicht erfordern kann. Am besten thut man, außer den Geschäftssachen, nie ein ernsthaftes oder gar tiefes Wort mit ihnen zu sprechen, sondern sich gegen sie ununterbrochen auf der Höhe des Scherzes und der Ironie zu halten, wodurch man sie zuweilen wenigstens zu einer augenblicklichen Erkenntniß ihrer Nichtigkeit hinaufstacheln kann.

Den höchsten Grad der Widerwärtigkeit aber erreichen jene Leute, wenn sie ihr Thun und Treiben als deutsch bezeichnen, und ihr Lieblingsausdruck: „ich kann mir nicht helfen, ich bin nun

einmal ein ehrlicher Deutscher," klingt wie die ekelhafteste, doch zum Glück ungegründetste Satyre gegen das wahre Deutschland. Wie ausgebreitet aber dieses unangenehme Geschlecht sein müsse, läßt sich schon aus der durch sie erfundenen und gangbar gewordenen Redensart: „verstehst Du kein Deutsch?" abnehmen, in welcher „Deutsch" offenbar so viel als „roh" und „grob" bedeuten soll. — Doch wir wollen nicht zu ernsthaft werden, sondern uns erinnern, daß Theosites schmähend, keifend, brummend und knurrend doch auch am Ende die Wahrheit zu sagen meinte, während er eigentlich nur die innere Langeweile durch Gebell verscheuchen wollte. Ulyß hat ihm indeß bekanntlich das Bad übel gesegnet, und, obwol ein sehr vornehmer König, hielt er es doch keineswegs unter seiner Würde, durch einen tüchtigen Scepterschlag den unangenehmen Mann zur Ruhe zu bringen.

21.

Fleiß und Faulheit.

„Der Menſch iſt von Natur faul" ſagt der ehrwürdige Kant, (der ſelbſt ſein langes Leben ununterbrochen fleißig war) aber bei dieſer Faulheit — ſo möchte man den Kantiſchen Satz fortführen — iſt der Menſch von Natur auch im hohen Grade unpoetiſch, ſpieleriſch. Daher der geſchäftige Müßiggang. Müßiggehen und müßigſitzen ſind nur in der Erſcheinung verſchieden; beides iſt gleich thieriſch, wenn nicht eine ſeltene poetiſche Schalkheit hinzukommt. Dies einſehend, begreift man auch leicht, weshalb es erlaubt iſt, ſich gelegentlich des Fleißes zu rühmen, denn man rühmt ſich damit nur, ein — Menſch zu ſein, d. h. ein Weſen, welches durch Gott verliehene geiſtige Kraft den bloß thieriſchen Trieb, faul zu ſein, überwunden hat. Wer ſich

nun so fühlt, darf auch, wenn er Lust hat, es aussprechen. Es ist keine Mystik bei dem Fleiße, wie bei dem Talent und dessen Uebung, und wenn der wahrhaft gute Mensch zart erröthet bei dem Lobe, „talentvoll zu sein," so nimmt er das Lob seines Fleißes, falls es gerecht ist, ruhig heiter hin.

Für Erzieher ist es besonders wichtig, die erste Zeit genau zu erforschen, wann ein Kind anfängt fleißig zu werden. So lange Zwang dabei waltet, das Aufgegebene jedoch mit Anstrengung ziemlich durchgeführt wird, ist es im Zustande des unsträflichen Knechts; sobald aber die Lust am Arbeiten erscheint, tritt das Kind gewissermaßen in die Gesellschaft der Freien. Genauere Beobachter werden dann sogar die Miene des Siegers bei ihm entdecken, und es tritt die Verpflichtung ein, es vor Stolz zu bewahren; doch soll ihm auch die Freude, nunmehr ein eigentlicher Mensch geworden zu sein, nicht verkümmert werden. Es soll und darf diese Freude genießen.

Was von dem süßen Müßiggange, dem anmuthigen Nichtsthun u. s. w. zu halten sei, gehört nicht in dieses Fragment. Den wahrhaft schönen Sinn, den diese Ausdrücke haben, versteht nur der allsei-

tig Gebildete und tugendhaft Arbeitſame. Jeder Andre wird darüber bloß unnütze oder für Schwachgefährliche Worte machen, die ohnehin nur entlehnt ſind.

22.

Dichterleben.

Horaz lobt sich bekanntlich die goldene Mittelmäßigkeit des äußern Lebens, und sämmtliche Leser, selbst die sich nur einer silbernen Mediocrität erfreuen mögen, loben ihn deshalb. Indessen hat er wol ganz besonders die Dichter im Auge, und hier ließe sich an seinen einfachen Gedanken noch Manches anknüpfen. Meines Erachtens ist für die Ausbildung eines dichterischen Talents etwa folgender Gang am günstigsten: Ahnungsvolle und traumreiche Kindheit, durch Elternliebe, Geschwisterliebe und naiven Freundesumgang geadelt. Sehr fleißige, aus Liebe streng gehorchende, doch genialisch kämpfende Knabenzeit, vielseitig strebende Jünglingsjahre auf den freisinnigsten Universitäten, Begeisterung für die Wissenschaft, die beinah bis zur Trunkenheit gehen mag, eine Menge Bekannt-

ſchaften und innige Freundſchaften vielleicht nur Eine, ein paar Hypergenialitäten, ſobald ſie nur reine Ehre begleitet, mögen verziehen werden; dann: poetiſch unglückliche Liebe, und viele ſchlafloſe Nächte, aus denen ſich endlich eine glückliche Liebe entwickelt; ein edles bürgerliches Amt, rein erſtrebt aus Tugend, d. h. aus Liebe für den Staat und aus genauer Kenntniß der Pflichten gegen denſelben; eine wohlgeſinnte freundliche Frau und eigener Heerd: das iſt die aurea mediocritas vollſtändig.

Ich weiß ſehr wohl, daß ſich dies Alles nicht immer zuſammen erreichen läßt, ich rede aber auch jetzt nur von dem Wünſchenswerthen. Doch nicht bloß wünſchenswerth, ſondern nothwendig und unerläßlich ſind: Liebe, Freundſchaft und in den meiſten Fällen auch: eigener Heerd. Ohne Liebe giebt es keinen Frühling, folglich auch keine Poeſie, ohne Freundſchaft erlahmt die Wiſſenſchaft, und ohne eigenen Heerd pflegt der Mann, wenigſtens nach dem vierzigſten Jahre, in eine gewiſſe Phantaſterei zu verſinken, die höchſtens dem Knaben anſteht oder in eine gewiſſe Ueber-Demuth, die ſich für kein Alter ziemt.

Sind wir nun mit ſolchen Gedanken erfüllt,

wie muß uns zu Muthe werden, wenn wir in unſern deutſchen Dichterſaal eintreten, und zwar in die Abtheilung, welche das ſiebzehnte, achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert bildet! — Was ſehen wir hier? Wie oft ſchon umflorte Kinderjahre! Das Rabengeflatter der Nahrungsſorgen um eine Knabenbruſt! Liebloſe, mißverſtehende Umgebungen, ſchauerlicher Zwang oder widrige Rohheit in denſelben, Armuth in der Freundſchaft (wo ſich z. B. ſämmtliche Hamlets mit einem Horatio begnügen müſſen, wenn anders auch nur ein ſolcher ſich auftreiben läßt), Muthloſigkeit in der Liebe, Wehmuth bis zur Zerfloſſenheit oder Verzweiflung, die ſich als Lyrik oder Dithyrambik geltend machen will, ſpäterhin das „Kleinbeigeben"*), um ein Aemtchen zu erſchnappen, Alltäglichkeit der Liebe und Ehe, Verſäumung der Kinderzucht bei überhäuften Berufsgeſchäften, Hypochondrie und Aerger über ein Publikum, das weder recht lieben, noch recht hoffen kann, und endlich ein — Talbot'ſcher Tod. Beiſpiele will ich nicht geben, ſie ſind leider nicht ſchwer zu finden.

*) Das Wort iſt zwar nur provinziell, doch ſo deutlich bezeichnend, daß ich es mit keinem andern vertauſchen mag.

Aber in den freundlichen Gegenſatz wollen wir ſchauen, und einige Männer nennen, deren noch immer nachleuchtendes Leben wol ein poetiſches zu nennen iſt. Laſſe Dir nur einmal, lieber Leſer, recht ausführlich erzählen, wie glücklich Hagedorn, Gärtner, Ebert, Rabener und Andere lebten, und Du wirſt inne werden, daß ſie, wenn auch von außen ziemlich begünſtigt, doch die beſte Begünſtigung in ſich ſelbſt fanden. Erinnere Dich dann an Gleim, der in immer reger Liebe und Freundſchaft das alte ehrliche Kinderſpiel „Schenken und Logiren" (d. h. hier: Logis geben) ſein ganzes Leben hindurch ſehr ernſthaft doch fröhlich durchſpielte; denke an die meiſten Mitglieder des Göttinger Dichtervereins, an die glückliche Wichtigkeit der edlen Freundſchaft zwiſchen Goethe und Schiller u. ſ. w. und frage Dich dann: „wie ſteht es heute?" Du wirſt, obwol Du einige gute Ausnahmen kennen magſt, doch nicht wenig ſchaudern vor der Entweihung des Worts Freundſchaft, das nicht ſelten für ſehr ordinaire literariſche Gevatterſchaften, oder für gegenſeitiges Weihrauchſpenden, ja ſelbſt für die heilloſeſten Verbindungen der Rohheit und Gemeinheit gebraucht wird, Du wirſt auch ſonſt noch gar manche Sünde und

viel Unglück ſehen, bei dem die Poeſie nicht recht aufkommen kann. — Den Schmerz darüber kannſt Du Dir nicht erlaſſen; nur vertiefe Dich nicht zu ſehr in ihn, und noch viel weniger weide Dich müßig an ihm, ſondern bleibe kräftig in aufrechter Stellung, und thue unermüdet das Deinige, damit es beſſer werde.

23.

Guter Rath,

die gegenwärtige Zeit betreffend.

(Geschrieben im Januar 1831.)

Unsere Zeit wird überall eine vielbewegte genannt, und wahrlich, sie ist es in der umfassendsten Bedeutung des Worts. Die größesten Weltbegebenheiten, aus den bedeutendsten Prinzipien hervorgehend, dann aber nicht selten durch äußere Gewalt und Zufälligkeiten geleitet und überströmend, kommen täglich zu unserer Kunde, und unter denen, welche wirklich Geist und Herz haben, giebt es keinen mehr, der den mannigfaltigen Drohungen und Verheißungen den Zeit seine Theilnahme verweigern könnte. Jedes Zeitungsblatt bietet einem künftigen Livius wichtigen Stoff zur rein historischen Bearbeitung; noch mehr aber einem künftigen Tacitus zu weltüberschauender Betrachtung. Wir sollen miterkennen und mitfühlen, denn der Mensch lebt nicht

als bloßes Einzelwesen für sich und für sein Zimmer, auch nicht bloß für seine Frau und Kinder, sondern er gehört dem Staate an, den er lieben soll; ja er ist auch Weltbürger, und nichts, was der menschlichen Gesellschaft in tieferer Hinsicht wichtig ist, darf ihm fremd sein.

Aber auch die größeste Zeit, in der sich die Begebenheiten so sehr drängen, besteht ohne Zweifel aus Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, die wenigstens klar durchlebt sein wollen, und das scheint jetzt Manchem schwer zu werden. Der einzelne Mensch, wie sehr er auch dem Staate im Allgemeinen angehört, hat doch nicht minder einzelne Pflichten, und diese dünken ihn jetzt in den Stunden der größern Aufregung weniger interessant oder vielleicht ganz unbedeutend. In unbewachten Momenten erscheint ihm wol gar Alles finster, die Zukunft wie ein dräuendes Gespenst, und wir wissen Alle, daß noch vor Kurzem ein großer deutscher Geschichtforscher alle Lust zum Leben verlor, weil er die „alte Barbarei" von Neuem hervorbrechen sah, oder vielmehr eine ganz besondere, die er mit der durch den Umschwung der Zeit in der Mitte des dritten Jahrhunderts (!) hervorgehenden verglich und bezeichnete. — Das Wort

klingt sehr mystisch und er hielt vielleicht das deutlichere zurück; doch wir wollen uns selbst verbieten, eine solche Furcht zu fassen und uns lieber erinnern, daß jener Verstorbene doch auch hinzusetzte, es werde nur dann so kommen, wenn nicht die göttliche Vorsehung auf eine „wunderbare Weise" einschreite. Ein solches Wunder aber geschieht gewissermaßen immer, und ich möchte es deshalb kein Wunder nennen, denn Gottes Gnade ist „größer, als wir wissen und verstehen." Das lautet freilich sehr altväterlich, allein gerade dieses guten Altväterlichen bedürfen wir immer und heut zu Tage ganz besonders. Es mag deshalb zweckmäßig sein, in einer Zeit, wo bloße Menschenklugheit nicht immer die erfreulichsten Resultate zeigt, oder wol gar die Drohungen der Zukunft am deutlichsten sehen läßt, an das zu erinnern, was höher steht, als bloße Klugheit; denn wol hat der Dichter recht mit seinem Wort:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Ich weiß, wie leicht so etwas gesagt ist, und wie schwer gethan, denn es ist hier nicht nur nicht die Rede von einem müßigen, träumerischen Vertrauen auf die göttliche Führung, sondern von ei-

nem klaren, regelmäßigen Anſchauen und einer ununterbrochenen folgerechten Thätigkeit. Eine ſolche iſt auch bei dem einzelnen unſcheinbaren Menſchen ſehr wichtig, doch durchzuführen wahrlich jetzt ſehr ſchwer, und wir wollen uns nicht über die Schwierigkeiten täuſchen, ſondern ihnen mit Muth begegnen.

Gehen wir deshalb ein wenig in das Detail. Biſt Du, lieber Leſer, etwa ein Prediger, ſo kannſt Du jetzt vielleicht in trüben und ſchwachen Augenblicken — und wer hat die nicht? — denken und ſprechen: Was hilft jetzt das Wort? Wer hat jetzt Zeit und Aufmerkſamkeit genug, das göttliche Wort nicht bloß mit leidender, ſondern thätiger reproducirender Aufmerkſamkeit zu vernehmen? — Biſt Du ein Schulmann, ſo thuſt Du vielleicht zuvörderſt dieſelben Fragen und nächſtdem die Dir gleichfalls nahe genug liegenden: Wer hat jetzt hinreichenden Sinn für die Lehren der Grammatik; der allgemeinen wie der beſondern? Wer ahnet jetzt, daß die Lehren derſelben, ſo trocken ſie auch ſcheinen, doch als die ächteſten Reſultate der Logik zu betrachten ſind? Wer mag jetzt, wo Europa in Flammen ſteht, und zwar in neuen geiſtigen Flammen, ſich intereſſiren für die Darſtellung der Kriege der Rö-

mer mit den Volkskern und den Aequern, die ich doch im Livius nicht überschlagen kann? Wer hat jetzt Ruhe und Anstrengung genug, um sich mit der Ironie und dem Tiefsinn des Platon zu befreunden? Ja wer ist auch nur heiter genug, um die bequeme Lebensphilosophie des Horaz rein und freundlich aufzufassen? —

Bist Du ein Jurist, wirst Du Dich nicht vielleicht zuweilen bitter fragen: Was ist es nun mehr, wenn ich dem Cajus seinen Morgen dürres Land verschaffe, den Sempronius unrechtmäßiger Weise in Anspruch nimmt? Jetzt ist von Königreichen und Provinzen die Rede. — Bist Du ein Arzt, so fragst Du vielleicht: Was habe ich nun davon, daß ich die Verdauungswerkzeuge des Bürgers Y. stärke? wer weiß, wie lange er ohnehin noch zu essen hat! — und daß ich der Frau Z. die Niederkunft erleichtere? es giebt vielleicht der Menschen schon viel zu viel, wie einige Zeitungen lehren! — Bist Du endlich vollends ein Schriftsteller, so steht es mit Dir gar übel. Es gab einmal eine recht hübsche Zeit, in der Du Dir durch ein gutes Buch vielen Ruhm und einiges Vermögen erwerben konntest; aber sie ist längst vorbei. Was man so gewöhnlich Ruhm nennt, dauert heut zu Tage ein

paar Monate, und was das Honorar betrifft, ſo kannſt Du darüber auch von den beſten Verlegern vernehmen, es ſtehe jetzt damit nicht ſonderlich. Gehörſt Du aber auch zu den durchaus wackern Männern, die Ruhm und Erwerb nur als eine Nebenſache betrachten, ſo iſt Dir auch dadurch wenig geholfen. Du haſt vielleicht während des letzten Jahrzehnts in redlicher Anſtrengung mit Geiſt und Fleiß an einem wiſſenſchaftlichen Werke gearbeitet, es nähert ſich der Vollendung und Du möchteſt es nun gern dem Publikum übergeben: es wird Dir aber der befragte Buchhändler erwiedern, das ſei jetzt nicht an der Zeit und er könne ſich auf dergleichen große Unternehmungen nicht einlaſſen. — Biſt Du ein Dichter, und was die Hauptſache iſt, ein guter, ſo hoffe nicht, daß Dein Werk zünden werde, denn man hat jetzt, wie geſagt, nicht Zeit und und nicht harmloſe Ruhe genug, um ſich einem poetiſchen Eindrucke rein hinzugeben. Man lieſt Zeitungen, und daran thut man ohne Zweifel auch ſehr recht; aber daß man nur Zeitungen und wieder Zeitungen lieſt, möchte ſchwerlich zu billigen ſein. Iſt man fertig mit dem Leſen, ſo ſpricht man über die Zeitungen, und daran thut man wieder ſehr recht, denn wie wäre es möglich, die

große Theilnahme an der Gegenwart zu verſchweigen? Daß man aber immer davon ſpricht und leider meiſtens ohne zu einer beruhigenden Anſicht zu gelangen, daß man kreuz und quer, hinüber und herüber, und gleichſam ohne rationalen Anfang-, Mittel- und Endpunkt nur Worte macht, muß allerdings betrüben, und zeigt nur zu deutlich, daß eine unbefangen deutliche und tiefe hiſtoriſch-politiſche Anſicht in Deutſchland noch ziemlich ſelten iſt.

Was wäre denn nun dabei zu thun? Meine Antwort iſt wieder recht altväterlich und lautet: Geduldig ſein, warten, hoffen und in dieſer Stimmung ja nicht müßig gehen, ſondern redlich fortarbeiten, wie in den Tagen einer allgemeinen europäiſchen Ruhe. Das iſt, ich wiederhole es, ſehr ſchwer, aber nicht unmöglich, und da in ſolchen Fällen ein würdiges Beiſpiel viel Gutes wirken kann, ſo wollen wir uns dabei an manche würdige Männer während der Zeit des ſiebenjährigen Kriegs erinnern. Gellert und Rabener, Leſſing und Weiße, Klopſtock und Gleim und ſo manche andere Geſchäftsmänner und Schriftſteller wurden nicht verdrießlich, d. h. ſie hörten nie auf, genau zu wiſſen, was ſie wollten und nicht wollten, was ſie konnten und ſollten; ſie fuhren fort,

mit ſtillem Ernſt und muthiger Heiterkeit ſo viel ſie vermochten, Gutes zu wirken, zu arbeiten und zu ſchreiben. Auch mit Heiterkeit? Gewiß! Erinnert Euch nur an Rabener, der ſelbſt bei dem Schein der Flammen, die ſein wohleingerichtetes Haus und ſeine ſämmtlichen Manuſcripte vernichteten, noch ſcherzen konnte, und zwar noch beſſer als in den Tagen der bequemſten Ruhe! War das etwa unnatürliche Exaltation? Keineswegs. Eine ſolche pflegt ſehr ſchnell vorüber zu gehn; bei ihm aber dauerte jene heitere Stimmung ununterbrochen fort. Leſet nur einmal wieder den Brief, den er einige Tage nach dem Bombardement von Dresden an einen Freund in Warſchau ſchrieb, und Ihr werdet Euch über den wackern Mann innig freuen, der bei ſo großem Verluſt doch ſich ſelbſt und die Genien des Muthes und der Fröhlichkeit gerettet hatte. Man könnte vielleicht glauben, jener Brief ſei geſchrieben worden, damit er gedruckt und der Verfaſſer bewundert werde; allein es iſt gerade das Gegentheil der Fall. Er kam erſt nach Jahren in den Druck und zwar wider Rabeners Willen, der ſeine Misbilligung über die Bekanntmachung ſehr ernſtlich erklärte, und weit entfernt, ein gerechtes Lob zu erwarten, eher fürchtete, es könne

wol hie und da eine allzuzarte Seele durch seine muthige Scherzhaftigkeit verletzt werden.

Wollt Ihr ein näher liegendes Beispiel, so schauet hin auf Goethe, und betrachtet ihn, wie er sich benahm vor, während und nach der Schlacht bei Jena, und späterhin während des Frühlings, Sommers und eines Theils des Herbstes 1813, wo wir ihn zwischen mehreren großen Heeren eingeklemmt sehen. Was that er in diesen für ihn sehr bedenklichen und unsichern Zeiten? Nichts Glänzendes; wohl aber etwas, das besser ist, als alles nur Glänzende: — er arbeitete ruhig fort.

Wollt Ihr endlich das edelste und erhabenste Beispiel von der Uebung ruhiger Kraft in ungünstiger Zeit, so erinnert Euch, daß im Jahre 1809 die Universität in Berlin errichtet wurde. — Welch ein vielseitig bedeutsamer Entschluß, und wie groß die Folgen seiner Ausführung! Es bedarf darüber keines prunkenden Worts, aber auch der stille Gedanke daran ist höchst lehrreich und anregend.

24.

Leibeigene Seelen.

Wir lernen bereits in der A B C Schule, daß der Mensch aus Seele und Leib bestehe; in der A B C Schule des Lebens aber erfahren wir bald zu unserm großen Leidwesen, daß es in Hinsicht mancher Menschen heißen sollte: „aus ungeheuer vielem Leib und ein ganz klein wenig Seele.“ Der Leib dieser Leute hat durch den steten Umgang mit der sogenannten Seele bald herausgebracht, daß es mit derselben nicht viel auf sich hat, und legt ihr ein weiches Polster unter, was dann die liebe Seele für einen Thron hält, auf den sie bekanntlich Anspruch macht. Bei solchen Anstalten und so gehegt und gepflegt wird die Seele immer bequemer, dicker und fetter, und verlangt höchstens von Zeit zu Zeit mit einer artigen Anekdote, oder einem leidlichen Witz, der bei Leibe nicht weit hergeholt sein muß, abgespeist zu werden. Es giebt sogar Menschen, bei

denen der Geiſt, ſeiner ſelbſt überdrüſſig, völlig zu Fleiſch geworden iſt, ohne im mindeſten nach einer neuen Geburt zu verlangen. Es iſt der wahrhaftige, in der gräulichſten Sklaverei ſich glücklich fühlende Leibeigene, und würde, falls der Leib einmal in einer muthwilligen Stunde ihm ſeine Freiheit wieder ſchenken wollte, demüthig bitten, ihn, den kleinen armen Schelm, doch ja nicht zu verſtoßen. Er ſagt gewiß nie: O ſchmülze doch dies allzufeſte Fleiſch!" denn ach! was würde dann aus ihm werden?

25.

Umgangs-Formen.

Es ist gewiß schon oftmals geklagt worden, daß die Deutschen, in manchen engen Formen gehend, auch durch die conventionellen des Umgangs, zu mancher Unwahrheit verführt werden; leider aber haben die Klagen nicht viel geholfen, und es ist so ziemlich beim Alten geblieben. Im mündlichen Gespräch mit unsittlichen oder abgeschmackten Leuten, zu dem wir zuweilen veranlaßt werden, können und sollen wir allerdings eine gewisse Gattung von deutscher Höflichkeit umgehen; wir sollen es, weil wir es können, und was dann von gewöhnlichen Redensarten noch etwa übrig bleibt, ist entweder nichts sagend, oder kann doch wenigstens durch unsere gute Gesinnung geadelt werden. Mögen wir deshalb immer sagen: „ich freue mich sehr, Herr Geheimerath, Sie wohl zu sehen,"

auch wenn wir ihn verachten, denn wir sollen uns seines Wohlbefindens dennoch freuen, weil ihm dasselbe die Möglichkeit sich zu bessern und zu bilden leichter macht als Uebelbefinden. Ob wir dieses Gefühl immer haben, möcht' ich freilich nicht behaupten, aber wir sollen es haben; und also, wenn es uns fehlt, zu erwerben suchen. Schlimmer steht es schon in Briefen, die ohnehin vor dem rasch hingesprochenen Wort so viel voraus haben. Ich erschrak durchaus nicht vor den „besten Wünschen" für das Wohl des Herrn und der Frau, die man aussprechen muß, denn wir sollen die besten Wünsche auch für das Wohl des größten Sünders und des langweiligsten Gesellen hegen, und auch der gehorsamste und ergebenste Diener am Schlusse fließt mir sehr leicht aus der Feder, denn so beschränkt ist Niemand, um jene Benennungen für etwas Anderes zu halten als Stereotyp-Form, die man nun einmal mitmachen muß. Auch die Hochwolgeborenheit, Excellenz u. s. w. strömen in jedem Falle rasch hin, denn wir denken uns abermals wenig dabei. Schlimmer steht es mit dem „Verehrter" oder gar „Verehrtester," und wir sollten damit nicht bloß sparsam umgehen, sondern sie nur dann gebrauchen, wenn wir wirklich so fühlen.

Indeſſen kann auch hier noch die traurige Entſchuldigung vorgebracht werden, daß man auch dabei ſich wenig mehr denke, denn wenn dieſe Redensart wirklich in ihrem ganzen Umfange gelten ſollte, ſo gäbe es vielleicht in ganz Deutſchland keinen Hofrath, Bürgermeiſter, Profeſſor u. ſ. w., der nicht als ein verehrtes Haupt umherginge, und wir würden in einer Welt leben, deren Bewohner ſich alle untereinander höchlich venerirten; was, wie erfahrne Leute verſichern, doch nicht ſo ganz der Fall ſein ſoll. Sagen wir lieber gerade heraus, daß auch wir in dieſer Beziehung nicht ſelten gefehlt haben; das iſt beſſer, als wenn wir uns dabei in den Modemantel der Ironie entſchuldigend einwickeln wollen, denn in jedem Falle wäre doch eine Ironie der Anrede: „Verehrteſter Herr Baccalaureus" eine ſehr unſtatthafte und traurige Ironie, die den Baccalaureus gar nicht treffen könnte, ſondern lediglich uns und unſere falſche Anſicht von der Ironie.

Iſt nun aber auch jene ausgeſprochene „Verehrung" in der bloßen Anrede, durch den faſt allgemeinen Mißbrauch ein *wenig* zu entſchuldigen, ſo ſollen wenigſtens die traulichen Worte „liebſter", „beſter", „theuerſter" u. ſ. w. heilig gehalten wer-

den, denn kein Herkommen kann ihren Misbrauch entschuldigen, weil kein Herkommen sie gebietet.

Endlich ist noch das Schlimmste zu bemerken, daß nämlich alle diese Andeutungen bei dem leichtsinnigen und gewöhnlichen Menschen ohne alle Wirkung vorübergehen und nur eine gewisse Gattung guter Menschen, die in trüberen Augenblicken zuweilen in moralische Hypochondrie versinken, beunruhigen könnten. Deshalb will ich herzlich ermahnend hinzusetzen: seid nur immer durchaus wahr in euch selbst; dann wird euch der Ueberschwang eurer Liebe, der sich in gesprochenen und geschriebenen Worten zuweilen offenbaren mag, wohl zu vergeben sein, da ihr doch gewiß innig wünscht, jene Leute, die ihr viel zu hoch genommen habt, möchten jener Liebe würdig werden. — Kann es aber ihnen nicht schaden? Den Befangenen und Eiteln allerdings, doch wollen wir hoffen, daß diese sich am Ende selbst fragen werden: „sind wir wol dessen werth, was der Mann uns sagt, oder gar schreibt?" und in stillen Stunden sich bessern. Der gewöhnliche Haufen aber, gleichsam die ungeheure Grundsuppe und Bodensatz der Menschen, ist so roh vergeßlich, daß er schon um deswillen alle eure überguten Reden spurlos an

sich vorbei tönen läßt. So lange ihm selbst die Ahnung von einer „Wiedergeburt" fehlt, ist ihm überhaupt schwer beizukommen. Das sei euch Trost oder mindere wenigstens jene moralische Wehmuth.

26.

Deutſche literariſche Berühmtheit.

Wohlgeſinnte, für Literatur empfängliche und beſcheidene Menſchen, beſonders Frauen, richten zuweilen die Frage an mich, ob der Dichter, oder Kritiker, oder Hiſtoriker, oder Prediger A, B oder C auch wol ſonderlich berühmt ſey? — gleichſam als müſſe ich, der alte Literarhiſtoriker, das wiſſen. Ich weiß es aber nicht, und ehe wir uns nicht über die ganze Bedeutung des Worts „berühmt" allgemein verſtändigt haben, weiß es eigentlich Niemand. Ich frage ferner: Wie vielen Leuten muß man bekannt ſein, um das Beiwort „berühmt" oder auch „berüchtigt" zu verdienen? Darauf giebt es keine nach Zahlen beſtimmte Antwort, denn ſobald wir uns auf irgend eine Zahl einlaſſen, ſiegt Jeder über uns, der — den Horaz geleſen. Dieſer vortreffliche Poet mußte nämlich zu ſeiner Betrübniß ſehen, daß die Römer ſeiner Zeit immer nur ihre alten Dichter lobten und von den neueren wenig

wissen wollten; besonders dünkte sie Ennius und Lucilius so groß, daß ihnen die späteren dagegen nur als Knaben vorkamen. Wie seltsam! wie antideutsch! Bei uns ist es schon eine Seltenheit, wenn Jemand nur noch einen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts (Goethe und Schiller natürlich ausgenommen) in die Hand nimmt. Indessen hatte doch Horaz auch Recht, sich über jene Seltsamkeit zu betrüben, und er fragt deshalb sehr lustig, wie viel Jahre denn eigentlich nöthig seien, um einen Dichter beliebt und ehrwürdig klassisch zu machen? Ob etwa hundert Jahre genügen? „Ja." Ob aber neun und neunzig? „Auch ja." Natürlich war nun durch dieses Zugeständniß der Gegner besiegt, denn wenn er ein Jahr erlassen konnte, so konnte er auch alle erlassen, und man kam auf den innern Werth des Dichters, als auf das einzige Criterium zurück, von dem man nie hätte abgehen sollen.

In demselben Falle sind wir, sobald die Zahl der Lesenden oder Kennenden die Berühmtheit entscheiden soll. Aber auch ohne uns daran zu binden, ergeben sich gar manche andere merkwürdige Sachen. Es kann Jemand vom Brandenburger Thore bis zur Schloßfreiheit ziemlich berühmt sein,

und man grüßt ihn von allen Seiten als einen in Zeitungen wohlgelittenen Mann; biegt er aber über die lange Brücke in die Königſtraße ein, ſo findet er ſchon eine kühlere Geſinnung, und vom Alexanderplatze bis zum Bernauerthore kennt ihn kein Menſch. Iſt er aber wirklich auch ſo glücklich, in ganz Berlin gekannt zu ſein, wer ſteht ihm für Charlottenburg, oder gar für das — durch vier Meilen entfernte Potsdam? Solche überſchwenglich exaltirte Gedanken ſoll ſich deshalb Jeder verbieten. — Und nun vollends, wenn wir auf ganz Deutſchland ſehen, wo iſt der Dichter, der ſagen kann, er ſei überall berühmt? So wie faſt jeder lebhafte Menſch einen Lieblingsdichter hat, ſo auch jede lebendige Provinz, Stadt, Flecken, zuweilen ſogar auch Dorf. Hierüber fehlen uns nur leider die gehörigen Nachrichten, und es wäre wol zu wünſchen, daß einmal ein gut meinender, begüterter Mann, den keine ſchwere Berufsgeſchäfte drückten, durch ganz Deutſchland reiſte und überall bei der Nobleſſe und der Bürgerſchaft, bei dem Oberbürgermeiſter und Hauptpaſtor, bei dem Bäcker und Brauer mit geziemender Beſcheidenheit anfragte: „Welchen deutſchen Poeten liebt ihr Theuern am meiſten? und wen tragt ihr im tiefſten Grunde

eurer ohne Zweifel edlen Herzen?" — Ich bin sonst durchaus nicht neugierig, doch auf die Ergebnisse einer solchen Reise wäre ich einigermaßen gespannt.

Indessen habe ich es nicht bei Wünschen bewenden lassen, sondern selbst auf manchen kleineren und größeren Reisen herumgefragt, wobei denn seltsame Dinge an den Tag kamen. Ich kenne Städte, in denen man Goethe und Jean Paul öffentlich bewundert; im Stillen aber nur Cramer, Spieß u. s. w. las. Ich kenne andere, in denen man Goethen haßte, weil Bogatzky ihn schwerlich würde geliebt haben, wenn er ihn gekannt hätte; andere Oerter bewunderten nur Schillern und von Jean Paul war noch keine Kunde zu ihnen gekommen. In einem wohlgelegenen Flecken hielt man Tieck für einen pseudonymen Autor und schätzte Novalis als einen Mann, der in der Bergwerkskunde löbliche Schriften gestellt habe, nach denen ich jedoch vergeblich fragte. Ein gutmüthiger alter Prediger setzte mich einmal in Schrecken durch die Frage, wie es möglich sei, daß Fichte und Nicolai gegen einander gefochten hätten, da sie doch eigentlich Eines Sinnes gewesen; und ein Bürgermeister versicherte, ihn habe Friedrich Schlegels Ueber-

gang zum Mahomedanismus nicht sehr gewundert, da sich bereits Spuren von einer Hinneigung dazu in der berüchtigten Lucinde gefunden u. s. w. u. s. w.

Steht es nun so bedenklich mit der Berühmtheit, so können mich junge talentvolle Autoren ordentlich dauern, wenn sie ohne gehörige Kenntniß von Deutschland auf solchen Lohn rechnen. Nehmen wir ein Beispiel. Der fünf und zwanzigjährige Dichter (Orgon oder Damon würde Gellert sagen) hat wirklich schon einige gefühlvolle Gedichte, einen leidlichen Roman und mehrere eindringliche Recensionen geschrieben. Sein alter grämlicher Oheim selbst hat gesagt, es sei die Möglichkeit, seine kleine niedliche Cousine hat süße Thränen bei einer seiner Elegien geweint, und eine ehrwürdige Tante hat sich vernehmen lassen, hie und da sei der Neveu freilich auf gottlose Gedanken gerathen, erstaunlich erhaben aber sei er gewiß, und sie, ihres Orts, könne nur nicht recht mit. Auch die übrigen Vettern und Basen, Hausfreunde und Hausfreundinnen haben sich überaus günstig geäußert, und es vergeht keine Familienfete, wo man nicht am Ende in schöner Exaltation den jungen trefflichen Poeten hoch leben läßt. — Nun hält sich der Jüngling für berühmt

und besteigt gelegentlich die Schnellpost, um neue Triumphe zu werben. Seine Reisegefährten sind civile Leute, und er bringt deshalb das Gespräch auf sich selbst; es begegnet ihm aber das Schreckliche, daß Niemand auch nur seinen Namen kennt. Ein Student, der zwanzig Meilen weiter in den Wagen steigt, hat zwar fait von deutscher Literatur gemacht, verwechselt aber leider den gegenwärtigen Damon mit dessen seligem Großonkel, der vor siebzig Jahren blühete und durch einige gute fulminirende Bußtagspredigten Ruhm davon getragen hat. Ein geachteter Stadtschreiber, der schon lange über die verwünschten literarischen Gespräche im Postwagen verdrießlich geworden, bricht endlich völlig ungeduldig los, und indem er ungeheure Dampfwolken von sich bläst, erklärt er unumwunden, der Henker möge all das poetische Zeug lesen, was heut zu Tage geschrieben werde. Das Ziel der Reise, die Hauptstadt, soll endlich den Jüngling mit seinem Geschick versöhnen, und er zweifelt nicht, daß bei seiner Einfahrt wenn auch nicht der Thorschreiber doch der Unterofficier bei der Nennung seines Namens die Miene stiller Ehrerbietung zeigen werde; allein beide würdige Männer sind theils viel zu sehr beschäftigt, um

sich auf dergleichen Mienen einlassen zu können, theils fehlt ihnen auch die Ursache zu dergleichen, denn sie haben von Orgon oder Damon nie etwas gehört, als etwa in Quarta, wo sie Gellertsche Fabeln mit Ruhm declamirten.

Jener poetische Jüngling hat wahrscheinlich nicht einmal die Freude, am andern Tage im Intelligenzblatt sich völlig richtig abgedruckt zu finden, und er muß vielleicht mit Kummer sehen, daß sich ein unberufenes d, oder dt, oder t an seinen Namen hängt. Wahrhaftig, es ist gar wohl der Mühe werth, auf einen Augenblick bei diesem Ungemach zu verweilen, denn es kann zuweilen in's Große gehen. Jeder Mensch hat seinen Namen lieb, und es ist uns widerlich, wenn Andere mit demselben spielen, weshalb wir auch Goethe's Unwillen über Herder's Neckereien vollkommen begreifen. Ja, uns ist schon eine nachlässige Behandlung desselben fatal, besonders wenn sie durch den Druck gleichsam sanctionirt in tausend Exemplaren, oder, sollten etwa neunhundert neunzig Makulatur werden, doch in zehn — auf ewige Zeiten fortlebt. Ein berühmter leipziger Gelehrter des siebzehnten Jahrhunderts, Carpzovius, nahm nie einen Brief an, auf dessen Umschlage sein schwerer Name auch nur mit Ei-

nem Buchstaben falsch geschrieben war, selbst dann nicht, wenn er mit ziemlicher Gewißheit vorher sagen konnte, daß der Brief ihm etwas Angenehmes mittheilen werde. Deshalb soll man die Leute glücklich preisen, deren Name kaum falsch geschrieben werden kann, z. B. Richter, Schiller und ähnliche.

Nun lasset den Jüngling endlich schon ein wenig angegriffen zu Gelehrten, Kritikern und in größere Gesellschaften gehen: — es wird ihm wenig Ruhm gespendet werden. Die meisten haben ihn nicht gelesen, oder nehmen sich Zeit und verlangen erst wenigstens vier und zwanzig Recensionen, ehe sie sich dazu anschicken, es müßte sonst sein, daß in irgend einer kostbaren Zeitung gestanden hätte, in dem Buche werde prächtiger Scandal vollführt. So etwas reizt und lockt noch ziemlich. Andern haben die Schriften des Jünglings nicht sonderlich behagt, und sie halten es für eine Gewissenssache, etwas grob gegen ihn zu sein; Andere haben ein mäßiges Vergnügen an ihm gehabt, mit siebartigem Gedächtniß jedoch Alles wieder vergessen; Andere endlich mögen seine Sachen leiden und erinnern sich auch noch, können es aber nicht über's Herz bringen, ein Lob auszusprechen. Nur Wenige sprechen zu ihm vertraulich, liebevoll, er-

munternd, belehrend. — Ueberhaupt iſt es gar ſeltſam, daß manche wahrhaft berühmte Autoren nicht gern ſehen, wenn um ſie herum einige neue Leute auch berühmt werden. Es iſt, als nähmen ſie an, Deutſchland habe immer nur eine beſtimmte Quantität Ruhm, gleichſam eine Anzahl Goldſtücke, auszutheilen, weshalb ſie fürchten, man werde ihnen nehmen müſſen, wenn man Anderen giebt. So kommt der arme junge Menſch faſt überall zu kurz, und es iſt zwar nicht ſehr ſittlich und nicht artig, doch auch nicht unerhört (oder vielmehr ungehört), wenn er ſich bald mit einem „hole euch der Kukkuk" echauffirt wieder auf den Rückweg macht, um zu dem anerkennenden Oheim, der protegirenden Tante und der ſüß lächelnden Couſine zurück zu kommen.

Leiden aber bloß die jungen Leute? Ach nein! die vielleicht am wenigſten, denn die Hoffnung ſteht ihnen überall zur Seite. — Weit Uebleres haben die alten Berühmten zu ertragen. Hier tritt nämlich faſt überall das poröſe Gedächtniß der meiſten Deutſchen in das Spiel, nebſt den ungeheuerſten maaßloſen Anforderungen an die berühmten Autoren, wenn ſie berühmt bleiben wollen.

Von der Löwin — ſchon Leſſing erinnerte

daran — verlangt man nur Ein Junges, aber von einem deutschen Dichter unzählige *) und selbst ein anerkanntes Meisterwerk, vor dreißig Jahren geschrieben, ist heute kaum mehr vorhanden. Jede versäumte Messe wird ein paar Quadersteine aus des Dichters Ruhmestempel losbröckeln, bis endlich nach einem Jahrzehnt oder höchstens nach zweien der ganze Bau in Trümmer zerfällt. Dann kommen die gutmüthigeren Literarhistoriker und erzählen ihren staunenden Schülern, was hier einst für ein stattlicher Tempel gestanden, und weshalb man ihn errichtet habe. Es ist schon viel, wenn die jungen Leute nunmehr mit einigem Respect an den Trümmern vorüber gehen, und nicht etwa gar noch ein Spottlied dazu singen, das auch der Seichteste machen kann.

Doch wir wollen uns wahrhaftig nicht traurig machen, sondern wohl erwägen, daß wir uns nur auf einen höhern Standpunkt zu stellen brau-

*) Dabei findet sich jedoch nicht selten die Inconsequenz, daß man auch dem trefflichsten Schriftsteller, selbst so lange er noch Treffliches schreibt und sich durchaus nicht ausgeschrieben hat, den Vorwurf macht, er schreibe zu viel! Auch der Reichste soll sich sehr ökonomisch zeigen! —

chen, um all dies Ungemach zu verſcherzen und zu beſcherzen. Jenen Standpunkt habe ich ſchon in früheren Aufſätzen angedeutet; hier wollte ich nur ſchlicht referiren, daß es in Deutſchland wirklich nicht ſelten alſo zugeht.

Es iſt ohnehin nicht wohlgethan, ſich über dergleichen Seltſamkeiten, die ſchon zu Alltäglichkeiten geworden ſind, ſonderlich zu grämen, und es war mir deshalb gar wohl erlaubt, wenigſtens einen Theil dieſer verwickelten Sache in ein ſcherzendes Bild zu verwandeln; doch ſtelle ich nicht in Abrede, daß dieſer Scherz auch eine recht ernſte Rückſeite hat.

27.

Die Anti-Quixoten und noch Schlimmere.

Der sinnreiche Edle Don Quixote sah bekanntlich einmal Windmühlen für Riesen an, und da er sie wirklich für dergleichen überstarke, ungeschlachte Leute hielt, und dennoch furchtlos den Kampf mit ihnen begann, so ist ihm derselbe fast eben so hoch anzurechnen, als wären es in der That die gefährlichsten Giganten gewesen. Indessen lachen wir doch Alle darüber und ich gewiß recht herzlich mit, weil der Ritter bei seiner trefflichen Gesinnung versäumt hat, sein Anschauungsvermögen genugsam auszubilden. Ein solches Lachen aber ist ohne Zweifel ein sehr angenehmes, und zu demselben gelangen wir selten, da in der wirklichen Welt eine Menge von Anti-Donquixoten vorhanden sind, welche die wahrhaftigen und noch dazu wohlgesinnten Riesen für Windmühlen halten und als solche

nicht besonders hoch schätzen. Steigern diese Menschen ihre Perversität, so werden sie auch zu Anti-Pygmalionen und verwandeln die lebendige Gestalt in Stein, oder gar — es ist gräßlich zu sagen — zu tückischen Antichristen, die den Wein in Wasser verkehren möchten.

28.

Zur Charakteristik des Herzogs Albrecht von Preußen.

In unserer Zeit hat, wie bekannt, fast Niemand Zeit, dem Andern die Zeit zu bieten (d. h. einen guten Morgen oder gute Nacht zu sagen), und doch ist wieder keine Zeit so sehr mit der Zeit geplagt oder auf die Zeit versessen (d. h. auf die Gegenwart und zwar die purste und deshalb meist misverstandene allergegenwärtigste Gegenwart) wie die unsrige. Und vollends Dank zu sagen! Dazu hat man sich auch in andern Zeiten selten Zeit genommen, denn danken soll, so höre und lese ich häufig, ein unbequemes Geschäft sein. Das finde ich nun gar nicht, und ich möchte z. B. hiedurch dem wackern Johannes Voigt für seinen Aufsatz: „Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit" in dem inhaltschweren „historischen Taschenbuch für 1831 von Friedrich von Raumer"

recht innig danken. Ich darf wohl sagen, daß ich die Männer, welche hier an den trefflichen Herzog schreiben, so ziemlich kenne, auch habe ich, wie billig, längst gewußt, daß der treffliche Herzog ihnen günstig war; was er aber ihnen antwortete und wie er gegen sie handelte: darüber fehlte eine genaue Auskunft. Wir wissen Alle auf's Haar anzugeben, welche Personen und Geschenke — sehr sonderlich waren sie eben nicht — der reiche Ludwig XIV. den Gelehrten und Dichtern gab, die ihm besonders wohl gefielen, weil sie ihn lobten, denn darüber finden wir überall die genaueste Rechnung abgelegt. Wie könnten wir auch ruhig schlafen, wenn wir so etwas nicht wüßten? Was aber der edle, wenig begüterte Albrecht für wackere deutsche Männer that, die ihn meistens nie öffentlich lobten und nur mit großer Mäßigung loben durften, das habe ich erst durch den angeführten Aufsatz genau erfahren. Früherhin vernahm ich nur, es habe sich der Fürst gar löblich gegen Luther, Melanchton u. s. w. benommen und sei überhaupt den Gelehrten günstig gewesen; jetzt aber kenne ich ihn vom Scheitel bis zur Ferse in allen seinen Wurzeln und Adern, und er steht vor mir als einer der reinsten und bedeutendsten Charaktere, welche

die deutsche Geschichte mit Liebe und Verehrung nennen soll. Diese würdige Lernbegierde, diese reine Bescheidenheit, diese großartige Freigebigkeit bei begränztem Vermögen, dieses freundliche Eingehen in die Wünsche der Bittenden, diese liebenswürdigen Erkundigungen, wie er wol am besten sich dankbar beweisen könne gegen die, welche nicht baten, diese Geduld bei seltsamen unausführbaren Bitten u. s. w. dies Alles stellt ihn uns so hoch, daß ich dagegen nur mit einigem Lächeln an den mit Weihrauch ganz umhüllten Mäcenas denken kann, der ja ohnehin bei kränklich zarter Bildung in seinen poetischen Schützlingen nur die Beschwichtiger seiner Todesfurcht lieben mochte*).

Wir haben Alle oft genug und bis zum Ueberdrusse in Ankündigungen gelesen, das Buch „So und so" befriedige ein großes Bedürfniß des schmachtenden Publikums und fülle eine traurige Lücke in unserer Literatur auf die anmuthigste Weise aus. Als dergleichen Redensarten noch neu waren, fragte

*) Es ist sehr merkwürdig, daß auch Shakspear den Mäcenas mit einiger Ironie behandelt hat. (S. Antonius und Cleopatra.)

ſich der redliche deutſche Leſer im Stillen: „Hab' ich wirklich jenes ſchmerzliche Bedürfniß gefühlt? — und hat mich die Anſchauung jener Lücke, oder (um das unangenehme Wort nicht zu oft zu gebrauchen) jenes aufklaffenden literariſchen Spalts wirklich ſehr betrübt? Ich kann es eben nicht ſagen; da ich mich aber hätte betrüben ſollen, ſo will ich, ſo ſauer es mir auch ankommt, das Buch gleich kaufen, um nur ſchnell genug allen Parteien genug zu thun." — So war es einſt, jetzt wirkt das Gerede von Bedürfniß, Lücken u. ſ. w. nicht viel mehr, weil es ſich oft genug gezeigt hat, daß weder von einem Bedürfniß, noch von einer Lücke die Rede ſein konnte. — — Hier, bei dem bezeichneten Aufſatz, iſt das ſchöne Gegentheil der Fall: der Autor befriedigt wirklich ein wahres Bedürfniß und hilft auf die gründlichſte und angenehmſte Weiſe einem Mangel ab, den wir ſchmerzlich empfanden. Hat aber der Verfaſſer über ſein Verdienſt geſchwiegen, ſo wollen wir nicht davon ſchweigen, ſondern anerkennen und für die erfreuliche Belehrung danken.

Aber was iſt es nun mehr mit einem ſolchen Dank? — gerade dieſer Umſtand, daß einige Leſer vielleicht ſo fragen können, zeigt eben, wie matt

und satt ein Theil des Publikums geworden ist, und wie sehr wir zu streben haben, daß auch in dieser Hinsicht eine bessere Zeit hervorgehe. Nur der Tod ist kalt; das Leben ist lebendig und warm.

29.

Ein wenig gekanntes Wort Ludwigs XIV.

Wenn menſchliche Uebermacht und Schlauheit allein entſcheidend ſiegen könnte, ſo hätte Ludwigs XIV. Miniſterium noch weit häufiger über Oeſtreich und Deutſchland überhaupt ſiegen müſſen, denn in der genannten Hinſicht war er allerdings meiſtens überlegen. So aber ſind ſeine Siege faſt immer nur als halbe zu betrachten, denn wenn die Noth für Deutſchland am größten war, ſo trat immer ein günſtiger Umſtand hülfebringend für den Kaiſer Leopold I. ein. Es iſt merkwürdig, daß der König von Frankreich, ſo ſehr er ſich auch mit geiſtiger Ueberlegenheit ſchmeichelte, ſo oft er auch ſiegte, und ſo ſehr ſeine Eitelkeit bei den ſüßen Weihrauchwolken, in denen er lebte, wachſen mußte, dennoch ſtets in Leopold einen zwar hart geprüften, doch am Ende immer auf eine ganz unerwartete Weiſe vom Geſchick begünſtigten Fürſten ſah. Wir haben ein merkwürdiges Wort von ihm, das, wie leichthin es auch geſprochen zu ſein

scheint, dennoch seine Ansicht deutlich zeigt. Als ihn nämlich einmal einige seiner Generale versicherten, es sei Alles so wohl veranstaltet, daß es den Kaiserlichen ganz unmöglich fallen werde, in Italien einzubrechen, erwiederte er: Je ne crains qu'une chose, l'Empereur a toujours un miracle dans la poche. Wir brauchen uns nur über das Wort „Wunder" zu verständigen, so werden wir auch dem Könige Recht geben müssen, denn in der That darf man es wunderbar nennen, daß immer, wenn es damals für Oestreich und Deutschland am allerschlimmsten stand, eine kaum erwartete Hülfe schon unterweges war und immer noch zu guter Letzt den Ausschlag gab. — Man hat sich oft über die vielen Siege Ludwigs gewundert; ich möchte mich eher wundern, daß es nur so wenige waren; ja wenn ich den unsäglich traurigen Zustand Deutschlands in den Jahren 1674 und 75, 1679 bis 84 und ähnliche üble Verhältnisse erwäge, so erreicht die Verwunderung den höchsten Grad, daß Frankreich nicht weit mehr erreichte, als es wirklich erreichte, und man möchte dann allerdings mit Ludwig sagen: l'Empereur a toujours un miracle dans la poche.

30.

Zeitkürze und Zeitlänge.

In der Jugend geht die Zeit sehr schnell aber auch sehr langsam hin. Das Letztere geben wir zwar in der Jugend nur beim Schlusse eines Zeitabschnittes zu, z. B. eines Monats oder gar Jahres und auch nur nach langer Ueberlegung; im raschen Leben selbst würden wir es nie einräumen. In den Jahren 1795 bis etwa 1798 erschien mir jeder Tag wie eine Stunde; aber am Sylvestertage dünkte mich das zurückgelegte Jahr wenigstens ein Quinquennium, ja die Jahre 1799 bis etwa 1803 wie ein Jahrhundert, da ich in denselben die Momente erlebte, die über das ganze innere Leben entscheiden, und über das „Woher?" und „Wohin?" Auskunft geben. Seitdem geht die Zeit nur schnell hin, mit jedem Jahre schneller, und das Leben gleicht einer langen Allee, in der keine Abwege mehr zu besorgen sind. Ich fürchte, die Schnelligkeit werde zuletzt so groß werden, daß der

Datum=Zeiger, vielleicht sogar der Stundenzeiger an der Lebensuhr ganz zerbrechen werde, und nur Minuten und Secunden erscheinen. Möge nur auch die Stunde des Todes zu einer raschen Secunde werden, oder noch besser: sich in jenen geheimnißvollen Schleier hüllen, der den Augenblick der Geburt umgab.

31.

Ein Wort von und über K. Joseph I.

Es giebt unscheinbare, wenig bekannte Anekdoten, die aber bekannt zu sein verdienten, weil sie ein Licht über welthistorisch wichtige Charaktere und mithin über die Zeit derselben werfen.

Jedermann kennt die Unähnlichkeit zwischen dem Kaiser Joseph I. und seinem Vater Leopold I. Während der acht und vierzigjährigen Regierung des Letztern war jedes philosophische Urtheil, was außerhalb der Kirchendogmatik hervortrat, streng verpönt gewesen, aber der jugendliche Joseph strebte nach nichts so sehr, als nach höchster Urtheilsfreiheit. Die Frage: ob nicht sein leichter Sinn mitunter in Leichtsinn überging, ist vielleicht nicht ganz zu verneinen, doch dürfen wir nicht in Abrede stellen, daß er die meisten Habsburgschen Fürsten (bis auf den gemüthreichen Joseph II.) an Strebens-Weite übertrifft. Und nun denke man sich dieses jugendliche, überkühne Talent

als deutschen Kaiser im Jahre 1705 bis 1711!! Welch' eine Stellung zu den Geistlichen, besonders zu den Jesuiten! und zu manchen in alten Formen erstarrten Vasallen seines Hofes! Möge er immerhin durch allzuraſche Schritte und vielleicht übermüthige Reizungen selbst das Misverhältniß gesteigert haben; in den meisten Fällen werden wir ihm doch beistimmen und das Gefährliche seiner Stellung beklagen.

Von den Tugenden seines Vaters hatte er besonders die Wohlthätigkeit ererbt; doch zeigte er eine größere Umsicht in der Ausübung derselben.

Eines Tages, als er eben in der Mitte seines glänzenden Hofes zur Jagd fahren wollte, drängte sich eine arme Officiersfrau zu ihm heran, umfaßte seine Knie und klagte ihm laut weinend ihre Noth. — Wir Neueren sind freilich an solche Scenen durch eine Menge von Dramen gewöhnt, aber in der damaligen Zeit, da die Kaiser völlig umstellt waren, wo in den Vorzimmern derselben nur Grafen sich aufhalten durften und in ihrer Nähe nur sehr selten ein klagender Herzenslaut aufkommen durfte, war ein solcher Auftritt ganz unerhört, weshalb auch die umstehenden Cavaliers die arme Frau „wegstoßen" wollten. Aber Joseph

verhinderte dieſe Härte, und ſprach: „Laſſet ſie, ſie iſt ein armes betrübtes Weib, ich will hören, was ſie will. Wer weiß, wenn Du in ſolchen Nöthen wäreſt und keine andre Gelegenheit mit mir zu reden hätteſt, ob Du mich nicht gar beim Kopfe nähmeſt.“ (S. „Joſephs des ſieghaften Röm. Kayſers Leben und Thaten“ u. ſ. w. Köln 1712.) In welcher Lage mußte Joſeph zu ſein glauben, wenn er ſelbſt im halben Scherz Worte wie die: „beim Kopf nehmen“ ausſprechen mochte! Wie dem auch ſei; ſein Muth blieb immer derſelbe, und ſeine Plane waren ſtets groß zu nennen; der größeſte von allen aber war: die Rechte auf das alte Italien wieder geltend zu machen. Ein Stein, den man auf ein Thor zu Comachio ſetzte mit der Ueberſchrift: „Joſepho Imperatori antiquae Italiae jura repetenti“ ſprach unumwunden aus, daß er mehr wollte, als ſelbſt Rudolph von Habsburg gewollt und wollen zu dürfen geglaubt hatte.

32.

Müssen wirklich alle Menschen sterben? und warum?

--Und wenn es auch der halben Welt als eine Thorheit auffiele, ich muß es dennoch sagen: sehr viele Menschen, ganz im Irdischen ertrunken, denken nie an den Tod und noch mehrere vermögen, selbst wenn sie sich anstrengen, den Gedanken nicht wahrhaft zu ergreifen, und lassen ihn deshalb schnell wieder fahren, gleichsam als hätten sie in eine verzehrende Flamme oder in lebenerkältendes Eis gefaßt. Endlich giebt es auch noch einige, die wenigstens nicht vollständig glauben, daß sie sterben werden. Wenn auch tausende zu ihrer Rechten und zehntausende zu ihrer Linken starben; sie selbst sind doch bis jetzt verschont geblieben, warum nicht auch in Zukunft? Das ist nun freilich unendlich lächerlich, aber auch unendlich ernsthaft. Auf welchem Standpunkte steht die bei weitem größere Mehrheit der Menschen? Entweder auf dem

falſch (d. h.) platt realiſtiſchen oder falſch, d. h. ſchattenähnlich ideellen Standpunkte, oder auf einer verſuchten Vereinigung beider. Auf dem erſten Standpunkte iſt der Menſch eine Maſchine, mithin freilich höchſt wahrſcheinlich, daß ſich eine ſolche zuletzt abnutzen, d. h. ſterben müſſe. Aber auch nur wahrſcheinlich, nicht gewiß. Denn wenn es auch dem Menſchen unmöglich iſt, eine Maſchine zu bauen, die als perpetuum mobile gelten mag, ſo kann es doch vielleicht der liebe Gott, an den ja auch ſolche halb und halb beſeelte Maſchinen gern glauben. Sind nun auch bereits Milliarden zerbrochen, ſo folgt doch daraus nicht, daß die Milliarden und erſte, etwa die des Cajus, auch zerbrechen müſſe. Vielleicht iſt gerade dem lieben Gotte dieſe Maſchine am beſten gelungen. — Wie auf dem oben angedeuteten falſch ideellen und dem Identitäts- oder Indifferenzſtandpunkte der Tod erſcheine, kann Niemandem, der ſich irgend einmal mit der Geſchichte der Philoſophie beſchäftigte, unbekannt ſein; den guten Laien aber und guten Laiinnen würde eine ausführliche Auseinanderſetzung hier vielleicht nur läſtig ſein. Das will ich nicht risquiren, ſondern nur kurz bemerken, daß auch auf dem Standpunkte des Laien der Tod nur

im höchsten Grade wahrscheinlich ist, denn selbst dieser metaphysische Laie wird einräumen müssen, daß bei diesem Erfahrungssatze keine vollständige Induction möglich ist.

Wo wäre nun aber wol der wahre Beweis, daß alle Menschen sterben müssen, zu finden? Lediglich in der Religion, und zwar, wenn uns dieses Element durchdrungen hat und wir in ihm leben, in dem kurzen, einfachen, aber den eigentlichen Mittelpunkt treffenden Spruch: „der Tod ist der Sünden Sold." Hier allein ist die entscheidende Gewißheit zu finden, nur die Sünde hat dem Tode die Kraft gegeben, uns aus dem Leben herauszureißen, denn es ist bereits durch dieselbe angerissen. Wer ohne Sünde wäre, könnte nie sterben, denn wie möchte der Tod sich an ihn wagen? — Geben wir deshalb nur wahrhaft zu, daß Christus ohne Sünde war, so ahneten wir schon das Centrum unserer Religion. Deshalb ist aber auch der Sünder schon von Natur sterblich, und nur die Gnade ist es, die ihm Ewigkeit gewährt, weil sie selbst ewig ist.

Es ist möglich, daß sich hundert und wieder hundert Leser in dieses Fragment gar nicht finden können, und deshalb das alte Lied von Mystik,

Schwärmerei u. ſ. w. anſtimmen werden. Da daſſelbe jedoch hier völlig ins Leere gehen, mithin unerſprießlich und unerquicklich ſein würde, ſo wäre es nur verſchoſſenes Pulver, oder, wie ich mich gern kurz ausdrücke, es hätte nichts auf ſich. Nähere Betrachtung, beſonders in ſchlafloſen Nächten, würde jene Leſer ſchon weiter führen, ſo daß ſie nach Jahr und Tag völlig einig mit mir würden.

Ohnehin giebt es gewiß noch weit mehrere Leſer, die bei dieſem Fragmente ſagen werden: „das wußten wir längſt; wozu das Aufheben?" Dieſe ſind mir höchſt willkommen, und ich wiederhole gern: Es ſollte billig darüber kein Streit mehr walten können.

33.

Zwei Worte über den Umgang mit — Lesern und Kritikern.

Knigge hat ein berühmtes Buch über den Umgang mit Menschen geschrieben, in welchem er dieselben wie Kraut und Rüben, oder, wenn man lieber will, wie Arzneien betrachtet und rangirt. Genutzt können sie freilich alle werden, aber, wie bekannt, auf sehr verschiedene Weise, und es ist zweckmäßig, wenn auch die psychologischen Apotheker an diese wandelnden menschlichen Medizinflaschen gleichsam einen Gebrauchzettel heften, wie viel Tropfen zu nehmen seien, ob in Wasser oder Wein, ob vor Tisch oder vor Schlafengehen. Selbst die jetzt aus der Mode gekommene Bemerkung „dreimal wohl umgeschüttelt," könnte in der angegebenen psychologischen Hinsicht ihr Gutes haben. Wenn aber der Autor jenes berühmten Buchs eine beträchtliche Reihe von unangenehmen Leuten namhaft gemacht, mit denen man zuweilen umgehen muß, wenn er

ſogar der Geizigen, Neidiſchen und ähnlichen fatalen Geſindels nicht vergeſſen hat, ſo müſſen wir doppelt nachdrücklich rügen, daß er zwei in mancher Hinſicht ſehr ſchätzbare Gattungen von Menſchen überging, mit denen zwanzigtauſend Deutſche (ſo viel Schriftſteller zählen wir jetzt) converſiren müſſen. Ich meine — die Leſer und die Kritiker. Wie ſoll man mit denen umgehen? Die Antwort auf dieſe Frage wird ſich wol am ſicherſten ergeben, wenn wir zuſchauen, wie man gewöhnlich mit ihnen verkehrt. Manche, heutige Schriftſteller machen gar keinen Unterſchied mehr zwiſchen Leſern und Kritikern, und denken ſich jeden Leſer gleich von vorn herein mit der Recenſentenmiene angethan und mit der Recenſentenfeder bewaffnet. Dieſe fixe Idee macht die Autoren verlegen und ſie wählen nun nach ihrer Individualität irgend ein Mittel, durch das ſie ſich in Vortheil zu ſetzen hoffen. Einige thun ausnehmend vornehm und miniſteriel. Das Publikum, ſo meinen ſie, bedarf ihrer, und es iſt ſchon viel, wenn ſie ihm gnädige Audienz bewilligen. Zuweilen läßt man es auch im Vorſaal warten, und es muß noch danken, wenn es endlich einmal hereintreten und den Orakelſprüchen zuhören darf. Ein paar

Jahre kann dergleichen gut gehen, dann aber werden die Leser verdrießlich und denken: „So viel Umstände mache ich nicht länger; bei dem und dem habe ich es doch bequemer, und ich will hinfort bei ihm einkehren.“

Ein treffliches Mittel der Autoren, sich interessant zu machen, ist die Einhüllung in etwas Geheimnißvolles. Dieses wurde besonders in früherer Zeit geübt und und ich erinnere mich noch aus meinem Knabenalter, daß ein Schriftsteller großes Aufsehen machte, weil er durch den Druck sehr ernsthaft verkündigt hatte, er sei gewissermaßen der Abgeordnete von tausend Damen, die ihm den Auftrag gegeben, die gekränkten Rechte des schönen Geschlechts zu vertheidigen, weshalb er auch bei Allem, was er schreibe, gleich von vorn herein tausend Pränumeranten habe. Dieser Schriftsteller war freilich gar nicht sonderlich, denn er hatte sogar mit der deutschen Grammatik sich gänzlich überworfen; allein da er so arg fluchte und schwur, er sei wirklich eine wichtige Person, und man solle ja égard für ihn haben, so gingen seine literarischen Angelegenheiten ein oder zwei Jahre doch so ziemlich, endeten aber dann auch desto kläglicher.

Leiser und klüger trat dagegen ein an sich un-

bedeutender Romanſchriftſteller auf, der den deutſchen Leſern ſich ſelbſt noch viel intereſſanter zu machen wußte als ſeine Erzählungen, denn er brachte es dahin, daß Niemand aus ſeiner Perſon klug werden konnte. Er veranlaßte Einige zu der Vermuthung, er ſei ein franzöſiſcher Marquis; Andere, es ſtehe ein ſpaniſcher Graf; Andere, der natürliche Sohn eines Prinzen da; er ſelbſt aber ſagte zu allen dieſen Conjecturen weder ja noch nein und wurde dadurch nur noch anziehender. Vielleicht war er gar ein Verfolgter, und hätte er nur dieſe Anſicht überall verbreiten können, ſo wäre ſein Spiel gewonnen geweſen. Mitleidig ſind die Deutſchen, und wenn Du ihnen den Glauben beibringen kannſt, Du ſeieſt mit großer Mühe aus den Händen der ſpaniſchen Inquiſition oder aus algieriſcher Gefangenſchaft entſprungen, ſo kannſt Du ſo ſchlecht ſchreiben als du willſt, man wird Dich und Deine Sachen doch lieben.

Betrachten wir aber nun einige Arten, wie man ohne alle dergleichen in's Große getriebene Myſtification des Publikums mit demſelben umgeht. Jeder Schriftſteller will Leſer erwerben und ſie ſich zu Freunden machen, darin hat er ohne

Zweifel Recht, aber er stellt sich dabei mitunter gar wunderlich an.

Einige Schriftsteller behandeln ihre Leser, ohne es eben zu wollen, als überaus beschränkte Leute, oder wie kranke Hospitalfrauen, denen man eine Sache gar nicht deutlich genug machen kann. Hat der Autor etwa kühn behauptet, daß einige Menschen kein sonderlich gutes Herz haben, so wird ihm plötzlich bange, man könne ihn misverstehn, und er setzt sogleich hinzu, er rede nur von einigen, und er zweifle durchaus nicht an entschieden edlen Seelen, ja der Leser sei vermuthlich selbst eine solche, so wie er, der Autor, seines Orts desgleichen. Erzählt er von einem Oberconsistorial- oder Obersteuerrath, so weiß er dem Leser zu insinuiren, das sei beträchtlich mehr, als bloßer Consistorial- und Steuerrath, auch wagt er nicht, von einem Minister zu reden, ohne die Excellenz gleich beizufügen.

Diese Ueberhöflichkeit und Ueberdemuth ist jedoch fast überall längst mit Tode abgegangen; leider aber können wir dafür nicht von der Geburt der wahren Höflichkeit und Bildung Nachricht geben. Es hat sich nämlich statt derselben eine gewisse ungeniale Grobheit, Vagabundenton und Zigeunermanier

häufig blicken laſſen, und leere hohle Jüngelchen, mit kleinen kritiſchen Kinderärten bewaffnet, machen viel unharmoniſches Geräuſch, ſo daß es ſogar Leſer giebt, die ſich nach der überhöflichen Vergangenheit zurückſehnen. Wahr iſt's: Nur der höchſten Genialität kann eine gewiſſe Barſchheit, ja ſogar Grobheit verziehen werden; der Ungebildete ſoll entweder gar nicht reden, oder doch unendlich höflich; ja es wird nicht übel ſein, wenn er zuweilen um Verzeihung bittet, daß er zu exiſtiren wage, ohne die eigentliche Exiſtenz zu begreifen.

Ganz beſonders widerlich ſind die Recenſenten, die wie Holzdiebe von der Schänderei edler Bäume leben, und dabei das Publikum glauben machen wollen, ſie könnten ſelbſt etwas Tüchtiges hervorbringen. Fragt dann der Leſer: „was haſt Du denn zu Tage gefördert, und zwar aus Deiner eigenen Bruſt?" was bekommt er dann zu ſehen? Elende Sudeleien, für die unſere alten edelderben Maler die käferartig kecken Leute auf die Finger geſchlagen haben würden, traurige Zeichen des äſthetiſchen Eunuchismus, der ſich aber eben deshalb in der Kritik deſto bocksartiger gebehrdet, oder er hört ein läſtiges Sperlingsgezwitſcher und unartiges Kälbergeblök. — Wir wollen uns dabei

nicht länger aufhalten, doch mag es immer gut sein, schwächere Leser, denen wol gar der Lärm einiger recensirender Tagesschreiber imponiren könnte, aufmerksam zu machen, mit welchem Troß er zu thun habe, und daß er am besten thue, vor solchen Tabagien gelassen vorüber zu gehen.

Fast könnte es mich gereuen, auch nur diese wenigen Worte über jenen lauten Schwarm gesprochen zu haben, doch wollen wir bedenken, daß ja selbst Shakspear einem Parolles und Pistol ganze Blätter gewidmet hat. Indessen waren diese alten Gesellen freilich viel witziger als so manche neue; deshalb verdienen diese auch nicht, mit Namen genannt zu werden.

34.

Etwas mehr als mittelmäßig.

Ich kann ſchlechte, ſehr ſchlechte, außerordentlich ſchlechte Bücher leſen, ohne mich im mindeſten zur ernſten Polemik dagegen aufgefordert zu fühlen, denn ich weiß ſie mit einer — ich darf wohl ſagen: gutmüthigen Ironie zu genießen; ja indem ich mir klar mache, was die Verfaſſer eigentlich gewollt und nicht erreicht haben, überfällt mich eine gewiſſe luſtige Wehmuth (verzeiht das Wort), der ich zuweilen den Zutritt verſtatte. Selbſt mittelmäßige ſtilleinlullende Bücher weiß ich auf dieſe Weiſe zu genießen, indem ich ſie unter dem Brennſpiegel der Ironie gleichſam trocknen laſſe, ſie, die an ſich feuchten und wäſſerigen. Was aber zwiſchen dem Mittelmäßigen und Guten liegt, kann ein eignes Mitgefühl erregen, das Halbwahre, das Dreiviertelwahre. So habe ich z. B. ſo eben mit einem unangenehmen Gefühle „die Erbin von Brügge“

von Th. Colley Grattan aus der Hand gelegt, einen Roman, an dem, wenn man Lust hat, sich Vieles loben läßt: gute Vorstudien, treffliche Kenntniß einzelner Geschichten, genaue Beschreibung des Aeußerlichen, auch eine leidliche Hand voll Innerliches, hübsche Situationen, Scenerie, wohlgeweifter Styl, Langathmigkeit ohne engbrüstige Hast u. s. w. Ueberall ist das edle Streben sichtbar, Charaktere zu bilden, und es gelingt auch bei einigen, die der Verfasser in den Hintergrund stellt, d. h. bei allen tadelnswürdigen und unter dem Streiflicht des Komischen stehenden Personen. Nur wenn er uns besondern Respect und Liebe abfordert, z. B. bei Theresen und Lambert Boonen (Bassenvelt), oder wenn er darauf ausgeht, fantastische Interessantheit darzustellen, z. B. bei Beatrice, gelingt es ihm nicht. Man sieht die Anstrengung, mit der er den Bogen spannt, und der Pfeil fällt matt zur Erde nieder. Der Poet giebt Siebenachtel-Charaktere und ruft, ohne es zu wollen, den polemischen Scherz auf, der dann das fehlende letzte Achtel füllt. Er will überall höchst gesichert erscheinen, ist es aber nicht und verliert dadurch alle Harmlosigkeit, weshalb er auch bei allem Haß gegen die Pedanterie doch zuweilen wahrhaft pe-

dantisch wird. Wahr ist nur, was im Nothfall die höchste Feuerprobe des Lächerlichen ertragen kann; aber dieses Buch und ähnliche mögen nicht einmal den Streiflichtern der Ironie begegnen. Selbst ein Gozzi'scher Truffaldin, wenn wir uns denken, er liefe in das Buch hinein, würde hinreichen, es aus seinen Angeln zu heben; ein Shakspearscher Narr aber würde das ganze Verhältniß zwischen Beatrice und Bassenvelt (Boonen) durch ein paar tüchtige und gleichsam welthistorische Witze vernichten können. Daran ist besonders die große Gunst Schuld, in der jene Personen bei dem Verfasser selbst stehen, eine Gunst, die bis zur höchsten Parteilichkeit geht. Der ächte Dichter schaut in seliger Ruhe, wie von einem leuchtenden Gipfel, herab auf seine Personen, die sich im Thale bewegen, und, in so weit der arme Mensch die Gottheit nachahmen kann, lässet er seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte. Grattan aber — (ich wiederhole, der Schwachen wegen, daß ich sein Erzählertalent sehr zu schätzen weiß) — schwingt mit übertriebener Lust die Geißel über seine schlimmen Leute, und ist nicht wenig verliebt in die romantischen. So etwas kann man dem alten Cervantes nicht nachsagen; Der

hat aber dafür voraus, daß sich die Leser gern in seine edlen romantischen Personen verlieben, und das ist doch immer die Hauptsache.

Glaube ja Niemand, als hätte ich es gerade auf Gratton gemünzt, im Gegentheil setze ich hinzu: er hat doch manchen Ersatz für seine Fehler. Aber ach! wie Viele sündigen wie er, und stärker wie er, und haben gar nichts zu unserer Beschwichtigung zu bieten.

35.

Eine väterliche Ermahnung.

In manchen Gegenden Deutſchlands habe ich oft von gutmüthigen armen und bis zur Schüchternheit beſcheidenen Menſchen, wenn etwa einer ihrer Söhne einen aufſtrebenden Geiſt zeigte, an letztere die halb wehmüthige, halb bittere Ermahnung richten hören: „Danke Gott, daß Du das Leben haſt!“ — Das ſollen wir allerdings immer, denn das Leben iſt das Geſchenk aller Geſchenke; doch nur durch die Idee, in der wir leben, kann es Würde erhalten. Wie jenes Wort gewöhnlich ausgeſprochen wird, heißt es ungefähr ſo viel: Wolle nichts als das Alltäglichſte, denn Du biſt doch einmal eine ohnmächtige Perſon, arm und dürftig in allen Verhältniſſen, wie es Dein Vater und Großvater war, und möchteſt Du gern weiter, ſo ſpinnſt Du nur Herzeleid Dir, wirſt ausgelacht, und fällſt am

Ende, wenn die Erhitztheit in Mattigkeit übergegangen ist, in die Hand des — Arztes, wobei wenig Freude ist. „Sieh Du wohl zu, mir mocht's nicht glücken; wollt' ich hindurch, ich mußt' mich bücken," ist eine gar feine Regel, und man bleibt dabei wenigstens am Leben. Besagtes Leben hat nun freilich eine Menge Plackereien bei sich, ist auch selbst eine Plackerei; beträgt man sich aber nur immer außerordentlich höflich, so lassen uns doch am Ende die Leute zufrieden, und man kann, ohne gegen die bürgerlichen Gesetze anzustoßen, des Abends ganz still, (denn Reden ist oft unbequem und gefährlich) ein gutes Glas Bier zu sich nehmen. Zuletzt stirbt es sich doch auch um so bequemer, je weniger man an geistigen und irdischen Gütern hinter sich läßt, und vielleicht hat keine civilisirte Nation so viele Grabschriften aufzuweisen, in denen es heißt: „er starb alt und lebenssatt," als die unsrige. Zwar sagt schon Gellert, ihm wende sich bei diesen Worten jedesmal das ganze Herz um; allein so ein guter Mann er war, ein Poet war er doch leider auch, und wenn von der wirklichen Welt die Rede ist, sollten die Poeten doch ja still seyn — u. s. w.

So dürfen wir leider jene Ermahnung nicht

selten übersetzen, und welch ein Gefühl muß sich unserer bemächtigen, wenn wir bedenken, daß besonders während des achtzehnten Jahrhunderts viel tausend Enkel Hermann's und Luther's so erzogen wurden!

36.

Deutsche Rittergeschichten.

Es ist allbekannt, daß während einer Reihe von Jahren (etwa von 1788 bis 1804 oder 5) der größte Theil unserer Romanenliteratur aus Rittergeschichten bestand; auch weiß Jeder, wie schlecht die meisten waren, und daß zuletzt nur noch mechanische Fertigkeit vonnöthen war, um sie hervor zu bringen. Die Recensenten hatten es dabei noch bequemer, denn auch dem mittelmäßigsten boten sich sogleich ein paar Dutzend oder auch hundert Späße an, mit denen er jene Historien bekämpfen konnte, so daß es endlich das Ansehen bekam, als schrieben sich nicht bloß die Rittergeschichten, sondern auch die Recensionen und Bemerkungen darüber von selbst, gleichsam nur durch eine mechanisch fortgehende Feder, denn von Geist war nichts zu spüren.

Aber auch in den Recensionen jener Zeit, welche einigen Ernst, Geist und Witz verriethen, ist doch auf eine Sünde jener Schriften nur sehr

selten, und auf eine andere, so viel ich weiß, nie aufmerksam gemacht worden, und es scheint mir der Mühe werth, auf Beides hinzudeuten.

Zuvörderst nämlich die Art, wie in jenen Büchern die gesammte „Geistlichkeit" geschildert wird. Geschildert? Das Wort ist viel zu vornehm, und wir wollen nur lieber ganz kurz sagen, daß von tausend dort aufgestellten Geistlichen etwa neunhundert und neunzig als greuliche Höllenhunde und heillose (doch nicht dumme) Teufel erscheinen, denen die grausamen Verfasser alle Sünden zuschreiben, die nur irgend ein moralisches Handlexicon namhaft machen kann. Man war auch an diese Sudeleien schon so ganz und gar gewöhnt, daß man die Aufstellung eines rein gebildeten und wohlgesinnten Geistlichen in jenen Romanen für völlig unmöglich hielt; und ward ja einmal so ein Versuch gemacht, so vermuthete man, der Verfasser wolle seine Leser zum Besten haben, und sei eben deshalb der satyrischste Schalk.

Was aber nie gerügt worden, ist: die gränzenlose Partheilichkeit der Verfasser für die Ritter; und für welche Ritter? nicht etwa für jene sinnvoll glänzenden, phantastisch liebenden, lyrisch siegenden und singenden Ritter, z. B. aus der Ho-

henſtaufenzeit; — wer würde dieſe Trefflichen nicht lieben und manche ihrer Wunderlichkeiten entſchuldigen? Aber nein, von dieſen war kaum die Rede, man kannte ſie nicht, oder, falls man einige Notiz von ihnen hatte, ſo waren gerade dieſe den Romandichtern viel zu fein und unbequem. Man ſchuf ſich nur rohe Flucher, luſtige Säufer, ſpaßhafte Dreinſchlager, die ſämmtliche Künſte und Wiſſenſchaften über alle Maaßen verachteten und verſpotteten, wobei manche Verfaſſer für ſich bei Seite ſeufzten: O wäre jene Zeit noch! ſo brauchte ich doch nicht mit ſo teufliſch ſchweren und langweiligen Scribenten, wie Thucydides und Tacitus, mich zu plagen, oder im Comptoir die franzöſiſche Correſpondenz zu beſorgen, oder — die Haare des verdrießlichen Hofraths und des noch verdrießlicheren Banquiers in Locken zu ſchlagen! —

Aber auch mit ſolchen Ritterbildern war man noch nicht zufrieden, ſondern ſchuf oder wählte ſich irgend einen der heilloſeſten Raubritter zum Helden, der nichts that als Sengen und Brennen, Plündern und Trinken. — Nun hätte man freilich glauben ſollen, die Verfaſſer, als hoffentlich tugendhafte Leute, würden dergleichen nur zum abſchreckenden Exempel aufſtellen; allein mit nichten.

Man billigte zwar nicht ausdrücklich alle Mordthaten, die der Held beging, aber man ließ ihn doch daneben wehmüthig-edle Monologe halten und im Ganzen war der Verfaſſer offenbar auf ſeiner Seite. Es war doch gar zu luſtig, wenn ein ſolcher Ritter die Klöſter in Brand ſteckte, die Mönche vor ſich her trieb, und über deren fette Bäuche — denn einen magern Mönch hat es bekanntlich in keinem Jahrhundert in Deutſchland gegeben — die populärſten Witze machte, die Nonnen noch ſchlimmer ängſtigte, und nebſtbei den Wein ſämmtlicher eroberter Keller austrank. Der Autor trank gewöhnlich klares Waſſer dabei und trübte überhaupt keines, aber ihn tröſtete der Gedanke, daß ſolche Scenen ſeinem Publicum gefallen werden — das dann, wie Zeus, gnädig nickt und eine zweite Auflage möglich macht.

Kam nun ein ſolcher Raubritter mit den deutſchen Reichsfürſten in Colliſion, ſo war der Verfaſſer abermals auf der breiteſten Heerſtraße und konnte nicht irren. Seine Fürſten zeigten ſich zwar gutmüthig, doch leider weichlich, ließen ſich von ihren Kanzlern dominiren, und ſeidene Hofleute wirthſchafteten ſchrecklich. Ueberhaupt waren die deutſchen Romanſchriftſteller auf die Höfe und Höflinge,

die sie theils aus dem Adreßkalender, theils durch die Schilderungen des großen Welt- und Menschenkenners C. G. Cramer genau kannten, sehr übel zu sprechen, und es that ihnen wohl, solch einen deutschen Hof aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert als durchaus sündhaft, intriguen- und cabalenvoll zu beschreiben, wobei der Autor noch obendrein seine satyrischen Gedanken ganz apart hatte. Rückte nun ein solcher Fürst oder Bischof gegen den Ritter zu Felde, so wurde er überall, wo er sich nur sehen ließ, ungeheuer geschlagen, und Ritter, Autor und Leser triumphirten über alle Maaßen.

Auch der Kaiser, der endlich — denn so stand es in Götz von Berlichingen, und den mußte man doch im Schweiß des Angesichts nachahmen — seinen Feldhauptmann schickte, um den Ritter zu bekämpfen, verlor neben diesem allen Glanz, der Ritter erklärte ihn wol gar für ein tyrannisches Gemüth, und der Autor hatte wenig dagegen einzuwenden, besonders wenn sein Liebling in die Acht erklärt wurde. Ueberhaupt billigte man das Streben der Ritter, den Kaiser so ohnmächtig zu machen als möglich, vollkommen, und vergaß gänzlich, sich selbst zu fragen, was daraus hätte werden

müſſen, wenn den Rittern ein ſolcher Plan nach und nach gelungen wäre? —

Der Gipfel aber alles Irrthums und Mißverſtehens der neuern deutſchen Geſchichte findet ſich in der gewöhnlichen Auffaſſung des Verhältniſſes jener oben bezeichneten Ritter zu den Städten, inſonderheit zu den freien Reichsſtädten. Man traut den eigenen Augen nicht, wenn man hier leſen muß, daß die Autoren den übermüthigſten, ja zuweilen den ausgemachteſten Raubrittern gegen die meiſt wohlgeordneten und mäßig geſinnten Städte (z. B. gegen das in edler Bürgerfreiheit und hochachtbarem Gewerbfleiße reich aufblühende Nürnberg) in ihrem Herzen und mit der Feder ganz ungenirt beiſtanden. War denn ſo ganz aller hiſtoriſche Sinn, alle deutliche Anſicht von Staatsverhältniſſen verſchwunden? Zum Theil allerdings; zum Theil aber war es auch bloße Gedankenloſigkeit und jenes heilloſe, nie genug zu tadelnde bequeme Hinſchlendern auf der ausgetretenen literariſchen Landſtraße, oder (ohne Bild) das kindiſche Nachlallen deſſen, was irgend ein berühmt gewordener und doch irrender Vorgänger vorgelallt hatte. Fragt man deshalb: „Waren denn jene Scribenten alle und die Leſer, die ſich ihrer freuten, ſo

ultra-aristokratisch gesinnt?" so ist zu antworten: Ach nein, sie waren bloß verworren und wußten selbst nicht, was sie wollten, denn auf der andern Seite wurden auch die allerrohesten Anfeindungen gegen den Adel, z. B. in Großmanns Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln" gleichfalls goutirt, ja es ward jenes Stück, das etwa 1776 geschrieben worden, noch in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in manchen Städten mit wahrem Beifallsjauchzen aufgeführt.

Wahrlich, wenn man dergleichen unbestreitbare Facta zusammenstellt, so fühlt man sich zu Ausrufungen angeregt, die die Censur nicht immer passiren lassen darf, oder zu einer Menge von mystischen Ausrufungszeichen, die wenigstens den Setzer geniren.

Endlich könnte man noch fragen: Hat nicht Götz von Berlichingen, so vortrefflich er auch ist, dennoch ein wenig Schuld an jenen Verirrungen? Ich antworte: ganz so viel Schuld, wie etwa eine herrliche Damascener-Klinge in der Hand von Kindern, oder — wenn man das Bild steigern will — wie das Schwerdt in der Hand des rasenden Ajax, der mit demselben Schafe und Lämmer tödtete. Ob übrigens nicht der Jüngling Goethe seinen

Helden als solchen überschätzte, oder doch wenigstens Veranlassung gab, ihn zu überschätzen, möchte ich nicht unbedingt verneinen. Indessen räumt wol Jeder ein, daß er sich gewiß auch schon damals die Frage wird gestellt haben: was würde aus Deutschland geworden sein, wenn Götz, Sickingen und ähnlich gesinnte Ritter ihre Ansichten durchgeführt und herrschend gemacht hätten? Welche Stellung würde dann der Kaiser, so wie der Bürger und Bauer im deutschen Reiche eingenommen haben? Gewiß! Goethe konnte auch damals schon über die sich ergebende traurige Antwort nicht im Dunkel sein.

37.

Uraltes und immer neues Mittel gegen die Cholera.

(Geschrieben im März 1831.)

Bei der möglichen Annäherung der genannten bösen Krankheit wollen wir zuvörderst unsrer väterlichen Regierung innig vertrauen, daß sie Alles thue, die Gefahr abzuwenden, dann aber auch eingedenk sein, daß in uns selbst ein vortreffliches Mittel gegen dieselbe wohne, welches wir nur recht hervorzuheben und auszubilden suchen sollen. Lasset uns, liebe Leser, ein wenig dabei verweilen und ein traulich Wort über jenes mit Gottes Hülfe überall aufzufindende Mittel reden.

In den letzten zwei Drittheilen des siebzehnten Jahrhunderts stoßen wir fast alle zehn Jahre auf eine sogenannte Pest in irgend einem Kreise Deutschlands, eine Seuche, die unter den jammervollen Umständen, welche der dreißigjährige Krieg veran-

laßte und noch lange nachließ, doppelte Verheerungen anrichtete. Wir müssen unsern Vorfahren nachsagen, daß sie in einer so gräulichen Zeit, wie die damalige wirklich war, nicht verzweifelten, sondern in dem ganz einfachen und ruhig tiefen Gedanken, „es sei nun einmal Gottes Wille so," stille aushielten, was auszuhalten war. Mit der Heiterkeit wollte es nun freilich nicht recht fort, ja als endlich gar der Aufruhr in Ungarn neue Leiden erzeugte, und dazu eine gräßliche Pest nach Wien kam (16 , da verließ selbst manchem Geduldigen der Muth, und wir wollen deshalb um so mehr die Einzelnen loben, die sich dennoch frisch und hoffend erhielten, z. B. den wackern allbekannten Pater Abraham a S. Clara, der, während Tausende flohen (was Er als allgemeiner Liebling und Hofprediger des Kaisers recht wohl gedurft hätte) fünf fürchterliche Pestmonate (Julius bis November) in Wien aushielt, von einem Sterbebette zum andern wandelte, ermahnte, tröstete, half, ja sogar scherzte und lachte. Er hatte von allen irdischen Mitteln, um sich gegen die Pest zu vertheidigen, nichts als die allergewöhnlichsten; dafür aber auch eine Fülle von nicht irdischen Mitteln: zuvörderst ein unendliches, wie das Athemholen der körper-

lichen Natur, so der Seele zur Nothwendigkeit gewordenes Vertrauen auf die göttliche Führung, und sodann jene unverwüstliche Heiterkeit und Scherzhaftigkeit, die wir als das Product einer ächten Tapferkeit ansehen dürfen. Ihm verdanken wir auch eine Beschreibung jener fünf Pestmonate, die er so tüchtig durchgemacht hatte, und wir hören ihn deshalb auch gern hinterher die Dankpredigt halten, als die entsetzliche Krankheit gewichen war. Wir erfahren hier unter andern auch, obwohl es der Verfasser nur sehr leise andeutet, wie ungenügend die ärztliche Hülfe war, die den armen Kranken geleistet wurde, da die meisten Doctoren noch nicht recht einig werden konnten, wie man das immer fortschreitende Ungeheuer der Seuche bezähmen sollte *).

In dieser Hinsicht stand es dreißig Jahre später schon viel besser; dennoch tödtete die Pest 1709 und 10 fast ein Drittel der Bewohner des jungen Königreichs Preußen und drang bis zur Ukermark und deren Hauptstadt Prenzlow. Jetzt wurden in Berlin und den übrigen Theilen der Monarchie die

*) Sie raffte, wie ich bereits a. a. O. erzählt habe, bloß in Wien 79,000 Menschen hinweg.

Vorsichtsmaaßregeln verdoppelt und der Leibarzt des Königs Friedrich I. ließ es nicht an gewissenhaften ärztlichen Ermahnungen fehlen, doch endigte sowohl er als Andere, die theils aus freien Stücken, theils durch die Regierung veranlaßt, in jener ernsten Angelegenheit zu dem Publikum sprachen, jedesmal mit der Ermahnung, daß Vertrauen und guter Muth die besten Verwahrungsmittel vor und die beste Hülfe in der Krankheit selbst seien.

Wie groß nun auch die Fortschritte sind, welche die Arzneiwissenschaft seitdem in 120 Jahren gemacht hat, und wie viel reicher wir uns deshalb auch an irdischen Schutzmitteln befinden, wie weit entfernt endlich auch noch jene Krankheit von uns sei, und wie sehr wir auch hoffen dürfen, daß sie stets fern von uns bleibe; doch werden auch wir gewiß wohl thun, jenen guten alten Refrain: „Muth und Heiterkeit" stets zur Erscheinung zu bringen.

Nun läugnet wol in der ganzen Welt kein Mensch, auch der grämlichste nicht, daß es um die muthige Heiterkeit eine ganz hübsche Sache sei; jetzt aber ist davon nicht mehr die Rede, ob wir uns um diese Tugend — denn das ist sie ohne Zweifel — bemühen wollen, sondern wir müssen

es. Es kann doch kommen, daß die Luft da draußen ungesund werde, wohlan! so schaffe Dir denn eine neue geistige Luft, und wenn Du diese einathmest, bist Du besser geschützt vor dem schädlichen Einflusse jener. — Ihr trockenen Gemüther badet euch ein wenig in geistigem Morgenroth und Himmelsthau; ihr Ueberernsthaften, die ihr deshalb den wahrhaften Ernst nicht kennt, lernt diesen kennen, damit euch in ihm der Scherz aufgehe; ihr Verworrenen, die ihr weiter zu kommen hofft, wenn ihr euch immer nur in den engsten Gedankenkreisen trübselig bewegt, hört doch endlich einmal auf, „des Kärners Gaule" zu gleichen, und wandelt der aufsteigenden Sonne entgegen, die keine „böse Luft" auszulöschen vermag; — ihr Liebelosen, faßt es doch endlich einmal, daß man ohne Liebe weder recht leben noch recht sterben kann; — ihr verschlossenen Gemüther und stummen Lippen, öffnet euch, damit der Nachbar etwas Freundliches erwiedern und euch helfen könne; ihr Sorglichen, die ihr aus dem hellen Sonnenlicht, das euch der Himmel so gern schenkt, gleichsam in ein dunkles dumpfes Kellergewölbe flüchtet und vor lauter Anstalten zum sichern Leben nicht zum rein freien Leben kommt, vergeßt nicht, daß man doch erst le-

ben müſſe, ehe man daran denken kann, reich und bequem zu leben, erkennt doch, daß ihr bisher eigentlich gar nicht lebtet, ſondern nur allerlei zuſammenſchlepptet, um in Zukunft zu leben u. ſ. w. Jetzt gilt es, ſich mit allen unſchuldigen Reizen, die nur immer aufzutreiben ſind, zu umgeben, und in das Leben einen höhern und ſchönern Pulsſchlag zu bringen. Machet euch Freude und Andern: es iſt jetzt eure entſchiedenſte Pflicht, der ſich nichts abdingen läßt. — Laſſet uns aber auch nicht zu mäklig dabei ſein, denn die innere Deutlichkeit und Heiterkeit iſt leider für Manche etwas Neues, ſie ſind nicht gewöhnt, die Flügel zu bewegen. — Selten kommt auch nur einer dieſer Flügel zum Vorſchein — und ſie können ſich vielleicht Anfangs ſehr unbeholfen anſtellen, wenn ſie nunmehr plötzlich den Aufſchwung verſuchen ſollen. Ihr, die ihr es könnt, helft dem guten Nachbar und macht es ihm allenfalls gar vor. Vielleicht lacht er dann, oder lacht euch auch wol gar ein wenig aus. Der Glückliche darf ſich immerhin einmal von dem Unglücklichen auslachen laſſen; was iſt es mehr? — Laſſet uns deshalb geſellig ſein und wohl bedenken, was es mit der Geſelligkeit auf ſich habe. Wir wollen nicht zuſammenkommen, bloß

um mit einander zu eſſen und zu trinken, ſonſt müßten wir uns ſogar vor der böſen Lady Macbeth ſchämen, die einmal ſehr richtig bemerkt: „ſatt eſſen kann ſich Jedermann zu Hauſe,“ ſondern wir wollen uns etwas Gutes und Fröhliches erzählen, und wenn ein Andrer uns dergleichen vorträgt, ſo wollen wir hübſch freundlich zuhören — das Talent zu hören (es iſt keine neue Klage) wird leider gar zu oft vernachläſſigt — und herzlich danken für die munteren Geſchichten und Bemerkungen, die wir gehört haben. Sind wir nur erſt ſo weit gekommen, dann wird uns auch die Wiſſenſchaft und Kunſt in ganzer Herrlichkeit und Freudigkeit erſcheinen, und wir werden z. B. der Poeſie und Muſik, wie ein Bräutigam, der ſich lange trennen mußte von der geliebten Braut, von neuem und mit erhöhter Liebe in die Arme fliegen.

Damit wir aber das Alles können, und recht können, bedürfen wir des reinen Elements der Liebe, ohne die ja ohnehin, wie wir Alle wiſſen, das Leben des Athemholens nicht werth iſt. Beſagtes Leben iſt wirklich ſo kurz, daß man ſich ſcheuen muß, darüber lang zu reden, damit es nicht noch kürzer werde; indeſſen mag es gut ſein, zuweilen raſch an die Raſchheit zu erinnern. Dann werden

wir nicht die wenigen Stunden, die wir überhaupt zu leben haben — ob wir ſie „Jahre" nennen, daran iſt wenig gelegen — uns durch Zanken, Hadern, Brummen und Knurren verderben. — Ich will euch wahrlich nicht weitläufig aufhalten mit der Moral, daß ſtarrende Grämelei und eckige Verdrießlichkeit überhaupt unſittlich ſei, ſondern bloß bemerken, daß man doch alles Unfrohe und Unfreie auch ſehr — langweilig nennen dürfe; langweilig aber darf jetzt partout nichts ſein, weil das Langweilige auch der — Geſundheit nachtheilig iſt, und der Cholera Bahn erleichtert. Damit deshalb mein Aufſatz möglichſt kurzweilig bleibe, will ich ihn ſchnell über das Knie abbrechen. Wollt ihr endlich etwa noch ſagen, daß ihr das Alles längſt gewußt habt, ſo ſoll es mir hoch erfreulich ſein, und wenn ferner Manche von euch munter fortfahren ſollten, daß ſie das Alles viel beſſer verſtänden und einen weit koſtbareren Aufſatz darüber ſchreiben könnten, als gegenwärtiger unſcheinbarer iſt, ſo will ich nicht nur nicht das Mindeſte dagegen haben, ſondern mich zuvörderſt freuen, daß ihr eine ſo angenehme Empfindung mit fortnehmt, und ſodann — wohl wiſſend, wie viel ich noch in Hinſicht jener Tugenden zu lernen habe — mit

neuer Hoffnung bei euch in die Schule gehen. So wollen wir Alle gemeinschaftlich die Cholera bekämpfen; und wer weiß, wenn sie fort ist, führt uns nicht der Sieg über sie auch noch zu anderen stattlichen Siegen.

Nachschrift.

Dieser kleine Aufsatz — welcher in der ersten Handschrift noch das ein wenig übermüthig scheinende Postscript hatte: „Schön wäre es, wenn bei dem Abdruck dieses Aufsatzes alles Reden über die Cholera, das rein wissenschaftliche ausgenommen, schon überflüssig geworden sein sollte, und wir sogleich zur innigen Dankpredigt gelangen könnten; Erwerbung der Heiterkeit würde uns jedoch in keinem Falle gereuen, denn wir können sie bekanntlich auch sonst überall vortrefflich gebrauchen" — fand, da er als Manuscript in einem kleinen Kreise von Freunden und Freundinnen herumging, eine nicht geringe Theilnahme, die sich auch bei dem spätern Abdruck (im Gesellschafter — Julius 1831 — wo jedoch das Postscript wegfiel) wiederholte.

Nicht ohne Rührung lese ich ihn jetzt bei der letzten Revision dieses Buches (im October und

November) wieder durch. Was man damals kaum und gleichsam abwehrend ahnete, ja was Manche sich zu denken verboten, zeigte sich nur zu bald in entschiedenster Wirklichkeit vor unsern Augen erfüllt. Es fehlte nicht an den trefflichsten leiblichen Heilmitteln, aber an den geistigen zeigte sich bei manchen Menschen ein wahrhaft schmerzlicher Mangel. Einige schienen zum erstenmale in ihrem Leben an des Sterbenmüssen zu glauben, gebehrdeten sich aber bei dem bloßen Gedanken wie unartige Kinder, die nicht gern aus der wohlerleuchteten warmen Spielstube in das dunkle kalte Bett gebracht werden wollen; Andere versicherten in unendlich breiten Reden, sie fürchteten sich gar nicht, täuschten sich aber nicht einmal selber; Andere verschlossen sich in ihr Zimmer und saßen tagelang ihrer eigenen untröstlichen Persönlichkeit stumm und starr gegenüber; Andere gingen desto häufiger in Gesellschaften: es gab aber dort nur selten Beruhigung. Man lief wild durch einander und schwatzte von nichts ausgehend durch nichts zu nichts hin. Billig hätte man nur zusammenkommen sollen, um sich zu erheben und zu beruhigen, und allerdings hat das aus tiefem Herzen und hellem Geist gesprochene Wort etwas unschätzbar Sänftigendes; die

Gespräche aber, die jetzt zuweilen geführt wurden, verwundeten und schwächten nur noch mehr. In dem einen Worte „schwächten" liegt sehr viel Trauriges, denn jede Verwirrung ist eine Schwächung, und nur der innerlich Klare kann stark sein.

Lasset uns aber ja nicht vergessen, daß all dies Traurige, eben weil es so auffiel, doch nicht das Gewöhnliche, sondern in gewisser Hinsicht nur Ausnahme war. Nicht selten erblickten wir ruhige Ergebung, thätige Kraft, hoffende Geduld, ja edle, reine Scherzhaftigkeit, und insonderheit jenen unschätzbaren Glauben, daß uns auf den Wegen unseres Berufs zwar wol etwas Menschliches, nie aber etwas Böses begegnen könne.

Am meisten aber zu beklagen ist der abermalige Nachtheil, den das wissenschaftliche und künstlerische Treiben, und insonderheit unsre Literatur durch diese Krankheit leidet. Wir armen Deutschen! müssen wir denn in unsern edlen Bestrebungen stets durch Aeußerlichkeiten gestört werden!? Welche Erinnerungen bieten sich uns hier! Im Jahre 1801 hieß es; „Deutschland ist nach dem Frieden verwundet, matt und müde; es kann sich nicht sogleich recht freuen!" Indessen ist ihm zum Ruhme nachzusagen, daß es sich dennoch herzlich

freute über das Köſtliche, was Schiller und Goethe und einige andre Herren ihm damals gaben. Aber ſchon 1804 wurden neue Beſorgniſſe rege und bald darauf wirkten Ulm, Auſterlitz u. ſ. w. wenig tröſtlich auf unſere Literatur ein, hemmten das poetiſche Intereſſe u. ſ. w. Ich mag dieſes u. ſ. w. nicht weitläufig commentiren, die Erinnerungen ſind noch ſo friſch, daß Jeder ſich die Noten zum Text machen kann. Wie es aber jetzt mit der Theilnahme der Deutſchen an der Literatur und namentlich mit dem Buchhandel ſtehe, jetzt, wo nun auch noch die unſelige Krankheit einen großen Theil von Europa überflügelt hat, darüber möchte ich gern einen Schleier werfen; es giebt aber keinen, der alles Ungünſtige verhüllen könnte; und was wäre es auch um das Verhüllen, wenn die Sache bleibt? Ich will gern jede Entſchuldigung gelten laſſen, die hier etwa von dem vielſeitig drängenden und bedrängten Moment (der die Kraft zur Abwehr jener Krankheitsfurie aufruft) hergenommen werden könnte; doch würde dieſe Entſchuldigung abermals einer Entſchuldigung bedürfen, da ſie doch eigentlich nichts weiter heißen würde, als: „ich will Dich entſchuldigen, daß Du ein herrliches Mittel verſchmähteſt, das Dir hätte hel-

fen können." Sehnt man ſich doch gerade in der höchſten Noth am meiſten nach Erquickung, und wenn auch jener Durſt des Leidenden nicht mit der reinen Sehnſucht nach Poeſie verglichen werden kann, ſo iſt er doch wenigſtens Etwas, und unglücklich und ſchuldvoll iſt die Zeit, in der auch er ſeltener wird. Unglücklich können wir ſein, aber ſchuldvoll dürfen wir nicht werden. Engländer und Franzoſen können noch Manches ſein, auch ohne den höhern Pulsſchlag der Poeſie, denn die Elemente der Erde, des Waſſers und Feuers gehören ihnen gleichſam durch Erbſchaft an (wie ſchon Jean Paul bemerkt), aber das Element der Luft iſt das unſrige, und nur wenn wir daſſelbe beſitzen, kann es uns möglich werden, und es iſt uns möglich geworden, auch die anderen zu erreichen. Ein Deutſcher ohne Liebe für die Kunſt, die Poeſie und Literatur iſt ein Anblick zum Erbarmen, denn wenn er das Kleinod aufgiebt, das ihn bis jetzt noch am meiſten auszeichnete, wie unſäglich arm ſteht er dann da! Troja mußte fallen, ſobald ihm das Palladium entwendet worden war, und weder Aeneas, noch Paris, noch Deiphobus, noch Sarpedon, noch Glaucus, ja ſelbſt der gotterfüllte herrliche Hektor konnten retten. Aber das

Palladium konnte geraubt werden, ohne daß wir alle Schuld den Troern geben dürfen; unser Palladium können nur wir selbst uns rauben und unser Unglück wäre auch unsere Schuld. Das sei fern.

Fast alles Große und Schöne der philosophischen und poetischen Literatur ist seit etwa sechzig Jahren von uns Deutschen ausgegangen, oder hat sich doch an uns entzündet und auch jetzt fehlt es nicht an einem Sarpedon oder Glaucus, ja selbst nicht an einem Hektor, aber die Empfänglichkeit für jenes Große und die Großen wurde nach und nach geringer, es stellte sich hie und da eine widrige Sattheit ein, und jetzt verkünden viele Zeichen hier und da ein unglückseliges Einschlafen. Laßt uns, ihr Wachen — und eurer sind doch auch gar Manche — die Schläfer wecken mit Ernst und Liebe, denn nur der Liebende darf wecken oder wol gar schelten. Jeder Hochmuth sei fern, denn er hat immer Unrecht, aber die Liebe hat Recht, denn alles Recht entspringt aus ihr.

38.

Langeweile und deren poetische Darstellung.

Es ist bedenklich und gefährlich, die Personen in Schauspielen und Romanen viel von Langerweile reden zu lassen. Wenn z. B. kurz nachdem der Vorhang in die Höhe gezogen ist, ein alter, doch für noch ziemlich löwenhaft geltender Graf seine Tochter fragt „was wol die Glocke sei?" und als er vernimmt, es habe erst sieben geschlagen, seufzend bemerkt, daß sich doch die Stunden sehr „dehnen", so macht das nicht die beste Wirkung. Der Zuschauer, der sich mit frischer Kraft hingesetzt hat, wird wol ein wenig verdrießlich dabei und spricht: „Wenn Ew. Hochgeboren Ihr eigenes Leben derzeit so ennuyant finden, was soll denn erst ich sagen, dem es als etwas höchst Anziehendes geboten wird? Indessen ist dieser Fehler der Darstellung eines wehmüthig-langweiligen Moments bei weitem nicht der schlimmste, und die

Feder kann sehr leicht eine halbe Seite, die mit jener unerquicklichen Klage über die Gedehntheit der Zeit gefüllt ist, wieder tilgen. Man lächelt ein wenig über das Unzweckmäßige und genießt dann das Weitere. Wie aber, wenn ein ganzer dicker Roman oder eine Reihe von Novellen auf eine viel wichtigere innere Langeweile gegründet werden? und wenn man noch dazu uns für diese Langeweile, als sei sie das Zeichen der genialen höhern Naturen, Respect abfordern will? Das geschah aber seit dem mißverstandenen Werther, und geschieht auch jetzt noch oft genug, und wie selten wir auch den Dichter für seine Personen zur Rechenschaft fordern dürfen; für diese darf man es, denn er steckt gewöhnlich dahinter. Er ist jener Sünde theilhaftig, die Welt und das Leben der Menschen langweilig zu finden; und da er mit dem Jammer über dergleichen, im wirklichen Leben nicht gut kommen darf, so schafft er sich eine Romanenperson, die statt seiner mit grandioser ehrwürdiger Langerweile renommiren muß. Es nimmt freilich auch im Roman ein jämmerliches Ende damit, allein es wird doch ein solches Bild in dem Buche selbst von den Nebenpersonen für höchst erhaben und geistvoll er-

klärt, und das ist ohne Zweifel ein großer Trost für den noch geistreichern Autor.

Ich mag nicht weiter scherzen über eine an sich höchst traurige Sache, sondern will lieber ein paar ernste Worte hinzusetzen: Die Mängel in den äußeren Verhältnissen der Welt, Unzulänglichkeit und Unreinheit der menschlichen Bestrebungen, die Irrthümer der Kraft wie der Schwäche u. s. w. zu erkennen und zu empfinden, ist ein Schritt, den jede nicht völlig gemeine Natur thut und thun muß; aber auf dieser Stufe klagend oder gar bitter stehen zu bleiben, ist das größte Unglück, das einem Menschen begegnen kann. Jenes Gefühl wird dann zum leitenden Grundsatz, und wenn dann eine gewisse sentimentale Kraft dabei waltet, so geht der Mensch auf eine Weise unter, die schmerzlicher scheint, als die, so einst den heiligen Laurentius betraf; weil, was dieser Stunden lang litt, jener Jahre lang leiden muß. Sehen wir vollends auf die innere Anschauung, auf den ruhigen Glauben und die sichere Richtung des Heiligen, die ihn sogar noch in seinen Qualen heiter scherzen ließ, so findet natürlich zwischen ihm und jenem gar kein Vergleich statt. Verharren also auf jenem Standpunkte, ist eben so unweise, als unsittlich. Wir

müſſen hindurch, um in das Land der Ruhe und Klarheit zu kommen, wohin uns denn auch Beſcheidenheit, durch Religion geadelt, Philoſophie, Naturwiſſenſchaft und Kunſtkenntniß ſicher leiten werden. Nur auf dieſem Standpunkte, oder wenigſtens nur wenn wir dieſen Standpunkt ahnen, ſollen wir zu dichten wagen; was wir früherhin Literariſches bieten, kann höchſtens hiſtoriſch anziehen, aber nie auf poetiſchen Werth Anſpruch machen. Indeſſen giebt es gar manche Stolze, die das nicht zugeben, und bei ſich ſelbſt etwa alſo denken: „Selbſt meine lange Weile und was ich in derſelben für Klagen über dieſelbe geſchrieben habe, iſt völlig gut genug für das Publikum; damit es aber für dieſe Productionen die gehörige Achtung habe, will ich gleich von vorn herein eine gewiſſe vornehme Lebensverdroſſenheit, ſelbſt eine gen'ſſe Gattung von Lebensekel, ſo ſehr er mich auch ſelbſt anwidert, für höchſt gebildet und intereſſant erklären, dann werden die Leſer ſchüchtern und räumen in der Angſt Alles ein.“ —— Ach ja, viele thun es; aber nur um ſchnell los zu kommen.

Meines Erachtens iſt jener Lebensekel das unſittlichſte Gefühl, dem ſich der Menſch nie ohne die ungeheuerſte Strafe überlaſſen kann, und wenn

ein solches geschildert wird, soll der Dichter diese Stimme der Nemesis ja nicht auslassen. Wer das Leben haßt, haßt auch die Menschen und wird dadurch zu einer giftigen Halbleiche, die aber, eben um nicht zur ganzen Leiche zu werden, mit letzter Zuckung noch um sich schlägt, um etwas Kurzweil zu haben. Der Tiefsinnigste aller Dichter muß doch auch wol dieser Ansicht gewesen sein, denn wenn man z. B. fragt: warum ist dieser Bastard in „viel Lärm um nichts" ein so unsittlicher Mensch? so können wir schnell antworten: weil er durchaus keine Heiterkeit in sich hat, und diese kann er nicht haben, weil er das Leben und die Menschen höchst fatal findet. Amüsement aber will er haben, und deshalb u. s. w. Dieser Lustspielsünder hat gewissermaßen einen tragischen Bastardbruder an Edmund (im „König Lear"), der auch im Anfange größtentheils aus Langerweile sündigt — der gehofften Kurzweil wegen — bis er endlich in die vollendete Scheußlichkeit und Gräulichkeit hinein geräth, wo dann kein Heil mehr zu finden ist. — So ganz unumwunden läßt der geliebte, sonst so heitere Dichter die Strafe erfolgen, denn er kann nicht anders, weil er lediglich der stets gerecht strafenden und gerecht lohnenden Natur folgt, und

es fällt ihm gar nicht ein, jene innerliche Langeweile für etwas Erhabenes erklären zu wollen. Er ſtellt ſie vielmehr als den Jammer alles Jammers vor. Dagegen haben es die fröhlichen Leute bei ihm ſehr gut, und zwar abermals, weil es die Natur ſo haben will. Wahrlich, es iſt überaus wichtig, daß Shakſpear die Heiterkeit ſo ganz und gar gelten läßt, denn wer hat je — es iſt ein altes Wort, doch mag es wiederholt werden — die tiefe Nacht des Menſchenlebens, das von beiden Seiten ein Schlaf umgiebt, ſo ganz erkannt wie er, und wie herrlich hat er jene milde Traurigkeit über die Ungenüge deſſelben, bei aller Liebe und Tugend, durch die es geadelt wird, geſchildert! — Ich darf nur Antonio im „Kaufmann von Venedig" nennen, dieſen edeln jungen Mann, auf den, wie auf eine große, ſchöne, kräftige Blume, ein zu ſchwerer Nachtthautropfen gefallen iſt, aber ein reiner Tropfe, in dem ſich doch alle Tagesgeſtirne hell abſpiegeln. Kennt ihn der Leſer ganz, ſo kann ich nicht misverſtanden werden.

39.

Erinnerung an den schwersten Kampf der deutschen Dichter.

Unter allen ungünstigen Umständen, die sich dem Wiederaufleben der schönen Literatur der Deutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts widersetzten, ist gewiß der traurigste in der nicht seltenen Verzweiflung an sich selbst und dem eigenen Genius zu suchen. Man hatte so oft die ärgsten Urtheile über das ästhetische Deutschland von England und Frankreich her vernommen, daß man zuletzt selber, wie verdutzt, daran glaubte und die deutsche Poesie gewissermaßen aufgab. Man denke nicht, daß eine solche Gesinnung bloß bei den Fürsten und Großen, die bekanntlich meistens französisch gebildet waren, zu finden gewesen sei; selbst mehrere der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten theilten diese Ansicht. So erklärte z. B. Christ in der Vorrede zu „Variorum carminum

silva“ (1733) und in ſeinen Excurſen (1746): die Deutſchen hätten zur Poeſie wenig Talent, der alte Otfried ſei noch immer der beſte Verſificator u. ſ. w.

Nun ſollte man freilich glauben, man habe einem ſolchen desperirenden Manne die Profeſſur der Poeſie auf einer deutſchen Univerſität abnehmen müſſen; allein das fiel Niemandem ein, man ließ ihn gewähren, denn er verwaltete ja doch ſein Amt, indem er lateiniſche Verſe zu machen empfahl. Ueberhaupt war Chriſt als Philolog und Antiquar ſehr achtbar, und es iſt genug, zur Beſtätigung dieſes Urtheils nur an Winckelmann zu erinnern, der ihn als den Lehrer nennt, dem allein er etwas Tüchtiges für ſeine Studien verdanke. (S. Goethe's Werke neueſte Ausgabe, B. 37, S. 86, wo leider nur von Chriſts Verdienſten, nicht aber von ſeinen großen höchſt nachtheiligen Mängeln die Rede iſt.)

Noch mehr ſchadete in dieſer Hinſicht der noch gelehrtere und berühmtere Erneſti, weil er mitten im Vorfrühling der deutſchen Poeſie an die Möglichkeit eines ſolchen nicht glaubte, und gewiſſermaßen die ganze Aufgabe des Gelehrten nur in Griechiſch- und Lateinlernen fand. Dadurch

kam man nun in eine seltsame Klemme, die wir uns doch ein wenig näher und gleichsam monodramatisch betrachten wollen. — Ein wackerer aufstrebender Jüngling geht etwa 1750*) in Leipzig bei Christ und Ernesti in die Vorlesung und hört, daß man Griechen und Römer sehr verehren müsse, die Deutschen aber selbst nichts Sonderliches zu Stande gebracht haben und auch vermuthlich nicht zu Stande bringen werden. Der junge Mann führt zwar selbst einen hübschen knospenden Vorfrühling in seiner Brust, aber der soll ja eben nichts gelten! — Da zürnt er gewaltig und ruft: „Nun dann! steht es so, so mag ich auch nicht zugaffen, wie Homer und Sophokles, Cicero und Horaz gedichtet und geredet haben. Ich greife zum Schwerdt, oder baue das Feld.“ — Aber es ist eben kein sonderlicher Krieg vorhanden, und der Bauern giebt es gerade genug. — Da nimmt er die deutschen Dichter in die Hand, ob dort vielleicht viel Trost zu finden ist. Was trifft er? Viel Spreu, wenig Gepäck, viel rasselnde Wagen, wenig Wagenführer, viel Volk, wenige Menschen. „Der Gottsched meint es gut und feuert immer

*) Man wolle diese Jahrszahl nicht übersehen. — Solche Anmerkungen sind leider zuweilen nöthig.

lobend an, besonders wenn man ihn zuvor gelobt hat, ist aber doch auch gar zu schwach und in der Schwäche stolz; freilich gutmüthig und ermuntert Viele, doch leider auch die Hinze und Kunze, die eben sollten verscheucht werden. Gellert ist eine reinsittliche, auch mit angenehmer Schalkheit begabte Natur, doch krank; Rabener stark, doch prosaisch; Lessing reich, doch jetzt zu spielerisch-flatterhaft*) u. s. w. Im Staate gelten diese Männer ohnehin wenig oder nichts, und mancher französische Sprachmeister hat bei Sr. Excellenz mehr Einfluß." — Da fällt dem Jüngling plötzlich der junge Klopstock in die Hand, — „Mein Gott! wie lebendig ist jeder Buchstabe in seinen Gedichten! wie sprühen die Funken, wie rauschen die Flammen! was will er denn?" Er erinnert uns, daß wir Herrmann, Luther, Leibnitz und andere Große gehabt haben. — Nun freilich, das waren Deutsche, und es ist wol nicht ganz zu läugnen, daß sie einige Verdienste hatten. Aber Luthern ausgenommen, hat man sie fast vergessen. „Wir Deutschen haben die größten Helden gehabt." Nun freilich, das mag sein und unsere

*) Er galt damals dafür, weil er „Kleinigkeiten" geschrieben hatte!!

Soldaten haben sich immer gut geschlagen, doch weiß ich aus der Geschichte des Westphälischen, Nymweger, Ryswiker, Rastadter Friedens, daß uns Frankreich und Schweden ein Land und eine Stadt nach der andern abgezwackt haben, worüber ich mich unmöglich freuen kann, und jene Helden gewiß am wenigsten. — „In Deutschland sei die wahre Gelehrsamkeit zu Hause." Das gebe ich gern zu; aber Franzosen und Engländer können nie ohne Lachen darüber reden, weil sie überall Geschmack vermissen, und einige noch unpoetischere holländische Philologen übertäuben uns fast durch ihre zähen, groben Redensarten. — „Die deutsche Sprache ist die reichste, bildsamste, vielseitigste, rhythmischste." — Habe ich wirkich recht gelesen? die meisten Fürsten und Großen sprechen ja nur französisch und fast überall hält man — wer es irgend haben kann — französische Hauslehrer und Bonnen. Die Professoren sprechen lateinisch, und wehe ihnen, wenn sie den kleinsten Germanismus einschleichen ließen! aber wenn sie deutsch reden, so mögen sie es so breit, so mischmaschig thun als sie wollen, wer fragt darnach? Auch entsinne ich mich, wie viel hundert Späße schon über die deutsche Sprache gemacht worden sind, und die soll ich nun alle vergessen? —

Und wenn ich ſie auch vergäße, was hülfe es? Die Mächtigen, die mit lauter witzigem Frankreich umgeben ſind, werden die Späße doch behalten. „Deutſchland ſei geeignet, den Kern aller ächten Bildung zu hegen.“ Mir hat man immer geſagt, Voltaire ſei das größte Genie auf der ganzen Welt, und der hält von dem deutſchen Geiſt nicht ſehr viel, ja Swift hat ſich, kurz vor ſeinem Tode, noch — todt lachen wollen, als man ihm den deutſchen Muſikus Händel als ein Genie vorſtellen wollte. Der ſcheint auch dem Pater Bouhours*) beigeſtimmt zu haben. — Verwünſchte Erinnerungen, die einem überall begegnen, wenn man an Deutſchland denkt! — Klopſtock freilich würde, wenn er von ſo etwas hörte, kühnlich behaupten, unſer Händel habe mehr ächtes Genie im kleinen Finger, als der zwar witzig doch innerlich zerriſſene und jammervoll unmuſikaliſche Swift in ſeinem ganzen Leibe; allein ſo großartig grob kann ich nicht ſein, das ginge mir nimmermehr frei durch!

Endlich will Klopſtock auch noch haben, die Deutſchen ſollen durchaus „ſtolz“ ſein. Ja wirklich ſtolz! ich habe recht geleſen, denn im Anfange

*) Bekannt durch ſeine gänzlich verſtockte, luſtig tolle Bezweiflung des deutſchen Witzes.

glaubte ich, es könne nicht möglich sein. Stolz? das will mir gar nicht ein, und ich bin wahrhaftig nicht dazu erzogen. Mein Hofmeister bückte sich sogar vor mir, dem Knaben, ziemlich tief, was doch billig ich hätte thun sollen; aber es verging gewiß kein Tag, wo er mich nicht zur Bescheidenheit und Demuth gegen vornehmere Personen ermahnte. Und sah ich nicht überall, wie höflich, wie „fürchterlich" höflich (möcht' ich sagen) die Leute waren, sobald sie nicht mit Geringeren zu thun hatten? Der Rector unsrer Stadtschule war doch gewiß ein braver Gelehrter, unverdrossen in seinem mühseligen Geschäft, und ich verdanke ihm mein bischen Griechisch und Latein; aber mein Himmel! wie stellte sich der Mann dar, wenn er bei uns zu Mittage speisen sollte! welcher gebogene Rücken! welche zerbrochene Haltung! wie imponirten ihn die Oberrechnungsräthe, Geheimencommissionsräthe! u. s. w., und wie war er besorgt, Jedem die ihm nach dem Adreßkalender gebührende Ehre zu bezeigen! wie weitschweifig oder wie zerhackt und armselig war sein Ausdruck! da er sonst die Kürze des Tacitus und die Fülle des Cicero so wacker zu schätzen und zu erklären wußte! Wie überdemüthig zeigte er sich gegen die Scholarchen,

er, der noch geſtern mit wahrer Rührung von Cremutius Cordus geſprochen, weil dieſer, ohne Furcht vor Tiberius, in einem hiſtoriſchen Werk erklärt hatte, Brutus und Caſſius ſeien die „letzten Römer“ geweſen. — Wie? wenn nun dieſer Rector plötzlich den Klopſtock zu leſen bekommt, in ſich geht und den raſchen Entſchluß faßt, ſich von nun an in Worten und Werken höchſt ſtolz zu bezeigen? wie übel wird es ihn kleiden! und wie oft wird er aus ſeiner gezwungenen Rolle fallen! Iſt es ihm aber ein wirklicher Ernſt damit, und gelingt es ihm, wahrhaftig ſtolz zu ſein, welch' ein Unglück für ihn! — Mit gelinden Verweiſen werden ſeine Obern anfangen, dann folgen bittere Zurechtweiſungen, endlich das Entlaſſungsdecret, und er mag dann zwiſchen ſeinen vier kahlen Wänden, bei ſchwarzem Brod und Waſſer ſo viel ſtolziren, als er will u. ſ. w.

— Ich habe den Jüngling vom Jahre 1740 oder 50 noch ziemlich milde reden laſſen und kann deshalb unbedenklich Jedem, der hier etwa Uebertreibung vermuthet, erwiedern: „Du magſt die Geſchichte der römiſchen Kaiſer von Auguſtus an, ſo wie die ſämmtlichen Schlachten und Friedensſchlüſſe wol kennen; aber die Geſchichte der deut-

schen Bürgerlichkeit, Gelehrsamkeit, der Wissenschaft und Kunst, so wie überhaupt die innere Historie kennst Du nicht genugsam." — Stand es aber wirklich so übel und bedenken wir das recht, so wird uns die Geschichte der wiedererwachenden Poesie der Deutschen seit etwa neunzig Jahren, in einem ganz neuen rührend erfreulichen Lichte erscheinen. Der römische Senat verdient Lob, daß er den Feldherren, die, so oft von Hannibal geschlagen, dennoch Rom nicht aufgaben, öffentlichen Dank brachte, daß sie am Vaterland nicht verzweifelten. Wir wollen Aehnliches thun, und unverwelklichen Lorbeers die Männer würdig erachten, die, als Millionen Deutsche längst aufgehört hatten, deutsch zu sein, und kaum mehr von einem künstlerischen Deutschland die Rede war, dennoch fortfuhren, an den unverwüstlich herrlichen germanischen Kern zu glauben. Nur in diesem Glauben und in dem dadurch neu gewonnenen edlen Stolze vermochten sie zu leisten, was sie geleistet haben, und es würde höchst sündhaft von uns sein, solche Verdienste gering anschlagen oder gar vergessen zu wollen.

40.

Der epigrammatiſche Genius.

Kein Volk iſt ſo reich an Epigrammen als das deutſche, und man braucht nur den einzigen Logau zu nennen, um jeden Widerſpruch abzuwehren. Daher kommt es auch, daß ſich kein Volk ſo ſehr um die Theorie des Epigramms bemüht hat, als das unſrige. Freilich iſt kein entſchiedenes Endreſultat hervorgegangen; indeſſen ſchadet das ſo viel nicht, und man hat daher, ſo viel ich weiß, ſeit Kretſchmanns Vorrede zu ſeinen Epigrammen (1804) nicht weiter nach einer Theorie umher geſpäht. Es würde „Eulen nach Athen tragen" heißen, wenn ich noch eine neue Definition des Epigramms verſuchen wollte, und doch kann ich es nicht laſſen, weil ich die allerkürzeſte zu geben habe, die nicht den mindeſten Anſpruch auf Gelahrtheit macht. Logau ſelbſt hat mir die Veranlaſſung dazu gegeben durch ſein allbekanntes vortreffliches Epigramm auf den Mai: „Dieſer Monat iſt ein Kuß" u. ſ. w.

Grade so fange ich meine Definition an, und sage: das Epigramm ist ein Kuß, den die Muse dem Dichter giebt, und zwar ein flüchtiger, denn er hat keine Zeit, sich länger mit ihr ausführlich zu unterhalten. Keine Zeit? So ist es wirklich, oder, wenn man lieber will, so war es einst. Heut zu Tage sind bekanntlich manche Dichter „privatisirende Gelehrte" und die haben oft nur zu viel Zeit; so aber war es in der ganzen Periode des 17ten und der ersten zwei Drittel des 18. Jahrhunderts nicht, und ein bloß privatisirender Poet gehörte zu den seltensten Ausnahmen. Man fragte nicht bloß: „wer bist Du?" sondern: „was bist Du? bist Du angestellt bei der Kanzlei oder bei der Accise? bist Du Stadtrichter oder Stadtschreiber? oder wo finde ich Dich im Adreßkalender?" Wir wollen über die Spießbürgerlichkeit, die dabei nur zu oft waltete, gebührend lächeln, dann aber im Allgemeinen es sehr löblich finden, daß auch die größten Talente, die größten Dichter dem Staate praktisch dienen wollten. Schade nur, daß diese bürgerlichen Verhältnisse mitunter gar zu viel verlangten, und nicht genug bedacht wurde, daß der Tag wirklich nur aus 24 Stunden besteht, von denen noch dazu wenigstens 2 für den kleinen Dienst des materiel-

len Lebens, und 6 bis 7 für den größern, d. h. für den Schlaf, abgegeben werden müſſen. Auch will denn doch der Menſch mit Recht zuweilen ſpazieren gehen, mit Frau und Kindern ſcherzen oder ein traulich Wort reden, gute Freunde beſuchen, Zeitungen leſen u. ſ. w. und während dem Allen kann er zwar überaus dichteriſch ſein; aber doch das dichteriſch Geſchaffene nicht ausbilden und nicht aufſchreiben. Glaubt nicht, daß ich hier übertreibe, ſondern fragt nur ſelbſt bei der reinen Menſchen- und Bürgergeſchichte jener Zeit nach, und ihr werdet erſtaunen, welche Unzahl von Geſchäften auf einem Staatsdiener jener Zeit lag. Nehmt nur einmal als Beiſpiel die Verhältniſſe eines Schulmanns. Dreißig öffentliche Unterrichts-Stunden wöchentlich war das gewöhnliche Penſum, denen ſich meiſtens 10 bis 12 Privatſtunden anſchloſſen. Zur Vorbereitung waren ihm wenigſtens 15 Stunden nothwendig, wovon ſich nichts abziehen läßt, wenn man erwägt, daß man Homer, Sophokles und Plato, Virgil und Tacitus nicht aus dem Stegreif vortragen kann. Die Correctur der Exercitien, die Cenſuren, die Lehrerverſammlungen, die Ausſtellung der Zeugniſſe und eine Menge von wechſelnden, nicht immer genau zu bezeichnenden

Geschäften nahm so ziemlich alle Zeit von der ersten Morgenröthe bis zum ersten Nachtwächterrufe in Anspruch. Dasselbe gilt von dem Amt des Staatsmanns, Predigers und des Rechtsgelehrten. — Wie aber, wenn der Himmel in solche Männer ein poetisches Talent gelegt hatte? War es kein vollständiges, so ließ es sich freilich unterdrücken, und wir kamen dadurch nur um einige wenigstens angenehme Erzeugnisse, die ein auch nur kurzer Frühling hätte hervorbringen können. War es aber ein vollständiges, so machte es sich, trotz aller Ungunst der Zeit und des Nichtzeithabens, Bahn, wie z. B. bei Logau, der trotz alles Jammers des dreißigjährigen Krieges und der ununterbrochenen Staatsgeschäfte, dennoch unsterbliche Werke lieferte. Aber was für Werke? Epische Gedichte? Romane? Dramen? Ach nein. Zu einer so langathmigen Begeisterung hatte er nicht Zeit. Ein Kuß der Muse kann nur ein Epigramm geben.

Die Sache hat ordentlich etwas Rührendes, und es ist ein Glück, daß ein ächtes Epigramm doch auch ein wahrhaftiges Gedicht ist, welches in seiner Kürze die Ausführlichkeit nicht vermissen läßt, sondern sie nur verhüllt. Denn wer würde z. B. nicht mit leichter Mühe aus jenem allbe-

kannten Epigramm auf den Mai, der mit einem Kuß verglichen wird, den der Himmel der Erde giebt, daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde, ein meilenlanges Gedicht verfertigen können? — Aber auch die leichteste Mühe würde hier eine thörichte sein, denn es ist bereits alles Nöthige gesagt worden, und wir brauchen keinen Commentar, da jeder Leser ihn selbst machen kann. Ja, wenn ich vollends an einige erfreulich tiefsinnige Epigramme des Angelus (Scheffler) denke, z. B. an das ewige:

„Mensch, so Du Gott nur liebst, kann er Dich
nicht verdammen,
Er stürze sich denn selbst mit Dir in Todesflammen;"

so freue ich mich, daß er auch nicht ein einziges Wort weiter hinzugesetzt hat, denn der wahre Leser wird mit jedem Tage inniger fühlen, daß der Dichter hier das Höchste und Tiefste mit den kürzesten und keuschesten Worten ausgesprochen hat, und daß jeder, auch der glänzendste Wortreichthum hier nur schaden würde.

41.

Ernstes für Eltern und Erzieher *).

Die großen Mängel der vergangenen Zeiten sind oft betrachtet und gerügt worden; heute möge einmal einer, wenn auch negativen, doch im Negativen großen Tugend gedacht werden. So viele ältere deutsche Biographien, biographische Skizzen und Leichenpredigten — von den verschiedenartigsten Personen handelnd — ich auch gelesen habe, so entsinne ich mich doch keines einzigen Falles von Wahnsinn oder Selbstmord. Ich zweifle keineswegs, daß dergleichen auch sonst in Deutschland vorgekommen ist, aber ich weiß in der Geschichte der deutschen Cultur bis etwa zum Jahre 1770 kaum ein Beispiel anzugeben, daß ein namhafter Mann, z. B. ein Lehrer, Schriftsteller, Geschäftsmann von Wichtigkeit u. dgl., wahnsinnig geworden wäre, oder sich selbst den Tod gegeben

*) Schon vom Jahre 1822.

hätte, während die neuere Geſchichte uns ſo viel Finſteres dieſer Art mitzutheilen hat. Die Sache ſcheint faſt zu traurig, um in ein Buch zu gehören, das ſich ſchon auf dem Titel „heiter" nennt, und hoffentlich auch meiſtens heiter iſt. Um aber überhaupt heiter ſein zu können, dürfen wir uns vor keiner trüben Wahrheit ſcheuen; auch würde uns das Ignoriren derſelben eben ſo wenig helfen, als es dem Strauße hilft, wenn er ſeinen Kopf in einen hohlen Baum ſteckt, um die Jäger nicht zu ſehen, die ihn doch ſehen.

Zuvörderſt ſei es fern, unendlich fern von uns Allen, über irgend einen Wahnſinnigen oder Selbſtmörder den Stab brechen zu wollen, denn das göttliche „Richtet nicht" gilt überall und beſonders hier. Ferner wollen wir jede würdige ärztliche Erklärung und Entſchuldigung bei Einzelnen, ja ſogar in vielen Fällen gern gelten laſſen, dann aber, frei von jeder Weichlichkeit, den Grund von manchem jener traurigen Ereigniſſe in der häufigen geiſtigen und körperlichen Weichlichkeit der neueſten Zeiten finden. — Woher aber dieſe? — Wie einſeitig und mangelhaft auch die Erziehungsweiſe unſerer Vorfahren war; Eines gab ſie doch faſt immer, ich meine einen moraliſchen Impera-

tivus, ohne welchen es keine Sicherheit und Nothwendigkeit im Handeln giebt und Alles zuletzt in Laune und Willkühr sich auflöst. Mögen wir solche Willkühr immerhin „genialisch" nennen; mit vornehmen Klängen ist nichts geholfen, hier aber ist dieser Name eine vollständige Unwahrheit, indem ja eben nur bei reiner Harmonie der Kräfte und dem dadurch gewonnenen Verein der Freiheit und Nothwendigkeit Genialität stattfinden kann. Jeder ehemalige Unterricht und jedes alte moralische Lehrbuch fing mit der Betrachtung an, daß die Natur des Menschen verderbt und deshalb sein ganzes Leben ein ununterbrochener Kampf gegen die Sünde sein müsse, den er nicht allein, sondern mit Gottes Beistand siegreich durchkämpfen könne. Diese kurzen Sätze wurden fast täglich und in jeder Predigt wiederholt, so daß wir annehmen dürfen, sie seien Allen wenigstens historisch bekannt gewesen. Auch war ein Zweifel daran gewiß nur sehr selten, ja selbst bei den weniger religiösen Gemüthern blieb wenigstens der Glaube an die Nothwendigkeit eines moralischen Imperativ's. — In neueren Zeiten ist das Alles anders geworden, der Mensch ist gleich von Natur und von vorn herein ein sehr vortreffliches lieblich edles Wesen, seine

kleinen Unarten haben durchaus nichts zu bedeuten und machen ihn wol gar erſt recht intereſſant. Der Wille der Kinder und Knaben iſt ſtets höchſt reſpectabel, er mag auch noch ſo verkehrt ſein, und wenn ſie ihn durch Schreien und Stampfen zu erkennen geben, müſſen ihn die Erwachſenen augenblicklich befriedigen, damit die „ehrwürdigen" zarten Weſen ſich nicht ärgern. — So erwachſend und mit jedem Tage mehr verwöhnt, tritt nun der Jüngling in die Welt, zu vielen andern gleichfalls Verwöhnten, er fühlt ſich verletzt und in der Verletztheit ſchwach, er ſendet einen Klagebrief nach dem andern an die gerührten Seinigen ab, über die entſetzliche Rechthaberei der Andern ſchreiend, ohne zu bedenken, daß ihn gerade dieſe eigene Krankheit, die gleiche bei Andern eher ertragen lehren ſollte. Vater und Mutter, Oheim und Tante, Couſin und Couſine haben ihn zwanzig Jahre lang faſt angebetet, und nun tritt er zu Leuten, die, weit entfernt, ihn zu adoriren, die Anbetung für ſich ſelber haben wollen. An eigentliche Liebe iſt gar nicht zu denken, und ſo thut ſich nach und nach in der Geſellſchaft von Egoiſten eine Art von Hölle auf, denn wohin kann der verwöhnte Egoiſt anders geführt werden, als in den Vorhof der Hölle? Dann folgt

ſtarre Verdrießlichkeit, die nach und nach Gewohnheit wird und zuletzt zu völligem Lebensekel werden kann. Einen ſolchen Zuſtand dürfen wir ſchon Wahnſinn nennen, wenn auch der damit Behaftete noch die Kraft behält, ihn in den meiſten Fällen im bürgerlichen Leben zurückzupreſſen. Dafür weiß er ſich jedoch gegen die verſchüchterte Mutter, Frau, Geſchwiſter u. ſ. w. zu entſchädigen, die täglich den dumpfen, geiſtloſen Jammer der gekränkten Eitelkeit mit anhören müſſen. Er ſelbſt wird zwar nie zugeben, daß er eitel ſei; er iſt nur edelſtolz oder genialiſch; aber eben in dieſem Rechtbehaltenwollen bei dem abſurdeſten und verworrenſten Unrecht liegt jener halbe Wahnſinn, der bei exaltirten Naturen zum ganzen werden und bei noch heftigern zum Selbſtmord führen kann *).

---

*) Von dem Wahnſinn und Selbſtmord höherer Naturen (und aus höheren Prinzipien) zu reden, bleibe einem anderen Fragment vorbehalten. Wir Deutſche haben Selbſtmörder gehabt, die an Größe der Idee bei der Wahl dieſes Ausgangs ſelbſt dem Cato und Kaiſer Otho nichts nachgaben, obwohl freilich ihr äußeres Leben durchaus nicht ſo glänzend war. Wo dennoch auch bei ihnen der Irrthum lag, ſoll dann betrachtet werden; doch weiß der einfach Religiöſe ihn ohnehin zu finden,

Ehedem (so sagt manches alte psychologisch-medizinische Handbuch) entsprang der ohnehin seltnere Wahnsinn bei Männern fast immer aus gekränktem Stolz, bei Frauen aus unglücklicher Liebe; jetzt — so möchte ich hinzusetzen — erscheinen beide gräßliche Fälle meist als Folgen der klügelnden Willkühr, Wählerei und Eitelkeit, für die es nie Befriedigung geben kann. Viele haben alle Herrschaft über ihre Gedanken verloren, sie kommen ihnen, ohne daß sie es wollen, und wirken zuweilen wie Pesthauch. Was wir ehedem mit derbem Scherz Raptus nannten, ist jetzt ein sehr ernster und häufiger Fall, ein passiver Zustand, der sich für handelnd hält, weil er sich wild und heftig gebehrdet.

Die meisten Menschen leben jetzt nur mit halber Seele, denn sie sind aufs Aeußerliche gestellt, ihr Leben ist ein Schein- und Schimmerleben ohne alle innere Wahrheit, sie können nicht mehr recht lieben, recht glauben, recht zürnen, recht hassen,

---

oder doch zu ahnen. Indessen wird gerade ein Solcher jenes göttliche „Richtet nicht“ immer vor Augen haben, und hier besonders soll seine ganze Seele mit jenem Spruch erfüllt sein.

recht weinen, recht lachen. Alles ist halb, und das Halbe kann der ernsten, ja fast furchtbaren Zeit nicht widerstehen.

Wo aber wollen wir in diesem Fragment die Heiterkeit hernehmen? Ich will nur Eines nennen und zwar — zur Ueberraschung mancher Leser - aus jener unendlich ernsthaften, ja furchtbaren Zeit Hoffnung und Trost schöpfen. Sie hat uns jede, auch die trefflichst bemalte hölzerne Stütze zerbrochen, und selbst dem Leichtsinnigsten ist es aufgegangen; so wie er es bisher getrieben, gehe es nicht mehr. Wohlan! so wollen wir uns denn bemühen, die ewige Säule zu umfassen, und wenn wir das ganz wollen, mit Demuth und Kraft wollen, so finden wir sie gewiß. Ruhen wir aber an ihr, was kann uns Böses begegnen?

42.

Wer darf tadeln?

Nur der Deutsche, der sich einer reinen Erkenntniß und Liebe für Deutschland bewußt ist, darf seinen Zorn und Tadel über so manches mit Recht Misfällige im deutschen Thun und Treiben — in welcher edlen Form er will — mittheilen. Er soll es jedoch nur den Deutschen gegenüber thun, aber in Gegenwart von Fremden verhülle er mit sorgfältiger Pietät die Schwächen der alten Mutter, und vertheidige sie wie Hektor die Burg seiner Väter, obwohl in dieser Burg manches ihm selbst Misfällige vorfiel. Ueberhaupt ist fast Alles, was vom Auslande her über Deutschland gesprochen wird, ohne Gehalt, ja es geht meistens völlig in das Leere hinein, da den Fremden gewöhnlich die eigentliche Handhabe fehlt, mit der man allein Deutschland erfassen kann. Einige Engländer, Schotten und Franzosen haben in neueren Zeiten diese Handhabe wirklich erfunden, und ich möchte

diesen trefflichen Männern (so wie auch vielen von uns) nur das eine wohlbekannte, gar nicht mephistopheliſch gemeinte, ſondern recht treuherzige Wort zurufen:

Da ſeid ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Wir ſollten doch auch endlich einmal aufhören, den tollen und verkehrten Urtheilen einiger fremden Journale, Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. über Deutſchland die Ehre anzuthun, ſie wieder abdrucken zu laſſen, denn nicht durch bloße Ausrufungen verſchwinden läſtige Fliegen, und noch weniger durch Ausrufungszeichen. Beſſer wäre es, zuweilen zu erinnern, daß ſelbſt zu einigen äſthetiſchen Fehlern mancher deutſchen Autoren gewiſſe Fremde, beſonders ſolche, die nicht einmal einen rechten Anfang von Nationalliteratur haben, noch nicht Tugend genug beſitzen. Ich ſpreche hier nur vom literariſchen und gebildeten deutſchen Volk; der Pöbel gehört in die Litanei, wie freilich überall.

43.

Deutsche Polemik alter und neuer Zeit *).

Deutschland hat ohne Zweifel die größten künstlerischen und wissenschaftlichen Polemiker, denn es besaß oder besitzt noch: Luther, Lessing, Schiller, Goethe, Fichte, Schlegel, Tieck u. a. Dagegen ist fast alles Polemische, das sich seit etwa funfzehn bis zwanzig Jahren bei uns gezeigt hat, ohne Gewinn für Wissenschaft und Kunst, ja nicht selten roh und ideenlos. Mancher elende literarische Sünder, der sich gern einen Namen gemacht hätte, nahm irgend einen großen oder bedeutenden Schriftsteller zur Zielscheibe seiner Frechheit. Er wollte nur ein wenig Lärm machen und war schon so ziemlich zufrieden, wenn ihm irgend ein guter Recensent einen Thersites nannte. Das gab dann wieder zu einer schimpfenden Klage von seiner Seite Anlaß, Hinz mischte sich in Kunzens Affairen und Hans versuchte sich auf den Indifferenzpunkt zu

*) Geschrieben 1830.

stellen. Kamen dann Abends die Theegesellschaften zusammen, so brachte Peter ein paar dergleichen mit „Mäusedreck und Coriander" angefüllte Blätter herbei, und wenn er die Gesellschaft orientirt hatte, so hieß es gewöhnlich: „Es giebt doch jämmerliches Schreiberpack in Deutschland; aber man amüsirt sich doch dabei." Die Luthers-Enkel und Enkelinnen gähnten und kicherten, ekelten und ergötzten sich zu gleicher Zeit, ja sie mochten gewisse bösartige Hanswürste ziemlich wohl leiden. Was ist dabei zu thun? Am besten ist es, so wenig als möglich sich um dergleichen zu bekümmern, und fällt uns ja einmal so etwas in die Hände, schnell die Hoffnung zu ergreifen, daß der Ekel über solche schmutzige Seichtigkeit so wie über die Sprünge der betrunkenen Unsittlichkeit und aufgestachelten Bocksnatur selbst bei der Mehrheit des Publikums nicht lange ausbleiben könne, wodurch dann diesem Unwesen ein Ende gemacht werden wird. Ihr aber, ihr Besseren, Alt und Jung, wartet jenen Ekel der Menge nicht ab, sondern zeigt, wie ihr auch zuweilen bisher thatet, daß ihr ächte geistige Brüder jener Lessing, Fichte, Tieck u. s. w. seid, und vor allen Dingen hütet euch ja, euch mit schmutzigen Gesellen weitläufig einzulassen. Man darf

wol ein paar tüchtige Worte über sie reden; aber nur im höchsten Nothfall zu ihnen. Laßt euch ja nie von der Leidenschaft überwältigen, und vergeßt nie, daß jene Frechheit, Pöbelei u. s. w., die vermuthlich auch gegen euch vorgebracht wird, durchaus kein Leben habe, sondern in sich todt sei. Eure Polemik treffe immer nur die ganze Richtung, und sei sie wissenschaftlich oder künstlerisch, die höchste Kürze ist immer am meisten zu empfehlen, ja man möchte für solche Fälle eine Dichtungsart erfinden, die noch kürzer sei als eine Xenie. Greift ihr aber einmal einen einzelnen Sünder, gleichsam decimirend heraus, so ist es möglich, daß ihr ihn in seiner Erbärmlichkeit auch dem blöderen Blicke darstellen könnt; aber hofft nicht zu sehr darauf, daß ihr damit viel ausrichten werdet. Das große Publikum amüsirt sich weit mehr, wenn ein edler Schriftsteller unwürdig behandelt, als wenn ein literarischer Wicht als solcher bezeichnet wird. Vergeßt ferner nicht, daß gegen eine gewisse Gattung von Unverstand und Schamlosigkeit, wie wir sie bei einigen dickstirnigen und gleichsam hartgesottenen Scribenten finden, auch das stärkste und klügste Wort nicht das Mindeste hilft. Darum ist es immer das Beste: schlagt eure edlen Gegner mit edlen

Werken der Wissenschaft und Poesie, und nehmt von den unedlen so wenig Notiz als möglich. — Wollt ihr aber durchaus polemisiren, so polemisirt nur über Ideen! Denkt dabei an den Mann, den ihr mit Recht so liebt, an Lessing. Selbst in einer Zeit, in der man so gern kämpfte, als Jüngling, fertigte er doch jeden Angriff, in welchem kein Gedanke vorwaltete und wo nichts zu sehen war, als das freche Gelüst, ihm eine böse Stunde zu machen, mit bloßem Stillschweigen oder verachtendem Achselzucken ab. Lange's elende Uebersetzung des Horaz war werth, in ihrer Schlechtigkeit gezeigt zu werden, da der seltsamer Weise viel geltende Name des Uebertragers, so wie dessen berühmte lobende Freunde dem Studium der noch unreifen Jugend großen Schaden thun konnten, und wir müssen Lessingen deshalb loben, daß er mit Kraft, Gründlichkeit und Spott den Unwerth jenes Buches zeigte. Was aber antwortete er auf die nun folgenden Schmähschriften der Langeschen Partei, und auf die witzelnden Schimpfepigramme der Gottschedianer, die sich über ihn und seinen Gegner lustig machen wollten? Nichts. Was auf das pasquillische Heldengedicht, das gleich auf dem Titel mit schlechtem Witz seinen umgekehrten

Namen trägt „Gniſſel“? Abermals nichts; und mit Recht, denn was läßt ſich gegen Albernheiten thun? Man darf allerdings ſagen, daß es Affereien ſind, aber man thut doch wenigſtens beſſer, dem Leſer das Urtheil ſelbſt zu überlaſſen, denn auch das Nennen mancher Gegner iſt ſchon gegen die ſittliche Vornehmheit. Sagt nicht: Leſſing habe das wol thun können, denn ſein Ruhm ſei unerſchütterlich geweſen. Dem iſt nicht alſo, denn keines Menſchen Ruhm iſt unantaſtbar und für eine gewiſſe Zeit läßt ſich ſelbſt der größte verdunkeln; auch fallen die eben bezeichneten Angelegenheiten bekanntlich in Leſſings frühere Jugend, als er erſt begann, ſich ſeinen Ruf zu erwerben (1752 ff.).

Folgen wir ihm dann weiter, ſo finden wir ihn im Kampfe mit Klotz, nicht aber lediglich mit dem Geheimerath Klotz in Halle, ſondern mit ihm, dem Repräſentanten einer unſittlichen, verkehrten Richtung, mit ihm, der durch lockende Perſönlichkeit, mancherlei Kenntniſſe und blendende Talente gar viele junge Männer für jene falſche Richtung gewonnen hatte. Die „geſchnittenen Steine“, über die hier verhandelt wird, ſind für den Freund des Alterthums ohne Zweifel von nicht geringer Wichtigkeit, und Leſſings Kenntniſſe ſollen auch hiebei

in großen Ehren gehalten werden; aber bei weitem wichtiger ist doch der Kampf, den er in jene Streitigkeit verwebte, der siegreiche Kampf gegen Absprecherei, Heuchelei, Zweizüngelei, Kabalenmacherei, falsche Höflichkeit u. s. w. — Eine noch erhöhtere Polemik finden wir in der Dramaturgie, die man als eine ästhetische Emancipations-Acte der Deutschen betrachten darf. Eine gründliche und heitere Beurtheilung einiger der angestaunteſten Tragödien des Corneille und Voltaire wäre schon sehr dankenswerth gewesen; aber er begnügte sich damit keineswegs, es galt die Rechtfertigung der reinen griechischen Ansicht vom Trauerspiel und der griechischen Tragödie überhaupt, es galt den Umsturz des herrschenden tragischen Prinzips der Franzosen und nachahmenden Deutschen, so wie die Vindicirung jenes Throns für Shakspear, der bis dahin durch die Berufung auf den misverstandenen Aristoteles sich kaum blicken lassen durfte. Und damit vergleiche man nun manche der neueren schriftstellerischen Kämpfe, selbst der berühmteren! Welche Selbstsucht, welche blinde Wuth! welche Ideenarmuth! welcher gespreizte Persönlichkeits-Hochmuth! welche Un-Vornehmheit! welche Waschweiberberedsamkeit! welche gezwickte und gezwackte Witzelei!

welche Belaurerei! Und um was dieſes zänkiſche Gekreiſch? Meiſtens um eine Fliege oder Bremſe zu tödten, die ſich aber nicht tödten laſſen will und im nächſten Blatt wieder ſummt: „ich lebe doch noch!“ worauf nach acht Tagen eine abermalige Grablegung erfolgt. Einen Bock melken und ein Sieb unterhalten, giebt wahrlich noch einen luſtigen Anblick im Vergleich mit ſo vielen Schriftſtellerzänkereien, wie wir ſie erleben mußten. — Gute Ausnahmen haben freilich nie gefehlt und fehlen auch jetzt nicht; denn in Deutſchland kann der gute Sinn und das Streben nach Gründlichkeit nie ganz ausgerottet werden; aber Ausnahmen ſind doch immer nur Ausnahmen und gewähren keinen hinreichenden Troſt für ſo manches ſcandalöſe Spectakelſtück, das ſelbſt nahmhafte Schriftſteller in neueren Zeiten aufgeführt haben. Tröſte ſich ja Niemand damit, dergleichen deute doch auf „Kraft“ hin, ſonſt müßte ſelbſt das Schreien eines Betrunkenen als Kraftäußerung gelten. Das Blocksbergsgewühl in der Walpurgisnacht iſt ohne Zweifel ſehr unſittlich, doch gewiß intereſſant; aber das Geklatſch, Gekreiſch, Gequäk und Gebrüll in einigen literariſchen Schenken iſt bloß ekelhaft, und

selbst Nym und Bardolph würden sich nicht entschließen, hinein zu treten.

— — Ich freue mich recht über die abermalige Erinnerung an diese Fallstaffs-Gesellen *), denn wenn wir an ihre Schenke denken, vergessen wir leicht, daß in einigen unserer literarischen Buden nicht viel Ergötzliches zu hören ist.

*) Vergl. Nr. 33. am Schluß.

44.

Der Tod aus Furcht vor dem Tode.

Als F. Schlegels Alarcos erschienen war, wäre es nicht unverdienstlich gewesen, wenn ein Unpartheiischer, versucht hätte, die Originalität dieses seltsamen Schauspiels anerkennend, den Mechanismus des Pathos, die kalte Pracht der gemalten Flammen neben einzelnen wahrhaftigen Strahlen, das Wilde und doch so Befangene in der Empfindung, das Imponirende und Selbstgefällige des damals neuen Assonanzen-Geräuschs, das aber bald ermüdet u. s. w., bescheiden und kräftig aus einander zu setzen; allein das war für die meisten Gegner viel zu schwer und sie wählten daher das Bequemere: in das Blaue oder vielmehr in das Graue hinein zu schelten. Um aber doch auch zu beweisen, wie schlecht das Stück sei, führten sie lärmend oder kichernd die Verszeile an:

Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben u. s. w.

als enthalte sie den ungeheuersten Unsinn. Nun ist zwar selbst die Mehrheit der Deutschen gebildet genug, um bei einem auch nur minutenlangen

Nachdenken einzusehen, daß jene Zeile recht vernünftig sei; allein es war doch gar zu angenehm, über einen berühmten Mann herfahren zu können, und so witzelte und kicherte man eine Woche und einen Monat nach dem andern ruhig fort, denn nur selten hatte Jemand Muth oder Lust, die viel zu berühmt gewordene Zeile in Schutz zu nehmen und dabei zu erinnern, es sei eben tragisch richtig gedacht, jenen wüthenden Tyrannen im Alarcos, der so schnell fertig ist mit Todesurtheilen, gerade an verworren wüthender Todesangst sterben zu lassen. Mit dergleichen Bemerkungen bringt man die Leute indessen nicht zum Schweigen, es mußte stärker kommen, und was ist für die Menge das Stärkste? Eine ästhetische Autorität. Es kam nämlich an den Tag, daß jener Gedanke auch in einem griechischen Tragiker (ich weiß nicht gleich in welchem) vorkomme, so daß F. Schlegel fast nur als absichtlicher oder zufälliger Uebersetzer desselben zu betrachten sei. Und siehe, da wurde Alles still, ganz still, denn gegen so trefflich anerkannte und gleichsam hochgeborne Herren, wie die griechischen Tragiker, anzubellen, schien zu gewagt; so etwas blieb späteren Zeiten vorbehalten. Ob man sich nun geschämt habe, weiß ich nicht, zweifle

auch, da man ſich gern jedes unangenehme Gefühl erläßt, wenigſtens iſt nie deshalb um Vergebung gebeten worden, was denn doch billig die Fortſetzung eines rechten Schamgefühls ſein ſoll. Es wurde nun, wie geſagt, ſtill.

Indeſſen ſcheint doch die ganze Sache wichtig genug, um ſie mit wenigen Worten der Nachwelt aufzubewahren. So mag es auch von einigem moraliſchen Nutzen ſein, ſich zu erinnern, daß jene Zeile eine offenbare Wahrheit enthält, indem leider gewiß gar viele Menſchen lediglich an der Furcht zu ſterben, ſterben, nachdem ſie vorher ſchon oft geiſtig halb geſtorben ſind. Darauf deutet auch Shakſpears Julius Cäſar mit den großen ſchlagenden Worten hin:

„Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh' er ſtirbt,
Die Tapfern koſten Einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß ſich Menſchen fürchten,
Da ſie doch ſehn, der Tod, das Schickſal Aller,
Kommt, wann er kommen ſoll."

Worte, die man nicht bloß auswendig lernen, ſondern innerlich anerkennen und ihrem guten Sinne nach praktiſch durchführen ſollte.

45.

Für manche junge Dichter *).

(Das Nachtarbeiten betreffend.)

Unter Vielem, was ich Euch an's Herz legen möchte, komme heute nur Folgendes zur Sprache. Arbeitet nicht des Nachts. Diese Regel gilt, obwol sie Ausnahmen hat, denn es giebt heilige Pflichten des rein menschlichen und bürgerlichen Berufs, dem alles Andere nachstehen muß; auch kann ein Grad der Begeisterung walten, dem wir in der bestimmten Zeit nicht gut widerstehen können, so daß wir selbst augenblicklich die Feder zum Ausbilden

---

*) „Für junge Dichter" freilich besonders, weil bei diesen die gerügte Uebertreibung sich am meisten findet; indessen giebt es doch auch gar manche wackere Jünglinge, die im Eifer um die Wissenschaft im Allgemeinen, oder im an sich löblichen Streben nach bürgerlicher Thätigkeit selbst die gerechtesten Anforderungen der Natur überhören oder abweisen. Daß dieser kleine wohlgemeinte Aufsatz (mutatis mutandis) auch diese Jünglinge angehe, darf ich wohl nicht erst versichern.

des poetiſchen Kunſtwerks in die Hand nehmen müſſen. Allein dieſer allerhöchſte Grad iſt ſehr ſelten und nähert ſich zuweilen ſchon einem gewiſſen Krankheitszuſtande, der, ſo bedeutſam er auch ſein mag, dennoch der reinen und vollſtändigen Geſundheit nachſteht. Das Nachtarbeiten — ach ich habe es nur zu wohl gekannt! — hat unendliche Reize; aber das Reizende iſt nicht immer ſchön. Alles um uns her ruht im Schlaf, wir öffnen das Fenſter und eine laue Sommerluft weht beſänftigend die heiße Jünglingsbruſt an. Die Nacht hat allen Gegenſtänden ihre grellere Farbe genommen, aber unſre Phantaſie iſt reich genug, Alles mit glänzenderen Farben auszuſtatten. Zuweilen ertönt wohl eine Orgel auf der Straße, und die alltäglichſten Melodien gewinnen in der Dunkelheit eine zauberiſche Kraft. Aus fernen Häuſern ſchimmert vielleicht noch ein einzelnes Licht, und es dünkt uns, als ſähen wir ein ſchönes Mädchen, das, den reichen Lockenkopf auf den nackten Arm geſtützt, eifrig in einem Buche lieſt, welches höhere Phantaſien begünſtigt, die der laute und doch einengende Tag verſcheucht hatte. Vielleicht iſt es gar ein Werk von Dir, mit dem ſie ſich beſchäftigt, oder, falls Du das nicht hoffen darfſt, auf! dichte ſchnell ein noch

besseres, daß Du in wenigen Monaten der Leiter ihrer Phantasie werden mögest. Rasch schließest Du das Fenster, lässest die Vorhänge nieder und trittst zurück in Dein Zimmer. Wie behaglich dünkt Dich hier Alles, wie sauber und nett! Wie leuchten Dich die beiden Wachslichter auf dem runden Tisch an, welch' ein süßer Duft von dem Trank, den die Levante schenkt! Jetzt schnell, daß wir die Begeisterung in ihrem gewaltigen Fluge erhaschen! Nun fliegt die Feder, wie jugendliche Tänzer von Musik gehoben und von den schönsten Augen angestrahlt. — Es schlägt Mitternacht, und wir hören die Glocke gern, denn die Geisterstunde wirkt magisch auf den Geist ein. Es schlägt eins, aber wir hören es nicht mehr, denn wir vernehmen nur noch die Reden, welche die Personen in unserem Roman wechseln. Es schlägt zwei, noch immer keine Aufmerksamkeit auf den Glockenklang, endlich drei, da weht uns die frische Morgenluft unerfreulich an. Kopf und Augen brennen und die Füße sind kalt geworden, denn die Natur rächt alle Unnatur auf eine Weise, die wir immerhin prosaisch nennen mögen; sie kehrt sich nicht daran. — — Aber die Jugend ist so unendlich reich an Kraft, daß sie jenes Mißbehagen bald verscheuchen kann, etwa durch einen

Spaziergang, oder gar nur durch ein einziges Glas Wein. Mit stolzem innerm Lächeln betrachten wir dann die Menschen um uns her und sagen etwa: „Ihr habt geschlafen, um zu eurer rohen Arbeit zurückzukehren; wir schliefen nicht, sondern arbeiteten und arbeiten noch jetzt und sind doch frisch.“

So vergehen Wochen, Monate, Jahre, und wir haben während dessen Jahrzehnte gelebt. Da erfaßt uns plötzlich — vielleicht an einem herrlichen Sommermorgen, den wir nun nicht mehr ganz genießen können, — der schneidende Gedanke: „Du lebst in einem feindlichen Verhältnisse zur Natur, und sie will schlechthin nicht, daß man so lebe, wie Du lebst.“ Es wird Dir schwerlich an einigen hundert witzigen Einfällen fehlen, mit denen Du das Misgefühl und allenfalls auch die ganze Natur und ihre Gesetze bekämpfest; aber zum erstenmale wollen Dir Deine Bonmots nicht zusagen, und die Natur schreitet ihren gemessenen Gang fort, ohne sich an Deine Scherze zu kehren. Dann vergeht wieder einige Zeit und Du bist schon nicht mehr recht glücklich, bis Du endlich — und vermuthlich abermals plötzlich — gewahr wirst, daß Du leidest und krank bist. Krank? Das Wort verstehen Gott Lob! nur Wenige, denn nicht Die kennen es, die ein

paarmal ein tüchtiges Fieber oder überhaupt ein paar ordinaire, in allen Lehrbüchern abgehandelte und gleichsam zutrauliche Krankheiten überstanden haben, auch nicht Die, welche zuweilen heftige körperliche Schmerzen leiden — dergleichen Misgeschick überträgt selbst ein mäßig tapferes Gemüth leicht — krank ist eigentlich nur Der, der immer krank ist, d. h. der in Freude und Schmerz, in Arbeit und Genuß stets Hemmungen fühlt, von denen der Gesunde kaum eine entfernte Ahnung zu fassen vermag. Ein solcher Kranker bedarf zu jeder Stunde eines großen Theils seiner Kraft, um nur mit Anstand krank zu sein, und wenn eine gewisse innere Vornehmheit ihm zu Hülfe kommt; so kann er es zuletzt dahin bringen, daß er bei weitem gesunder scheint, als tausend Gesunde, die ihre Gesundheit nicht erkennen, nicht verdienen und nicht zu genießen wissen. Ein solcher Kranker lebt gleichsam in einer ununterbrochenen Schlacht, und darf die Rüstung nicht abthun; es gelingt ihm zwar, sich mit Würde in ihr zu bewegen, doch nicht ohne Schmerz, den indeß nur der tiefere Blick bemerkt, oder auch nur ahnet.

Dennoch fühlt jener Kranke gar wohl, wie unendlich glücklicher er sein würde, wenn er die Summe

von Kraft, die er zur Bekämpfung und Ertragung des Leidens anwenden muß, für die reine Arbeit und den reinen Genuß aufwenden könnte. Dann findet er vielleicht eine der ersten Ursachen seiner Hemmungen in jenen Nächten ohne Schlaf. — — Aber lassen sich denn solche Nächte wieder nachholen? Ach nein! denn der Schlaf der Jugend hat etwas so Tiefes, Herrliches, Balsamisches, daß auch der ruhigste Schlummer der männlichen Jahre nicht mit ihm wetteifern kann, weshalb man auch wohl thut, in späteren Jahren, in der Erinnerung an den frühern Schlaf einzuschlummern. Haben wir aber in der Jugend den Schlaf nicht genossen — vielleicht ohne unsre Schuld, durch ein großes dauerndes Unglück — oder gar mit übermüthiger Willkühr verjagt, dann steht es in späterer Zeit gar übel. Die Nacht ist eine wunderbare geheimnißvolle Gottheit, die sich nur im Schleier zeigt und auch nur durch den Schleier der Träume genießen lassen will. Nur sehr selten erlaubt sie dem Jünglinge, von Mondschein, Musik und Liebe begünstigt, das Wachen, sonst liebt sie nur die schlafenden und träumenden Menschen. Aber im Vergleich mit jdem Gott des Schlafes ist sie noch immer milde. Dieser Genius ist nicht ohne

harten Eigensinn, und wie er in günstigem Verhältniß uns beglücken mag, so kann er auch, beleidigt, sich abwenden, ja sogar nachtragen. Dann helfen keine Bitten, denn diese Bitten haben viel zu viel Feuer; der Schlaf will nur mit einer gewissen gelinden Schläfrigkeit angefleht sein und in dem also Leidenden ist nun einmal nichts Schläfriges.

Lieber Leser — ich rede Dich sonst nicht so leicht expreß an, doch mag es diesmal geschehen — wir wollen uns nicht rühren durch weiteres Ausmalen; aber darf ich sagen: ich wünschte, Du dächtest in einer guten Stunde recht ernsthaft über die Sache nach, die ich hier nur schonend leise berührt habe. Vergiß nicht, wenn Dir etwa phatastisch-übermüthige Gedanken kommen sollten, daß selbst Shakspear's großer Brutus beim Anblick des schlummernden Lucius mit tiefer, wenn auch lächelnder Wehmuth sagt: „Ich wollt' es wär' mein Fehler, so zu schlafen," und daß er sich gerechte Vorwürfe macht, den lieben Knaben geweckt zu haben.

46.

Religion.

Manchem iſt ſie Wiſſenſchaft, vielleicht die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaft; Andern iſt ſie Unwiſſenſchaft, ja Anti-Wiſſenſchaft und Schutz vor aller philoſophiſchen Erkenntniß.

Der erſte Irrthum kann leicht gehoben werden, auch läßt ſich bei dem Wort „Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften" ſogar das Vortrefflichſte denken. Der zweite Irrthum iſt kaum ein humaner zu nennen und kann (ſo traurig es auch klingt) als ein — beſtialiſcher gelten. Sobald er zum Bewußtſein gelangt und ſich ſelbſt beſpiegelt, ſteigert ſich dabei die Frechheit bis zum Unerhörten, da das reine Thier auf religiöſe Anſchauung keine Anſprüche machen würde. Jener bekannte frömmelnde Jüngling, der vor langen Jahren einmal das ſeufzende Wort ſagte: „Nicht wahr, lieber Herr Hofmeiſter, wenn ich nur recht fromm bin, ſo brauche ich nichts zu lernen?" war nicht bloß lä-

cherlich bequem und träge, sondern wahrhaft frech und sündhaft. — Religion ist Tiefe des Gemüths, durchaus Gesinnung, Element alles wahrhaftigen Lebens; wie möchten wir denn in einer solchen Lebensluft jemals das Streben verlieren können für irgend eine edle Wissenschaft und Kunst? — Frömmelnde Träumerei und enge Wörter-Andacht ist der schlimmste Müßiggang, denn er zeichnet sich vor dem gewöhnlichen — der doch seiner selbst bald überdrüßig zu werden pflegt — durch eine gewisse zähe Selbstzufriedenheit aus, die zuletzt in völlige Erstorbenheit übergehen kann. Und in dieser Verfrorenheit ruft der Mensch dann doch wol noch: „Seht, wie ich blühe!“

47.

Bedeutsamkeit des Gedruckten.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist ohne Zweifel eine heilige, und der bloße Gedanke: „was Du jetzt schreibst, wird durch dieselbe vertausendfacht, und geht dann oder kann wenigstens gehen durch alle fünf Welttheile," sollte selbst den Leichtsinnigsten rühren oder erschrecken können. Aber es rührt ihn nicht und erschreckt ihn nicht. Der Gedanke, auch wenn er kommt, hat schon seine Stacheln und seinen Reiz verloren. Was ist es denn nun mehr um ein gedrucktes Buch? oder gar um einen kleinen Aufsatz? Man sieht dergleichen an, sagt „Hm, hm" oder „ei, ei," oder „ei der tausend" und legt ihn weg um morgen von neuem ein anderes „Ei, ei" zu lallen. Freilich kann es so kommen, auch ist es denkbar, daß von 100 Büchern 90 und von 1000 zerstreuten Aufsätzen 990 zu Grunde gehen; es ist aber nicht minder möglich, daß ein einziges gerettetes Exemplar, ein ein-

ziger Bogen, ein einziges Blatt noch nach Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten nah und fern die wunderbarsten Wirkungen hervorbringt. Was Dir jetzt in einer müßigen Stunde der Genius oder der Kobold eingiebt, und was Du etwa nur so hinzutändeln meinst, kann, durch ewige Lettern festgehalten, auch die Gestalt und Gewalt eines Kobolds oder Genius gewinnen. Vergiß nicht, daß eine gedruckte Schrift doch mit aller Gewalt kaum wieder aus der Welt zu bringen ist, ferner, daß es Bücher, Aufsätze, Blätter, oder gar Zeilen giebt, die mit jedem Jahre jünger, frischer und lebendiger werden, und was Du jetzt auf Deinem Sopha für unschuldig oder nur für pikant-angenehm hältst, ohne genau darüber nachzudenken, kann Dir vielleicht nach zehn Jahren um Mitternacht plötzlich als sehr schuldvoll, wüst und verwüstend erscheinen. Unsere Vorfahren pflegten deshalb jungen Autoren einzuschärfen, sie sollten sich beim Schreiben sämmtliche deutsche Kreise vor ihnen sitzend und aufhorchend denken und dann unerschrocken und muthig, aber bescheiden und vorsichtig reden. Ich gehe noch weiter und bitte: Denkt euch sämmtliche fünf Welttheile (bis zum jüngsten Tage) als eure Zuhörer, und überlaßt dann dem Himmel, ob ihr fünf Milliarden oder

fünfhundert, oder funfzehn Leser bekommen werdet. Diese funfzehn danken es euch gewiß, und ihr selbst noch mehr, denn ihr werdet dann (falls ihr ihn noch nicht hättet) den rechten Muth und die rechte Bescheidenheit, den rechten Ernst und den rechten Humor bekommen. „Den rechten Humor" wiederhole ich, denn der Himmel bewahre uns vor allem schüchternen oder gar finstern Ernst.

48.

Erinnerungen und Andeutungen aus meinem Leben*).

A.

Hagedorn's Hühnchen.

Wenn der erste Strahl der Poesie oder auch nur der zu poetischen Träumen hingerichteten Phantasie in mich eingedrungen ist, kann ich nicht genau angeben und vielleicht vermag das auch Niemand, da hier, wie sich von selbst versteht, von keiner durch Buchstaben, sondern durch das Leben selbst veranlaßten dichterischen Empfindung und Anschauung die Rede sein kann. Wohl aber weiß ich, daß ich schon im dritten oder vierten Lebensjahre des poetischen Leidens (der poetischen Empfänglichkeit), der Ahnung eines verhüllten Lebens in dem schein-

*) Bruchstücke aus einem größern Werke, das ich nach einigen Jahren dem befreundeten Theile des Publikums übergeben zu können hoffe.

bar Todten, ſo wie der „Wonne der Thränen“ fähig war. Des erſten gedruckten Gedichts, welches mich mit dem geheimen Schauder der Poeſie anwehte, erinnere ich mich ſehr deutlich, und noch heute wirkt jene Uebermacht, die es auf mich in jenen Lebensjahren ausübte, auf eine ſeltene Weiſe fort. Es iſt die Hagedornſche Fabel vom „Hühnchen und Diamant“, das ich den Leſern, die nur vergeßlich ſind, ohne ſich der Vergeßlichkeit zu rühmen, hier gern wieder mittheile:

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verſcharrt' ihn in den Sand.
„Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieſer ſchöne Stein
Nur ein Waizenkörnchen ſeyn.“

Ich konnte dies Lied nie laut herſagen, ohne von Rührung überwältigt zu werden, weshalb ich das auch bald unterließ, und obwol ich ſonſt im Buchſtabenmalen und Abſchreiben von Gedichten eine ganz eigene myſtiſche Freude fühlte, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, dieſes Gedicht abzuſchreiben, weil ich mich vor demſelben fürchtete. Sonſt machte ich mit den Liedern wenig Umſtände, ſobald ſie bloße Urtheile und Sentenzen enthielten,

und auch die Empfindungen zogen mich nur an, wenn ich den Empfindenden zu sehen glaubte. Wie angenehm mochte das Hühnchen gewesen sein, wie graziös-lebendig und fröhlich! aber jetzt hungerte es, und seine Schönheit war geschwunden. Da suchte es nun überall herum, immer noch harmlos und genügsam, selbst mit der gemeinsten Nahrung; aber auch diese fand es nicht, und der Hunger wurde immer bänglicher und peinlicher, als plötzlich dem schon kranken Auge der magische Schein des schönen Diamanten entgegen funkelte. Wie freut es sich an dem Glanz; aber es kann sich nicht lange freuen, denn irdisches Bedürfen zwingt es, von dem Glanz auch Nahrung zu verlangen, und die hat der Stein nicht. Da verscharrt das arme Hühnchen mit letzter Kraft das leuchtende Kleinod, und stirbt. Das ist freilich eine wehmüthige Geschichte, aber mit nichten weinerlich, denn es ist doch immer schön, daß das arme Thierchen noch vor seinem Ende einen solchen Glanz genossen hat. Ich habe als Kind oft von diesem Hühnchen geträumt und ihm zu Hülfe zu kommen gesucht; doch war es jedesmal zu spät, und der schlimme Sand wollte auch den Diamant nicht wieder geben.

Aber auch in den Jahren der Erwachsenheit

hat mir das Lied zuweilen Sorge gemacht, und in der That iſt es vieldeutig genug. Sind etwa — ich erſchrecke über meine eigene Frage — die deutſchen .... Dichter ſolche verhungerte Hühnchen? und gar im realſten Sinn? Es giebt deren allerdings; indeſſen ſind doch die meiſten, die mir vorgekommen, nicht allzuſehr mit den Sorgen für das Waizenkörnchen belaſtet — ein wenig Bemühung deshalb kann nicht ſchaden — ſondern was ſie drückte, war etwas viel Höheres, z. B. daß man oft den Sand mehr ſchätzte, als den Stein. Die Sache ließe ſich überlegen. Waren denn ferner gar keine Käufer in der Nähe, welche wußten, daß man für einen Diamant viel tauſend Waizenkörner einhandeln kann? Oder wäre etwa gar das verhungerte Hühnchen nichts Geringeres, als ein Abbild unſeres lieben alten Deutſchlands ſelber? Und hungert die beſagte Germania etwa bloß nach Waizen, Roggen, Gerſte und Spelt? Es ſind treffliche Gottesgaben und ſie hätte ſehr recht, wenn ſie darnach verlangte; aber nur? bloß? lediglich? allein nach dieſen? So ſchlimm ſteht es nicht, und ſelbſt eine Geſellſchaft der eingefleiſchteſten Philiſter mag bei der dritten Flaſche recht gern in den Bonbons Räthſel und Charaden finden. Man liebt

also doch offenbar bei uns die Poesie!! Die Poeten müssen sich nur hübsch artig und anstellig zeigen, und das verhungerte Hühnchen hatte doch Unrecht — zu verhungern. — Wie? oder bezeichnete jenes Waizenkörnchen — auf die edelste Getreideart hinweisend — doch noch etwas Anderes? Weder Diamant noch alltägliche Nahrung? Sollte es etwa gar ein noch zu hoffendes schöneres, großartiger gebildetes und für seine großen Denker und Dichter zärtlicheres Deutschland bedeuten? Ein regeres Leben? — Darnach könnte sich freilich selbst ein gutes Hühnchen und Täubchen sehnen, aber darüber vor Gram untergehen wird es schwerlich, und der Dichter hätte, wenn er so etwas gewollt, eher einen Falken oder Adler aufführen müssen. — Uebrigens ist dem alten, doch immer jungen und leider schon als fünf und vierzigjähriger Jüngling geschiedenen Hagedorn manches Bedeutende zuzutrauen, denn schon im Jahre 1746 nannte ihn Klopstock den freien gottvollen Poeten, was viel sagen will. Sonst hat er freilich mit seinem rührenden Gedichte nur wenig anzufangen gewußt, denn er setzt ihm die Zeilen unter:

Unglückselger Ueberfluß
Ohne nöthigen Genuß,
Der ihn schätzbar machen muß.

Die berührten mich als Kind gar nicht, und auch als Erwachsener fand ich sie ein wenig matt und nicht sonderlich hieher gehörig *).

B.

Schönes Wetter.

Es scheint mir sehr wichtig, zu untersuchen, was ein Kind Aeußeres bedarf, um ausgezeichnet vergnügt zu sein. Ich selbst bedurfte außer dem, was die vierte Bitte enthält, nie etwas Anderes — als schönes Wetter, weshalb ich auch, beiläufig gesagt, nie ein Wettergespräch (es hätte sonst ganz ungebührlich lang sein müssen) für uninteressant erklären konnte. Das bloße Wort „Mai" hatte für mich einen Zauberklang **) und die Zusammensetzun-

*) Sollte mir etwa ein Kritiker trocken und verwundert erwiedern: H. habe ja nur eine einfache Fabel machen wollen, und es sei ja Alles ganz offen und äsopisch klar, so will ich ihm bloß die Möglichkeit zu Gemüthe führen, daß er mich doch wol nicht ganz verstanden habe.

**) Um so schmerzlicher war mir ein trüber kaltregnigter, gleichsam mislungener Mai, und schon als Knabe verwandelte ich dann das Logauische Epigramm — das ich sehr früh kennen lernte — „Dieser Monat ist ein „Kuß" in ein ärgerliches: Dieser Monat ist ein „Guß".

„Maiblumen", „Mairegen", „Maibutter" u. s. w. dufteten, kühlten und schmeckten nicht minder schön als die Sachen selbst, die sie bezeichnen. Besser vielleicht. Indessen fand ich doch auch späterhin bald Mittel, auch das schimmste Wetter zu genießen, aber es mußte dann recht schlimm sein. So konnte ich z. B. mit dem bösen November eine Art von Mitleid empfinden, weil alle Welt ihn tadelte und er doch nicht „dafür könne", daß er so garstig sei. Ich fragte ihn oft: „hast Du denn gar nichts Schönes?" und wenn man wirklich kindlich also fragt, findet sich immer eine gute Antwort.

Glaube ja nicht, lieber Leser, als erzählte ich Dir diese Kleinigkeiten als etwas Köstliches und Nachahmungswürdiges; im Gegentheil bitte ich Dich: Frage nicht so viel nach schönem Wetter, als ich that, thue und vermuthlich bis ans Ende immer thun werde. — Ein stetes Maigefühl aber wollen wir Alle stets zu erstreben suchen.

C.

Die Secunde und das Leben.

Schon als Kind und Knabe konnte ich über die Art und Weise, wie die meisten Menschen so hinlebten, sehr zürnen oder Mitleid fühlen, und wenn ich aufmerksam gemacht wurde, daß mir das nicht zieme, so begnügte ich mich, es für völlig unbegreiflich zu erklären. Jeder Eindruck ging bei mir in die Tiefe, besonders aber der, den die Dichter machten. Ich erinnere mich noch sehr wohl, als ich zum erstenmale die Hölty'schen Zeilen hörte:

— — — — jeder Secundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe.

welch' ein ungeheurer Schauder mich ergriff. Ein kleiner Freund sagte dabei: „hübsch gegeben", und es war ein Glück, daß er es sagte, denn ich durfte mich über dies kühle Lob ärgern, sonst hätte mich der Ausspruch des Dichters zu tief erschüttert. Ich konnte seitdem den Perpendikelschlag der großen Wanduhr nicht hören, ohne an Hölty's Wort zu denken. Das Gefühl dabei war nicht weichlich; doch hatte es für das Kind einen viel zu großen tragischen Schauder. Indessen raffte ich mich bald

auf, und ob mich gleich der Gedanke an die unsägliche Kürze des Lebens nie ganz verließ, so beschwichtigte ich ihn doch immer durch den Vorsatz, nach Möglichkeit jede Secunde mit etwas Gutem, Tüchtigem, Heiterm auszufüllen, woraus endlich die Ahnung des — Humors hervorging. Noch heute bin ich überzeugt, daß Niemand wahren Humor haben oder auch nur verstehen könne, dessen Seelengrund nicht ernst, tief und tragisch ist.

Da mir das Leben überhaupt und vollends das Leben jedes Einzelnen überaus wichtig war, so erkundigte ich mich überall eifrig und genau nach der Art, wie man lebe, wurde aber nie befriedigt. Einige konnten gar nicht antworten, denn ach! wenn vom Leben gesprochen wird, wissen sie am wenigsten, wovon die Rede ist; thut aber vollends ein Kind diese Frage, so begreifen sie nicht, wie es etwas wissen wolle, was sie auch als Erwachsene nie sonderlich betrachtet haben, und werden verdrießlich. Andere gaben wirklich Antworten, doch waren sie theils zu materiell, theils zu allgemein. Es war die Rede von vormittägigen Arbeiten, dem zu Tische Gehen, ein wenig Mittagsruhe, Spazierengehen, Komödie, Gesellschaften u. s. w. Das Alles war ganz gut, schien mir jedoch nicht das ei-

gentlich lösende Wort des Räthsels zu sein. Es war ein sonderbarer Zwiespalt in mir, denn während noch jenes Hölty'sche Schreckenswort von der Secunde in mir vorwaltete, konnte ich dennoch nicht begreifen, wie sich die Menschen in die Länge der Zeit fänden, da sie so wenig thaten oder zu thun schienen. Der Tag hat doch nun einmal volle vier und zwanzig Stunden, die durchaus ihr Recht haben wollen. Länger als sechs oder sieben Stunden schläft man doch nicht, und mit Essen und Trinken kann auch höchstens Eine hingebracht werden. Antwortete man mir nun auf meine Frage „wie sie gefüllt worden seien?" „mit Arbeit" oder „immer fröhlich", so war ich trotz der Kürze dieser Replik wohl zufrieden, denn ich war Gott Lob! nicht prosaisch genug, nach einem bestimmten Zwecke der Fröhlichkeit zu fragen, und was die Arbeit betrifft, so erkannte ich die Unbedingtheit des Gebotes gern an. Sehr anziehend war mir auch die Antwort: „man habe viel zu denken gehabt"; fragte ich aber weiter, was man denn eigentlich gedacht habe, so erfuhr ich Manches, was, wie mich dünkte, gar nicht der Mühe werth sei, so weitläufig gedacht zu werden. Alles das, meinte ich, sei ja bereits ins Reine gebracht, und man habe nicht nöthig, immer

wieder von vorn anzufangen. Auch von Nichtsthuerei und geschäftigem Müßiggang erfuhr ich, und daß manche reiche Leute, die keine Geschäfte hätten, sehr an Langeweile litten. Das hatte ich freilich früher geahnet; jetzt aber, da ich die Bestätigung hörte, erschien mir jener Zustand als wahrhaft fürchterlich. Ein sehr reicher, durch Geschäftlosigkeit und Langeweile aufgeschwemmter Mann, der zuweilen mit einem nichtssagenden Gesichte zum Fenster hinaussah und ungehührlich laut gähnte, erregte mein innigstes Mitleiden, aber auch ein unheimliches Gefühl, als brauche er nicht einmal in die Hölle zu kommen, weil er schon darin sei. Dafür aber konnte ich — doch mußte es freilich schönes Wetter sein — selbst die Arbeiter auf der Chaussee von Braunschweig nach Wolfenbüttel sehr glücklich preisen, weil sie doch immer die hübsche Gegend genießen könnten. Nicht ohne Schrecken hörte ich einst von einer Menschenklasse, die man sogar beneidete, weil sie nie nöthig hätten, zu arbeiten, indem sie von ihren Renten lebten, denn mir kamen sie im höchsten Grade unglücklich, ja sündhaft vor; auch meinte ich, sie würden schwerlich sehr geliebt. Sie müßten ferner Langeweile haben, und um diese, als den allerunerträglichsten Zustand, zu verscheu-

chen, würden ſie vermuthlich auf ſchlimme Gedanken und Mittel verfallen. Ich wurde mit dieſem Gedanken, wenn ich ihn ausſprach, faſt immer ausgelacht; da man aber eben nichts Reelles dagegen aufbrachte, ſo blieb er noch eine Reihe von Jahren. Ich weiß, wie lebhaft er mich beſchäftigte und ſelbſt bei Gelegenheiten, wo er wol nicht leicht Jemandem kommt. Als ich einſt auf dem Komödienzettel in dem Perſonenverzeichniß des Luſtſpiels „die Eiferſüchtigen, oder keiner hat Recht" las: „Herr Raſt, ein Mann, der von ſeinen Renten lebt", erklärte ich unbedenklich, dieſer Mann habe gewiß nie Recht, eben weil er bloß von ſeinen Renten lebe, und deshalb nichts zu thun habe. Ich vermuthete, er bringe den ganzen Tag bloß aus Verzweifelung mit Eiferſüchteleien hin, und, da ich gehört, die Dichter hätten die Pflicht, im fünften Acte auch die ſchlimmſten Leute zu beſſern, ſo hoffte ich, er werde dann wenigſtens die Hälfte ſeiner Renten verlieren, dafür aber ein gutes Amt bekommen, z. B. das eines Nachtwächters, ein Geſchäft, für das ich ein beſonderes Intereſſe hatte, worauf ich vielleicht ein andermal zurückkommen werde. Mein Abſcheu vor allem Müßiggang wuchs ſo ſehr, daß, als ich einſt von einem funfzigjährigen

Manne hörte, der im Schlafrock und Pantoffeln Vormittags in der großen, schönen Küche auf und ab zu gehen pflegte, und zuweilen in die Töpfe guckte, die sehr gefährliche unmoralische Aeußerung wagte, der liebe Gott werde gewiß einem tüchtigen leidenschaftlichen Mörder weit eher vergeben, als solch einem miserablen Lump, worüber ich, wie billig, einen sehr strengen Verweis erhielt.

Möge hier Niemand bei diesem Widerwillen gegen alle Nichtsthuerei eine bloß moralische Pedanterie ahnen. Die konnte es nicht sein, weil sie sich in keiner einzigen andern Beziehung zeigte. Alle Uebertreibungen eines an sich richtigen Gefühls gingen nur aus dem Unvermögen hervor, die furchtbare Raschheit der Secunde mit der Länglichkeit und Zähheit einzelner Stunden und Tage zu Einem Gesichtspunct zu versammeln, was mir erst als Jüngling völlig gelang. Nur wer das vermag, hat ein Recht, über den Knaben, der die Zeit noch nicht als Ewigkeit, und die Ewigkeit noch nicht als Zeit erfaßte, zu lachen; wer es nicht vermag, würde wol noch tief unter jenem Knaben stehen, weshalb ich ihm rathen möchte, die Stacheln gegen sich selbst zu schärfen, und erst recht honett un-

glücklich zu werden, um dadurch nach und nach auf honette Glückſeligkeit Anſpruch zu bekommen.

Ferner will ich noch, um bei Leibe keine zarte Seele zu betrüben, gern hinzuſetzen: Erſtlich, daß ich ſeit der Zeit die Freuden des ächten ſüßen Nichtsthuns ganz und gar erkennen gelernt habe; zweitens, daß ich den Stand der von ihren Renten lebenden Menſchen viel heiterer anſehe, und glücklicherweiſe einige ſehr ſchätzbare Rentiers und einige ſehr liebenswürdige Rentieren kenne. — Drittens: Noch immer habe ich die Sitte, bei der Lectüre eines neuen Komödienzettels mir das Stück dazu zu machen, aber ich gehe keineswegs dabei ſo fürchterlich zu Werke, wie ehemals bei den Schröderſchen Eiferſüchtigen. Jetzt richte ich Alles ſehr luſtig zu, und ohne Ruhm zu melden, meiſtens kurzweiliger als das iſt, was ich dann Abends nach ſechs Uhr zu hören bekomme.

D.

Rede und Geſang.

Kann ich, wie oben geſchehen, ſo ungefähr angeben, wann der erſte Strahl der Poeſie in mir zündete, ſo vermag ich dies bei der Muſik nicht,

denn ich erinnere mich keiner Zeit — eine dunkle Erinnerung reicht bis in den Anfang des dritten Lebensjahrs — in der ich nicht ihre Wonne gefühlt hätte. Sie schien mir keine Kunst, sondern die höchste und eigentliche Natur; ich meinte, man spreche nur aus Bequemlichkeit und weil doch meistens von unbedeutenden Dingen die Rede sei; alles Schöne und Erhabene müsse gesungen werden, wobei ich mich späterhin auf den Kirchengesang und auf das stete Singen in den Psalmen Davids berief. Luthern liebte ich zuerst wegen seiner großartigen genialpraktischen Liebe für die Musik, und vielleicht habe ich als Knabe Niemanden so sehr gehaßt als Zwingli, weil er sich mit so schlechtem Witz — (wenn anders die bekannte Anekdote wahr ist) — gegen den Kirchengesang erklärte. Dann erst ging mir der Gedanke an die reine Kunst und Musik der Sprache selbst auf, allein nun trafen mich auch desto größere Leiden, denn mit welchem Leichtsinn und Ungeschick behandeln die meisten Menschen ihre Sprache! Sie wollen nichts weiter damit, als ihr gewöhnlich nur materielles Bedürfniß zu erkennen geben. Selbst ihr physisches Organ zu bilden, fällt ihnen kaum ein. Wir hören meistens dumpf und dunkel, oder krächzend

und ſtöhnend, blökend oder bellend, ſchnatternd oder zirpend, ſtotterig oder ſtockig u. ſ. w. reden. Und nun vollends die eigentliche Kunſt der Rede, die doch nichts weiter zu berückſichtigen hat, als das edeleinfältige Geſetz der Natur, wie wird ſie vernachläſſigt! man darf kaum ſagen „vernachläſſigt" denn es fällt nur Wenigen ein, ſich darum zu bekümmern. — In wie weit ſich dieſe Sünde auch bei den gebildeteren Ausländern findet, weiß ich nicht genau zu beſtimmen; daß ſie ſich aber bei den Deutſchen am meiſten rächt, leuchtet ein, da unſre Sprache (unſäglich ſchwer, weil ſie genialiſch iſt) nur dem Tiefſinn und der Kindlichkeit, dem edeln Denker und der harmloſen Naivetät leicht zu handhaben ſein kann. — Und doch will ſie Jeder aufs Gerathewohl ſo hinſprechen! — Jene Sünde iſt aber auch eine unverzeihliche, denn unter allen Völkern, (die Italiener vielleicht ausgenommen) hat keines ſo viel Anlage zum Geſang, als das unſrige. Ich habe manche Kinderfrau Wiegenlieder, und manche Chorſchüler in kleinen deutſchen Städten Choräle ſingen hören, mit ſo rein ſtarken oder ſanft milden und ſichern Tönen, daß ich nur ſchnell reiche Lords und feurige Vicomtés herbeigewünſcht hätte, um ſie für die weitere Ausbildung von Stimmen zu

interessiren, die sie in ihrem Vaterlande nicht leicht gefunden haben würden, und die bei uns ziemlich gewöhnlich sind. Schade nur, daß manche dieser guten Sänger und Sängerinnen die Sprache so vernachlässigen, und ich habe als Kind nie begriffen, wie sich solche am Clavier mit melodischen Tönen begabte Personen in ihrem Gespräche mit widrig schrillender, splitterig zerhackter Rederei begnügen konnten. Manche, und zwar die herrlichsten Lieder sollten immer nur gesungen gelesen werden, denn sie sind ohne Zweifel singend geschaffen worden, z. B. das über alles Lob wort, aber nicht über allen Gesang erhabene Goethische „Füllest wieder Busch und Thal neu mit Nebelglanz" u. s. w. Ich habe als Knabe, noch ehe ich des Dichters Ausruf: „O wie häßlich sieht in Lettern schwarz auf weiß das Lied mich an!" kannte, oftmals gesagt, es sei zu bedauern, daß dergleichen jemals mit der Druckerschwärze etwas zu thun habe. Das war freilich sehr „überschwenglich" gesprochen, aber ein guter Sinn liegt doch darin.

Andere Gedichte scheinen sogar beim bloßen Leser nur von geringem Gehalt, und zeigen ihre ganze Macht erst durch den Gesang, den sie aber nicht erst von außen bekommen, sondern eigentlich

mitbringen. So kann ich mir z. B. denken, daß ſelbſt ein ganz leidlicher Menſch die beiden Gedichte von der Schäferin: „An dem ſchönſten Frühlingsmorgen“ und „Bei dem Glanz der Abendröthe“ nur „recht artig“ findet; vermag er aber ſie zu ſingen, oder hört er ſie mit rein thätiger Aufmerkſamkeit muſikaliſch vortragen, ſo wird er in ihnen ein vollſtändiges, höchſt anmuthiges Gemälde von angenehm leichtfertigem Uebermuth und ſinnvoll ſüßer Beſtrafung, einen kleinen dramatiſch-idylliſchen Roman mit dem ſchönſten Wechſel der Decorationen zu genießen bekommen.

Aber ich gehe noch weiter, denn warum ſollten wir bloß ausſchließlich von metriſchen Gedichten reden? Die ächte Proſa z. B. für den Roman, Biographie, Geſchichte u. ſ. w. ſteht eben ſo wohl unter den Geſetzen der Muſik und des Geſanges, als die ſogenannte gebundene Rede, und die meiſten Kapitel im Wilhelm Meiſter — um doch ein Beiſpiel anzuführen — deuten auf einen gewiſſen poetiſch-rhetoriſchen Generalbaß hin, deſſen Exiſtenz (obwohl bisher nie erwähnt) doch nicht zu bezweifeln iſt.

Es iſt etwas unendlich Zartes mit der Stimme des Wohllauts, die in einer Menſchenbruſt „woh-

nen" kann. Sie gleicht einem edelreinen, auf eine geheimnißvoll höhere Abkunft deutenden Schwan, doch läßt sie sich nicht, wie dieser (nach der Fabel), nur sterbend vernehmen, obwol freilich im Tode um den melodischen Menschen die süßesten Melodien rauschen mögen, wenn nicht etwa ein roher Krankheitsdämon auch dann noch mit Fäusten nach ihm schlägt. — Ist aber die Gesangesstimme so zart, so sollten wir sie wahrlich nicht bloß vor Erkältung durch äußere Luft schützen, sondern vor allen solchen Leidenschaften, die in sich selbst und in ihrer Erscheinung keiner Harmonie fähig sind. Es ist ein entsetzlicher Gedanke, daß ein edler Sänger oder eine zarte Sängerin in einer einzigen Nacht, ja vielleicht in einer einzigen Minute ihre Stimme auf immer verlieren könne, und welch ein Erwachen dann mit der kranken Brust, aus der die Nachtigall oder der Schwan entflohen sind!! Dann giebt es nur den Einen Trost, daß die innere Musik, die sich Niemand erlassen darf, vor keinem Novemberschauer entweicht, sondern nur durch unsre eigne Schuld. Und die sei ewig fern von uns! —

Schon als Knabe konnte mich indessen jener Gedanke, wie leicht eine schöne Stimme verloren gehe, gewaltig ergreifen, und um so mehr, da ich

bei etwaigen Klagen deshalb, selten nur Theilnahme fand. Die Menschen in der Regel sind so sehr mit ihren momentanen Zuständen beschäftigt, daß sie nicht wohl begreifen, wie man besonderes Interesse einem Leiden schenken möge, das in ihren Kreisen nicht vorkommt. Wird der Vetter Michel und die Base Trine, die doch sonst ihr Eß- und Trinklied leidlich singen, auch einmal heiser: das ist kein Unglück; ja *bleiben* sie heiser, was wäre es mehr? Man würde es kaum merken.

In späteren Jahren milderte ich mir jenen trüben Gedanken durch den oben angegebenen von der innern Musik und setzte gewöhnlich hinzu, es sei doch gar schön, daß, wenn Jemand als ein tugendhafter Mensch zu Bette gehe, er doch die gewisse Aussicht habe, auch als eine wohlanständige und moralische Person wieder aufzuwachen. Diesem großen Ernst liegt jedoch der Muthwille und der Humor sehr nahe, und wir brauchen uns nur einmal das *Gegentheil* zu denken, um vor unsern Augen eine Welt des Lächerlichen eröffnet zu sehen. — Wie? wenn einmal der allersolideste Philister mit den moderatesten Gedanken einschliefe, und als beißend satyrischer Dichter wieder aufwachte? oder wenn eine zarte Dame im Blüthenalter der Em-

Empfindung, ganz erfüllt von Mondscheingefühlen einschlummerte und die aufgehende Sonne mit furchtbaren, auserlesenen Dragonerflüchen begrüßte? u. s w. Es ließe sich daraus ein vortreffliches phantastisches Lustspiel bilden, aber es würde dazu eine Fröhlichkeit gehören, die von der jetzigen Zeit eben nicht begünstigt wird. — Wider ihren Willen, ja zu ihrem größten Leidwesen haben indessen schon manche sehr ernsthafte Dramen- und Romanendichter hier gewissermaßen vorgearbeitet. Manche Romanperson, die Seite 15 als ein sehr gefährliches, grausames und fürchterliches Wesen verkündet wurde, zeigt sich schon Seite 50 höchstens als ein mittelmäßig stößiger Widder, und Seite 500 als ein nur etwas schmutziges Schaaf, dem ein Paar Hörner aufgebunden sind, und mancher dramatische Bösewicht theilt mit dem König im gestiefelten Kater das Schicksal, daß man sich im Parterre in's Ohr flüstert, er bleibe seinem Charakter doch auch keinen Augenblick getreu.

Die Sache ist ergötzlich genug, um gelegentlich einmal zu ihr zurückzukehren.

E.

Menſchenkenntniß und Menſchenliebe.

Es mag befremden, aber ich muß unumwunden ſagen, ich habe mich in meinem ganzen Leben nur ſehr ſelten in einem Menſchen geirrt, d. h. ich habe beim erſten, zweiten oder höchſtens dritten Geſpräch immer genau gewußt, wie es mit ihm ſtehe, oder ob er überhaupt ſtehe. Damit dies aber nicht zu ſtolz klinge, ſo will ich zuvörderſt erklären, daß ich jedem Denkenden und Fühlenden daſſelbe Talent zuſchreibe, und es bloß auf ihn ankommt, es auszubilden. Aber freilich wie ſelten wird das ſinnliche Anſchauungsvermögen und nächſtdem das geiſtige geübt! Die wenigſten Menſchen können auch nur ein gemaltes Bild recht anſehn; wie möchten ſie ſich aus dem Geſicht, den Geberden und der ganzen Haltung eines Menſchen ein Ergebniß zu ziehen wiſſen! Schon der Umſtand iſt ſchlimm, daß ihnen jedes neue Geſicht meiſtens imponirt, weshalb ſie daſſelbe auch furchtſam ſtaunend anzuſehen pflegen, wie etwa — (ich kann die alte derbe ſprichwörtliche Redensart nicht unterdrücken) — die Kuh das neue Thor. An die Geſichter der Tanten und Oheime haben ſie ſich nach und nach glücklich

gewöhnt, denn sie verspeisen wöchentlich zweimal mit ihnen ihren Braten und ihre Langeweile, und wenn sie auch keineswegs immer „so fröhlich zusammen sitzen", und einander „so lieb haben", so fühlen sie doch die Behaglichkeit der Ungenirtheit. Sie werfen kein Senkblei mehr aus, und es fällt auch nie ins Unermeßliche, sondern sie können ohne alle Mühe in die kleinen, kurzen Seelen hinunter gucken und jeden Kieselstein zählen. Wie aber, wenn nun plötzlich ein armenisches, spanisches, schottisches u. s. w. Gesicht hereinträte? Entweder schaudern sie zurück und wollen nichts damit zu thun haben, oder sie finden es in unendlicher Gutmüthigkeit im höchsten Grade interessant, und können dann aus Demuth den Besitzer jenes ausgezeichneten Gesichts nicht kennen lernen.

Andere sind viel zu leichtsinnig und oberflächlich, um die Menschen zu erkennen, Andere geben sich nicht einmal die Mühe, sie wollen bloß Conversationsbekannte und dazu sind in der Regel auch die gewöhnlichsten Weltleute und Geschäftsmänner (so lange sie nicht durch Ausschweifungen oder zu vieles Arbeiten abgestumpft sind) gut genug. In jedem Falle bleibt jedoch die Kunst, im Menschen zu erforschen, eine wahrhaftige Kunst, die sich eben

so wenig lehren läßt als die Poesie, obwol man Manches angeben kann, was dazu gehört, und was nicht. Zur Menschenkenntniß ist vor allen Dingen nöthig die Menschenliebe; das Geringhalten der Menschennatur überhaupt, so wie Mistrauen im Allgemeinen haben immer Unrecht.

Wie aber alle Tugenden unter den einengenden Bedingungen des Lebens nie eine vollständige Glückseligkeit bewirken, sondern im Gegentheil die zartesten (wenn auch immer bildenden) Schmerzen erzeugen können, so ist gerade die Menschenliebe die Tugend, welche, wenn sie die Menschenkenntniß befördert hat, uns dennoch den ruhigen Genuß derselben nur selten verstattet. Es nähert sich uns ein Mensch mit Neigung und Vertrauen, er hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, unsre Bekanntschaft zu machen, er wünscht mit besondrer Lebhaftigkeit, wir sollen ihm weiter helfen; das rührt uns und wir fühlen einen innern Drang, ihm zu helfen; aber wie wir ihn näher betrachten, finden wir doch Eitelkeit, und das „Zuvörderst sich selbst wollen" als herrschendes Princip in ihm. Dennoch hoffen wir noch immer, wir haben uns getäuscht, und in stillen Abendstunden spricht dann die Menschenliebe: „Stehe es auch mit ihm sehr mangel-

haft, er ist doch hülfsbedürftig, und Du wolltest ihn um Deiner Bequemlichkeit willen verstoßen, oder auch nur rauh und unfreundlich behandeln? Alle Menschen sind ja Brüder und Schwestern und man muß Geduld und Nachsicht haben. Und dann denke Dir nur, welch eine Freude für Dich, wenn Du ihm wirklich helfen könntest! — Doch selbst wenn *nicht*; helfen *wollen* ist doch auch schon helfen.“ Dann kommt vielleicht noch eine gewisse halb tugendhafte, halb schwächliche Klugheit hinzu, und sagt: „Bedenke ferner: Du hast Dich ja doch schon drei- bis viermal mit ihm ziemlich eingelassen, und, vom Wein, Musik und Poesie des Abends beflügelt, warst Du recht freundlich gegen ihn; willst Du nun mit einemmale grämlich thun?“ u. s. w. Dann wird der Umgang fortgesetzt, bei dem nie etwas Gedeihliches herauskommen kann. Wir haben einen Lästigen mehr in unsern stillen Kreis dringen lassen, und wenn er sich endlich bei fortschreitender Mishelligkeit *doch* entfernen sollte, wird es schwerlich ohne unangenehmes Gepolter abgehen. Ach! und wäre es nur damit abgethan; aber dem ist nicht also, denn jene feineren und tieferen Schmerzen bleiben *immer*, da, abgerechnet, daß der bessere Mensch Respect selbst

vor den Trümmern einer untergegangenen Freundschaft bewahrt, er auch gewöhnlich die traurige sinnvolle Unart hat, zu oft an den verwelkten und doch noch immer stark duftenden Kränzen der Vergangenheit zu riechen. Wir können alle diese Leiden beseitigen, so bald wir uns nur um die deckende Moosrinde oder Schildkrötenhaut bemühen wollen, in denen so viele Menschen einher stolziren; da indessen eine solche Bemühung eben so unmoralisch als unästhetisch sein dürfte, so werden wir veranlaßt, uns bei den angegebenen Umständen so gut einzurichten und zu behelfen als möglich. Wer die edelsten Freuden genießen will, darf auch die tiefsten Schmerzen nicht umgehn, und wer siegen will, scheut die Wunden nicht. Giebt es ja doch auch verklärte Wundenmaale!

F.

Das Urtheil.

Ich hatte als Kind und Knabe einen besondern Respect für das Urtheil der Erwachsenen, denn ich glaubte, es sei das Ergebniß eines besonnenen und möglichst tiefen Nachdenkens; aber ach! wie oft wurde ich hier getäuscht. Im Besitz eines über-

aus ſtarken, treu behaltenden Gedächtniſſes mußte ich mit Schrecken erfahren, daß die meiſten Menſchen gar kein conſequentes Urtheil haben, und häufig ohne Sicherheit am 1. Januar loben, was ſie am 1. Februar gleichfalls ohne Entſchiedenheit bitter ſchmähen. So erinnere ich mich eines Mannes, der im Jahre 1790 innerhalb vier Wochen den Grafen Mirabeau, (der mir ſelbſt natürlich völlig unbekannt war) zweimal ſehr gerühmt und zweimal ſehr getadelt hatte; ohne auch nur im mindeſten um ſeinen Wankelmuth zu wiſſen. Mich betrübte dergleichen Gehaltloſigkeit ſo ſehr, daß ich nicht ſelten meine Zuflucht zu dem Glauben nahm, ich hätte wol nur falſch gehört; doch kamen der Fälle zu viele vor und ich reichte mit der Hoffnung, misverſtanden zu haben, nicht weit.

Mein eigenes Urtheil blieb ſich faſt immer gleich, und wenn ich es ja einmal ändern mußte, erklärte ich mir ſelbſt und Andern, die es hören wollten, mit Genauigkeit, weshalb ich mich hätte entſchließen müſſen, es zu verwandeln. — Was?! Das Urtheil eines Kindes und Knaben war feſt und dauerhaft? Ich wundere mich nicht über dieſe Verwunderung, doch kann ich ſie vielleicht heben. Das Urtheil des Kindes und Knaben entſteht nicht

durch Reflexion, sondern ist lediglich das Product der Anschauung, unmittelbar aus der Totalität des Gemüths: Liebe oder Abneigung; Liebe aber, auch die des Kindes, ist gar nichts, wenn sie nicht dauernd ist. So liebte ich z. B. Gellerts Fabeln gar sehr, weil sie mir wie lebendige, gutmüthig scherzende und verständige Freunde erschienen, und es freute mich, daß werthe Männer und Frauen diese Liebe billigten. Auch ein achtzehnjähriger Primaner, den ich für einen ausgezeichneten jungen Mann hielt, stimmte bis dahin immer ein und ließ einige Verehrung für jene Werke blicken. Leider aber hatten ihn ein paar abgeschmackte Recensionen, Gott weiß aus welchem alten Journal, andern Sinnes gemacht, und er äußerte nunmehr, es sei doch, beim Lichte besehen, an Gellert wenig oder nichts. Mir wurde dabei selbst körperlich übel: ein Geschick, dem ich leider auch als Erwachsener zuweilen ausgesetzt bin. Jener Jüngling war nicht schlimmer als viele hunderttausend Menschen, für die am besten das Wort „Sandhaufen-Naturen" paßt. Aber freilich das Wissen, daß es eine ungeheuere Menge solcher zerrissener und zersplissener Naturen giebt, kann den Stachel des Schmerzes über sie nicht abstumpfen.

G.

Freudenstörung.

War also auch mein Urtheil gesichert, so war es desto weniger meine Freude, und ich muß sehr klagen, wie leicht sie, wenigstens für den Moment, gestört werden konnte, und noch heut zu Tage kann ich z. B. Gellert nicht leicht lesen, ohne an die vielen Ungerechtigkeiten zu denken, die sich eine spätere Zeit gegen ihn erlaubt hat.

Dasselbe gilt natürlich auch und noch mehr in Beziehung auf lebende Menschen, die ich liebe. Wird über sie viel hin und her gesprochen und kreuz und quer Tadel vernommen, so werde ich mich ihrer mit großer Wärme annehmen und — wir sind ja Alle am beredtesten, wenn wir unser Geliebtes vertheidigen — nicht selten den Sieg davon tragen; aber meine Freude ist doch gestört! Es hat noch in meinen Jünglingsjahren Perioden gegeben, in denen ich die Mehrheit der Menschen lediglich für privilegirte Freudenstörer ansah. Ich haßte sie deshalb durchaus nicht, sondern bedauerte sie herzlich, denn da es ihnen an Liebe fehle, hätten sie auch — dünkte mich — eigentlich kein wahres Leben und keine wahre Freude und

müßten deshalb wol auf Freudeſtörung ausgehen, um doch wenigſtens etwas zu thun zu haben und ſcheinbar fort zu exiſtiren. Man ſoll — ſage ich jetzt als Mann — die Sache nicht ſo auf die Spitze ſtellen, und die Zartheit des Gefühls nie und in keinem Falle zur Weichheit werden laſſen, doch wird man wohl thun, von den Gegenſtänden ſeiner Liebe immer nur zu den Auserwählteſten zu reden, und auch dann nur mit dem innigſten, aber beſcheidenſten Ausdruck, der ſich bekanntlich mit der Tiefe des Sinnes am beſten verträgt. — — Indeſſen bleibt es doch immer eine zarte Sache mit der Freude, und auch die ſchönſten Sentenzen beſchwören ſie nicht ſogleich zurück, wenn ſie einmal geſtört worden iſt.

H.

Caricaturen des Mephiſtopheles.

„Kommſt Du nur immer anzuklagen?“ ſpricht (bei Goethe) der „Herr“ zu Mephiſtopheles, und hat ohne Zweifel mit dem Tadel, der in dieſer Frage liegt, vollkommen Recht. Indeſſen kann

jenes Wesen, sobald wir ihm seine Existenz zugeben, durchaus nichts anders als anklagen, und dem klugen Teufel ist es in so weit zu verzeihen, denn da er selbst erklärt, daß ein „Discurs wie dieser da" (den er mit der Hexe hat) „gerade der ist, den er am liebsten führt," so kann er im Verhältniß zu der göttlichen Klarheit nichts weiter thun, als „anklagen" und verdammen. Geschieht das nun mit Geist, so hört man gern zu, bedauert aber um so mehr, daß in menschlichen Verhältnissen gerade die nicht sehr klugen Teufel gerade am meisten von Anklagen Profession machen. Nur wer das ewige Ja in seiner Seele hat, darf nach tausend Seiten hin nein sagen; wer aber jenes Ja nicht hat, dessen Fertigkeit und Lust am Neinsagen ist durchaus gehaltlos. Ich habe als Knabe und Jüngling kaum ahnen können, wovon eigentlich jene ewig Negirenden, alles Positiven Entbehrenden geistig zehren und leben, bis mir endlich ihr trauriger Mechanismus fortzudauern deutlich wurde.

I.

Das Vergessen.

Wie man, was einmal in das Innere der Seele aufgenommen worden, jemals vergessen könne, habe ich nie begreifen wollen, und es schien mir stets der unsterblichen Seele höchst unwürdig, einem durchsickernden Danaidengefäße zu gleichen, und doch sah ich eine Unzahl solcher Gefäße. Die Menschen, die doch sonst in der Regel ziemlich eitel sind, tragen kein Bedenken, sich eines schwachen Gedächtnisses anzuklagen. Es mag hingehen, sobald nur von Vocabeln- und Zahlengedächtniß die Rede ist, obwohl wir billig auch das so viel möglich zu stärken suchen sollten. Haben wir aber bei jenem Geständnisse das Gemüthsgedächtniß im Sinne, so ist die Schwäche desselben eine wahre Sünde, und wer sich ihrer anklagt, sagt, ohne es zu wollen: „ich bin eine poröse, siebartige Natur.“

Im Gegensatze aber ist ein Alles behaltendes, durchaus Nichts vergessendes Gedächtniß ein großartiges Unglück, und es ist wohl zu begreifen, wie Themistokles einst einem sogenannten Gedächtnißkünstler, der ihm seine Wissenschaft für einen mäßigen Preis anbot, einen viel größern verhieß, wenn

er ihn die Kunst zu vergessen lehren könnte. Gewiß nur Weniges wollte er vergessen, aber auch dies Wenige kann Leiden genug geben.

G. A. Bürger sprach noch auf dem Sterbebette mit tiefer Rührung die bekannten Matthissonschen Worte aus;

„Psyche trinkt und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgebild hinab."

Untergehend in der „See von Plagen" wußte der herrliche Dichter und tief verwundete unglückliche Mensch keinen bessern Trost, als einen Tropfen aus Lethe's Wellen. Aber das Christenthum kennt keinen Lethe, doch wenn wir ihm ganz vertrauen, ahnen wir wohl, daß es unendlich mehr hat und uns geben wird, als den Vergessenheitstrank, und wenn auch alle unsre edlen Wunden sich hienieden niemals schließen, sondern immer fortbluten sollten: in dem reinern Aether einer noch verhüllten höhern Welt werden sie alle heilen.

Bei dem Verleger dieses Werkes sind 1831 folgende Schriften erschienen:

Franz Horn, Fortepiano. Kleine heitere Schriften 1r 2r (u. 3r) Theil. Jeder à 1 Thlr.

(Ganz ausgezeichnet günstig beurtheilt in den Blättern f. lit. Unterh. 1831 No. 240, im Abendzeitungswegweiser 1831 No. 94. im Gesellschafter, im Freimüthigen ꝛc. ꝛc.)

Dr. Carl Rosenkranz (Professor in Halle) die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch. 1 Thlr. 20 gGr.

(Dieses für Philosophen, Geschichtsfreunde, Theologen, überhaupt für Jeden, der auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, äußerst wichtige Werk wurde unter Andern in den bekannten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1831 No. 91 — 93.) einer sehr ausführlichen gelehrten und empfehlenden Recension gewürdigt.)

v. Tönges, Schicksale und Beobachtungen während des Rückzuges der französischen Armee aus Rußland v. Nov. 1812 bis April 1813. 6 gGr.

(Ein anspruchloses Schriftchen, welches namentlich in den Blättern f. lit. Unterh. 1832 No. 10 sehr empfohlen wurde.)

Lies mich! Taschenbuch für gesellige Unterhaltung. Gebunden, mit Goldschn. u. Scheide. 1 Thlr. 8 gGr.

(Dieses neue Taschenbuch hat bereits im Abendzeitungswegweiser 1831 No. 99. ein außerordentliches Lob eingeärntet. Vergl. auch Jenaische Lit. Zeit. 1831. No. 297. Die Beiträge sind von Dr. Pustkuchen-Glanzow, E. Karoli, E. Hölterhoff und W. Jemand.)

Der ewige Jude, Didactische Tragödie von W. Jemand. Geh. 16 gGr.

Aus den bis jetzt erschienenen Recensionen dieses Werkchens erlauben wir uns folgende Stellen auszuheben:

„Unstreitig am besten ist dem Verf. der ewige Jude selbst gelungen. Fest und sicher führt Ahasver

seine in tausend Jahren gewonnene Philosophie durch. Und diese Philosophie zeigt uns einen vernünftigen Glauben, dessen genügende Wahrscheinlichkeit nicht aus dunkeln Gefühlen entsprungen, sondern in bestimmten Umrissen vor der Seele liegt. Sehr treffend ist die Individualität der Person mit den von ihr ausgesprochenen religiösen Ansichten in Verbindung gestellt. Vorzüglich schön geht durch die Zeichnung in der tiefen Trauer des ewigen Wanderers der Mangel des erwärmenden Lichtstrahls der Liebe ꝛc."

Zeitschrift Herrmann 1831. Nr. 63.

„Der Hauptzweck dieser Tragödie ist ein didactischer, so sehr der Verf. auch von warmer Liebe zur Poesie durchdrungen ist. — — Die Schlußzeilen:

„Wenn Du in Trotz beharrst, so bleibst Du hier u. s. w." enthalten die wesentliche Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt. Und damit ist denn der Gedanke ausgesprochen, daß aus dem Trotze gegen Gott, aus der Entfernung von ihm, die bald in Entzweiung mit ihm übergeht, nur ein unseliges „Hierbleiben," ein leeres, nichtiges, unwirkliches Daseyn hervorgeht, das seinem Begriff nicht entspricht und das bei endloser Dauer nur immer unbefriedigender erscheint. — So lange Ahasver nur klagt und trotzt und flucht, bleibt er in nie endender Unseligkeit, sobald er aber die göttliche Erbarmung für sich anfleht:

„Du Unerforschlicher! Allmächt'ger! Du,
Des Weltalls ew'ge Seele höre mich! u. s. w."

wird sie ihm verheißen. — — Indem nun der Verf die Sage vom ewigen Juden von dieser Seite aufgefaßt hat, indem er den Ahasver am Schlusse zur lebendigen Erkenntniß seiner Unseligkeit und zum Gebet führt, und ihm darauf die Gnade Gottes und Erhebung aus dem irdischen zum wahren, vollkommenen Leben verkündigen läßt, hat er sich auf den höchsten Standpunkt gestellt, woraus die tiefsinnige Fabel betrachtet und das Räthsel des Lebens gelöst werden kann ꝛc"

Westphälischer Anzeiger 1831. Nr. 66.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2363
H24F6

Horn, Franz Christoph
Fortepiano

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 01 006 0